OSCAR KAUFFMANN

AUS INDIENS DSCHUNGELN

ERLEBNISSE UND FORSCHUNGEN



KURT SCHROEDER · VERLAG · BONN u. LEIPZIG ·





Halali!

Kauffmann

Aus Indiens Dschungeln

Dritte Auflage

Aus Indiens Dschungeln

Erlebnisse und Forschungen

von

Oscar Kauffmann

Mit 228 Abbildungen und 2 Karten

Dritte Auflage

1 · 9 · 2 · 4
Kurt Schroeder / Verlag / Bonn und Leipzig

Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

Vorwort zur ersten Auflage

Früher, als ich ursprünglich beabsichtigte, sehe ich mich veranlaßt, meine Eindrücke von Indien niederzuschreiben.

Ich bin mir wohl bewußt, daß zehnjährige Reisen und Studien eines Einzelnen nicht genügen, um sich auch nur annähernd in die gewaltigen Gegensätze der indischen Tropenwelt hineinzuversetzen.

Je tiefer man in die Geheimnisse dieser so eigenartigen und mannigfaltigen Welt eindringt, je mehr man die verschiedenen Rassen, Mischrassen und Völker Indiens kennen lernt, um so unentwirrbarer scheinen immer wieder von neuem die Pfade in diesem „Irrgarten", dem Wunderlande Indien!

So weit es mir möglich war, habe ich absichtlich die Wege, die der Fuß anderer betreten hat, zu vermeiden gesucht. War es doch vor allem das indische Dschungel, das mich mit seinem einzigartigen Waldeszauber in seinen Bannkreis zog. —

Wenn auch Afrika eine viel größere Zahl und Mannigfaltigkeit an jagdbaren Tieren aufweist und mir bekannt ist, daß dort dem Jäger eine weit bedeutendere Wildstrecke winkt, so übt dennoch das indische Wild einen um so größeren Reiz auf mich aus, zumal in grauer Vorzeit unsere Vorfahren fast dieselbe Fauna zum männlichen Tun und frohen Gejaid veranlaßte.

Meine Feder reicht nicht annähernd aus, weder die Erhabenheit und den Zauber des indischen Dschungels noch den Eindruck seines edlen und wehrhaften Wildes zu schildern.

Ich kann mich nur darauf beschränken, Erlebtes wiederzugeben und Betrachtungen mannigfaltiger Art von meinem Standpunkt aus daran zu knüpfen.

Welche Gegensätze allein schon drängen sich dem Beobachter auf, wenn er sich heute am Lagerfeuer primitiver Waldmenschen und wenige Tage später im Trubel einer modernen indischen Großstadt befindet!

Überraschende Analogien mit unserer eigenen Entwicklung habe ich dabei feststellen können. „Was wir in Welt und Menschen lesen, ist nur der eigene Widerschein." Vor allem habe ich die Worte J. J. Rousseaus schätzen gelernt: „Geht in die Wälder und werdet Menschen!" —

Reisen und Expeditionen in das Innere verlangen Opfer vieler Art. Nur beschränkte Mittel im Verhältnis zu den großen Unkosten standen mir zur Verfügung. —

Es ist mir eine Freude, meinen Freunden und Gönnern zu danken, die mit Rat und Tat mich unterstützt haben. Leider ist es mir nicht möglich, ihrer Aller an dieser Stelle zu gedenken. Ich komme auf ihre bereitwillige Hilfe im Verlaufe meiner Fahrten und Wanderungen zurück.

Dennoch möchte ich mein Werk nicht hinausgehen lassen, ohne meinen höchsten und hohen Gönnern: Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Hessen und bei Rhein, Lady Brandis in Bonn und Sr. Exzellenz Lord Ampthill, früherem Gouverneur von Madras und stellvertretendem Vizekönig, jetzt in Milton Ernest Hall, Bedford, noch einmal meinen besonderen Dank auszusprechen.

Schließlich gedenke ich noch dankbaren Herzens meiner betagten Eltern.

Marburg (Bez. Cassel),
im März 1911.

Oscar Kauffmann.

Vorwort zur zweiten Auflage

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage meines Buches habe ich noch eine dritte Expedition nach Burma 1912—13 unternommen, deren Schilderung ich angliedere. In den Jahren 1919—21, auf meiner sechsten Indienreise, weilte ich in Holländisch-Indien. Von Java aus besuchte ich die Perle von Insulinde, die Insel Bali. Im übrigen habe ich verschiedene Fragen und Probleme, deren Beantwortung und Erklärung mir unzureichend schienen, näher zu betrachten versucht. Es sind aber auch nur Streiflichter und betreffen, hier und dort verstreut, hauptsächlich die Gegensätze zwischen der Ideenwelt des Abendlandes und der des fernen Ostens.

Marburg a. Lahn,
im Mai 1923.

Oscar Kauffmann.

Inhaltsübersicht



I.

Zentral-Provinzen

Noch vordem der indische Sonnenball seinen Tageslauf begann, weckte mich heiseres und fortwährendes Gekrächze zahlreicher Krähen aus tiefem Schlummer. Im allgemeinen bin ich kein Freund vom frühen Aufstehen. Aber hier im Herzen Indiens war im Augenblick alle Müdigkeit überwunden, als mir mein Diener Lahori das erste Frühstück, das „chota hazri", aus einer Tasse Tee und einigen Früchten bestehend, nach indischem Brauche an das Bett brachte und zu gleicher Zeit das Moskitonetz entfernte. Am Abend vorher war ich, aus Bombay kommend, in dem freundlichen Bungalow meines anglo-indischen Kameraden, des Leutnants A. Delmé-Radcliffe, in Saugor, einer kleinen Garnisonstadt der Zentralprovinzen, abgestiegen, wo ich den ersten indischen Landaufenthalt genießen sollte.

Auf einer Matte vor meinem Bett hatte während der Nacht ein 5 Monate altes Sambarhirschkalb Platz genommen. Nun sprang es polternd auf und trollte gemächlich aus dem Bungalow ins Freie. Ich hatte nicht erwartet, auf meiner ersten Indienreise Anfang Oktober 1901 hier ein echtes Waidmannsheim zu finden, wie es sich mein liebenswürdiger Gastgeber geschaffen hatte. Während ich mit der Toilette beschäftigt war, rasten mehrmals zwei Gazellen, flinke und muntere Gesellen, durch die Räume des Hauses und zupften voll Übermut hier an einer Decke oder knabberten dort an einem Möbelstück. Wie der Blitz waren sie bald wieder hinaus, um draußen in der Morgensonne ihr neckisches Spiel in komischen Kapriolen fortzusetzen.

Als ich Radcliffe begrüßte, war er eifrig beschäftigt, sechs Falken, seine besonderen Lieblinge, zu füttern, welche in einer Reihe gefesselt vor dem Bungalow thronten und gierig auf Atzung warteten. Einige davon waren ganz zahm. Ihrer Fessel entledigt kamen sie auf Zuruf herbei, und fußten vertraulich auf der behandschuhten Rechten ihres Herrn. Es gehört eine große Mühe, viel

Zeit, Geduld und Sorgfalt dazu, um Falken zu zähmen und sie zur Jagd abzurichten. Radcliffe hatte sich mit seinen jungen Jahren schon einen Ruf in Indien als guter Falkner erworben und trat somit in die Fußtapfen seines Herrn Vaters, welcher zu jener Zeit noch in Darmstadt lebte und ein ganz bekannter Falkenjäger gewesen ist.

Mir war es nicht vergönnt, während meines nur zu kurzen Aufenthaltes in Saugor der Reiherbeize und der Falkenjagd auf Rebhühner und Wassergeflügel beizuwohnen. Ich bedaure es lebhaft. In unserer kulturbeleckten, hastenden Zeit ist uns der alte echt germanische Falkensport abhanden gekommen. Mehrmals hat man versucht, ihn wieder einzuführen, aber heutzutage scheinen die Schwierigkeiten, die sich einem solchen freien Sport entgegenstellen, zu groß, zumal die gänzlich veränderten Lebensverhältnisse alle Vorbedingungen hierzu vernichten.

Selten habe ich auf meinen Reisen in Asien einen erhebenderen Anblick gehabt, als wie mir zum ersten Male im sibirischen Altaigebirge ein Kalmückenreitertrupp begegnete. Der „Herr" mit dem Falken auf der Faust zur Beize ausreitend, ein herrliches Bild, wie aus der Minnezeit unserer Ritter. Aber doch wieder welcher Gegensatz! Damals, wie uns die Chronik berichtet und Bilder veranschaulichen, das Edelfräulein auf weißem Zelter, gar minniglich anzuschauen, und 400 Jahre später im innersten Asien die häßlichen, in ihren Pelzen verfilzten Kalmücken. Lange noch sah ich sinnend und mit klopfendem Herzen hinter dieser Reiterschar her, die sich trotz ihres Schmutzes den ritterlichen Sport eines freien Jägervolkes bewahrt haben. —

Mein für zwei Wochen berechneter Aufenthalt in Saugor ließ mir nur einige Tage für die Jagd frei, da eine Anzahl gesellschaftlicher Verpflichtungen, denen ich mich nicht entziehen konnte, meine Zeit zu stark in Anspruch nahm.

Gleich nach meiner Ankunft wurde ich, anglo-indischer Sitte gemäß, von den in Saugor garnisonierenden Truppenteilen, aus einem Infanterieregiment, welchem Radcliffe angehörte, einem Artillerie- und einem Ulanenregiment bestehend, zum Mitglied ihrer Offiziersmessen ernannt. Eine sehr gastliche und schöne Sitte. Ich durfte mich dort zu jeder Zeit, wann und wo es mir beliebte, nach dem prächtigen indischen Gastspruch „Do and order what you like" wie zu Hause fühlen. Wie schon hier, so habe ich auch später immer mit Freuden in den Kreisen anglo-indischer

Offiziere geweilt, wo man mich stets mit großer Liebenswürdigkeit und Kameradschaft empfing.

So wurde ich mit Einladungen, mehr wie mir offen gesagt lieb war, überhäuft, wenn es mir auch für einige Tage gelang, teilweise mit Radcliffe zusammen die guten Jagdgründe unweit von Saugor auf Schwarzbockantilopen (Antilope cervicapra) und Gazellen (Gazella benetti) aufsuchen zu können.

Ein Tongakarren, mit zwei Zebuochsen bespannt, brachte uns in flottem Trabe nach einigen Stunden nach Parsoria, wo uns ein Rasthaus leidliche Unterkunft gewährte. Solche Rasthäuser, Dak Bungalows genannt, befinden sich an allen größeren Straßen in Indien und auch abseits derselben. Sie bestehen aus einem oder mehreren Schlafräumen, sowie einem gemeinschaftlichen Eßzimmer, die nach den verschiedenen Besuchsziffern mehr oder weniger komfortabel eingerichtet sind.

Hier in dem kupierten Gelände von Parsoria fehlte ich gleich zu Beginn der Birsche in Gegenwart von Radcliffe auf eine nur geringe Entfernung einen Gazellenbock und schämte mich bis dort hinaus.

Da meine in Auftrag gegebenen Zelte noch nicht in meinen Besitz gekommen waren, so war ich zunächst auf Unterkunft in Rasthäusern angewiesen, und wo sich keine befanden, wie z. B. in Kurai, mußte ich mit einem Raum in der Polizeistation vorlieb nehmen. Leider konnte Radcliffe des Dienstes wegen mich nur einmal zur Jagd begleiten, und so zog ich nach Kurai, das die beste Jagdgelegenheit auf Schwarzböcke bot, allein aus.

Kurai hat nur einige hundert Einwohner, deren Hütten sich um ein altes verfallenes Mahrattafort gruppieren. Nachmittags war ich in dem Orte angekommen, birschte bis nach Sonnenuntertergang und nahm dann meinen Abendimbiß ein. Während desselben hörte ich bald lautes Schreien, Gesang und Musik auf der Dorfstraße. Ich eile hinaus und gewahre einen Leichenzug, der sich bei Fackellicht in eiligem Tempo zum Verbrennungsplatz außerhalb der Ortschaft bewegte. Gerade als Neuling in Indien interessierte mich das Volksleben der Eingeborenen in hohem Maße, und ich benutzte oft die Gelegenheit, mich unter die Massen zu mischen, um ihre täglichen Gewohnheiten, ihre Sitten und Gebräuche in Freud und Leid aus eigener Anschauung kennen zu lernen. So auch hier. War das eine Festlichkeit! Fast dasselbe Bild wie in Bombay, wo ich fast täglich Leichenzüge beobachtet hatte.

Man wird zunächst in Zweifel gelassen, ob jemand da von der lustigen Gesellschaft seine Hochzeit feiert oder einen seiner nächsten Angehörigen zur ewigen Ruhe bestattet. Tänzer springen inmitten eines neugierigen, lachenden und schreienden Menschenhaufens bei beiden Gelegenheiten vorn weg. Zimbeln, schriller Hörnerklang und Tamtams. Alles rennt und drängt sich, als wenn es nicht schnell genug gehen könnte, die Reste eines Menschen den Flammen zu überantworten. Auf einer leichten Bahre, in Leinewand verschnürt, wird der mit Blumen geschmückte Leichnam schnell bei mir vorbeigetragen. Gleich einem Spuk war bald der ganze Aufzug in der dunklen Nacht verschwunden.

Haben die Leute denn gar kein Herz? Wo sind denn die Leidtragenden? — Und doch haben sie ein Herz, und der Schmerz wühlt in ihrem Innern. Nur drückt er sich in anderen Formen aus als wie bei uns. Genug des Elends und des Sterbens hatte ich schon trotz meiner kurzen Anwesenheit in Indien geschaut, und ich denke mit gewissem Grausen an die Eindrücke zurück, welche mir die Schrecken der Pest in Bombay geboten hatten. Während meines dortigen Aufenthaltes verloren täglich an 200 Menschen ihr Leben durch den schwarzen Tod. Die Zahl war nicht so bedeutend, da man schon ganz andere Verlustziffern während der kalten Jahreszeit gewöhnt war. Bis zum Sommer erreicht die Seuche ihren Höhepunkt, um dann allmählich abzuflauen. Alle Hoffnung auf ein baldiges Ende des Elends ist bisher trügerisch gewesen. Mit erneuter, gesetzlicher Gewalt bricht sie nach einem relativ günstigen Jahre in dem folgenden, wie letzthin erst 1907, wieder aus, um entgegen aller Fürsorge des Staates und erstarkter Wissenschaft als ein grausamer Würger durch die indischen Lande zu schreiten. Noch sehe ich den Schrecken im Jules Road Hospital in Bombay, wo die bedauernswerten Opfer im beginnenden Stadium mich mit hoffnungsfreudigen Augen anschauten — der fremde Sahib wird uns helfen. Und als das Wunder, das sie erwarteten — „Steh auf und wandle" — nicht eintrat, wich der Ausdruck der Hoffnung dem der Verzweiflung, in dem sie mit heißen fiebrischen Augen apathisch noch einige Stunden hindämmerten. — Von den Geretteten starb am Starrkrampf nachher ein großer Prozentsatz, zumal man noch nicht das Behringsche Tetanusheilserum eingeführt hatte.

An den Häusern zu beiden Seiten der Türe verrieten von den Behörden angemalte rote Ringe die Anzahl der Pesttoten, blaue

die der Cholera, und bis 50 solche Kringel an einem einzelnen Hause waren verschiedentlich zu zählen.

Und nun erst die für unseren westlichen Standpunkt merkwürdigen Bestattungszeremonien. War ein Hindu gestorben, so versammelte eine dem Toten verwandte Frau einige junge Mädchen aus der Nachbarschaft, und unter taktmäßigem Schlagen mit den Handflächen an die eigene entblößte Brust und lauten Gebeten versuchten sie die bösen Geister zu beschwichtigen. Neben der Tür wird die Wand durchbrochen, damit der böse Geist beim Hinaustragen des Leichnams irregeführt wird. Auf dem Wege zum Versammlungsplatz bleiben die Träger mehrmals halten und stellen die Bahre einige Schritte seitwärts und rückwärts hin, damit die bösen Geister, die etwa folgen sollten, die Fährte verlieren. Ein Vorgang, den wir in ähnlicher Weise in dem „Wiedertritt der Hasen“ finden, welche auf diese Weise ihre Verfolger irreleiten wollen. Auf dem Verbrennungsplatz selbst spaltet der Sohn dem verstorbenen Vater den Schädel, der Leichnam wird siebenmal um den errichteten Holzstoß herumgetragen, dann erst darauf gelegt und die Bahre darüber hinweggeworfen.

Ich beobachtete die Angehörigen, welche auf einer Bank neben dem Scheiterhaufen hockten und während der Vorbereitungen zur Verbrennung eifrig schwatzten. Sobald das Feuer angelegt wurde, brachen sie gemeinsam in lautes Wehklagen aus. Als die Flammen hoch emporloderten, verstummte kurz zu gleicher Zeit bei allen der Ausdruck des Schmerzes, bis die Leidtragenden gestikulierend und schwatzend sich entfernten, um erst später die Asche ins Meer zu streuen. Jede Hindukaste hat ihre eigenen Zeremonien, wie es überhaupt falsch ist, wenn man vom Hindu oder auch selbst vom Mohammedaner im allgemeinen spricht, daß er dieses oder jenes tue. Eine andere Kaste oder eine andere Gegend, und ihre hier und dort herrschenden Sitten und Gebräuche sind grundverschieden. Aber eine eigene Welt der Empfindung ist allen Orientalen eigen. Wie mannigfaltig ist allein die Individualität des Schmerzes! —

Die Zentralprovinzen waren zwar während meiner Anwesenheit pestfrei, aber eine andere Geißel hatte einige Jahre vorher 1896 hier gewütet, die Hungersnot, und ihre Schrecken sind nicht minder verderbenbringend gewesen. Die Bevölkerung der Zentralprovinzen leidet trotz des reis- und weizenfähigen fruchtbaren Bodens stark durch Unterernährung. Solche erbarmungswürdig aussehende Menschen, deren Körper auch in guten Erntejahren zum großen Teil

nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheinen, sieht man weder in Bengalen, noch in den südindischen Provinzen und Staaten, welche mit Hungersnot nie zu kämpfen haben. Und all das Elend nur wegen des Ausfallens der Monsunregen! — Dieses Leid, welches Lord Curzon nicht verhindern konnte, obwohl, wie er mit Recht sagte, die Regierung zum Kampfe dagegen wie zu einem Feldzug sich vorbereitet hatte! So war es Pest und Tod — was mein Auge zuerst in Indien sah, und Hungersnot und Tod — was mein Ohr hörte. Und überall der frohe Totentanz und der grinsende Sensenmann! — War das das Land meiner Sehnsucht? —

Doch will ich mich nicht in die düsteren Bilder indischen Elends weiter verlieren, galt doch mein Besuch von Kurai der Birsche auf Schwarzbockantilopen. Sie sind, wie ebenfalls die Gazellen, so zahlreich in den Ebenen Indiens vertreten, daß sie jeder Indienreisende gelegentlich hier oder dort schon vom Zuge aus während der Fahrt neben Affen und Pfauen beobachten kann. Fast ein jeder Besucher Indiens, welcher ein Gewehr zu führen versteht, bringt einige Trophäen dieser Antilopen heim, während sie lebend in jedem zoologischen Garten oder auch rudelweise im Stellinger Park bei Hagenbeck zu finden sind.

Während die Schwarzböcke, wie ich sie kurz nennen will, vom Fuße des Himalaya bis zum Kap Komorin in geeignetem Gelände vorkommen, ist das Gebiet der Gazelle mehr auf Zentral- und Nordwestindien beschränkt. In einigen Gegenden kommen Rudel beider Wildrassen nebeneinander vor. Im ganzen ziehen Schwarzböcke die weite offne Ebene, Gazellen mehr kupiertes Buschgelände vor, wo sie oft nur zu schnell aus den Augen des Jägers verschwinden, als wenn sie plötzlich der Boden aufgenommen hätte.

Einzelne starke Schwarzböcke stehen meist allein, und es ist ein prächtiges Bild, wie sich ihre schwarzweiße Gestalt im weiten freien Gelände von ihrer gelbbraunen Umgebung abhebt. Nur zu bestimmten Zeiten, wohl vor der Brunftzeit, trifft man mehrere starke Böcke zusammen, während dann bei den Rudeln neben vielen weiblichen Stücken nur wenige schwächere Böcke verweilen. Einzelne starke Gehörnträger zeigen kein rein schwarzweißes Haarkleid, sondern haben, auch wenn sie schon alte Böcke sind, ihre jugendliche gelbbraunweiße Behaarung beibehalten. Für diese Verschiedenheit der Färbung sprechen weder Gegend noch Jahreszeit, wie ich zu beobachten Gelegenheit fand. Einen eigenartigen Reiz üben die Antilopen auf das Jägerauge aus, wenn sie rege gemacht

aus Übermut ihre Bocksprünge zum Besten geben, ein Bild der Gewandtheit und Kraft, wenn sie sich gleichzeitig mehrere Male mit allen vier Läufen vom Erdboden abschnellen, um dann erst weiter flüchtig zu werden.

Ganz anders ist das Wesen der Gazelle. Unstät zieht sie im Buschgelände und zwischen Steingeröll, mit dem Wedel häufig schnickend, umher. Ihre Bewegungen sind lange nicht so elegant wie die des Schwarzbocks. Sie weiß sich dem Gelände vorzüglich anzupassen, und wenn man ein Rudel rege macht, so wird es kaum an demselben Tage zum zweiten Male gesehen.

Ich ziehe im allgemeinen die Birsche auf den Schwarzbock der auf die Gazelle vor. Im Laufe meiner sechs Indienreisen habe ich so oft ihre Gebiete aufgesucht, als es meine Zeit erlaubte. Die besten Trophäen kann man in Nordwest- und Zentralindien erbeuten. Die spiralen korkzieherartig gewundenen Gehörne der Schwarzböcke gehören mit Recht zu den schönsten Trophäen, welche Antilopenrassen aufzuweisen haben. Aber wie bei vielen Wildarten Indiens werden auch diese Trophäen, je weiter nach dem Süden, geringer. Während in Zentral- oder Nordwestindien Schwarzböcke, welche Gehörne über 45 cm (18 engl. Zoll) hoch auf haben und womöglich eine 4—5fache Windung aufweisen, als jagdbar gute gelten, kann man in Mysore z. B. schon mit Gehörnen von 40 cm (16 Zoll) zufrieden sein. Hier werden sie sehr selten 50 cm (20 Zoll) an Länge erreichen, während ich in den Zentralprovinzen und Nordwestindien mehrere Böcke von 60 cm (23½ Zoll) im Laufe der Jahre geschossen habe. Ja, von Jeypore und von Bikanir sind schon Gehörne von 70 cm und darüber gemessen worden. Bei Gazellen gilt ein Bock von 25 cm (10 Zoll) Länge ab als jagdbar. Ich selbst habe einzelne bis 33 cm (15 Zoll) Gehörnlänge erlegt, während die stärksten Gazellenböcke im Punjab oder Rajputana bis 38 cm (17 Zoll) Gehörnlänge und darüber erreichen. In einzelnen Staaten jagt man den Heron (Schwarzbock) oder die Chinkara (Gazelle) noch mit Hilfe von gezähmten Chitas, dem Geparden (Cynaclurus jubatus), jener hochläufigen Katzenrasse, welche ihre Klauen nicht einzuziehen vermag. Diese Jagdausübung ist eine bestimmte Sportliebhaberei, welche mit wahrem Waidwerk ebensowenig zu schaffen hat, wie Reitjagden auf Sauen, Hirsche, Jackals, Füchse, ja selbst auf Panther.

Auf die Schwarzbock- und Gazellenbirsche bin ich stets mit Passion und Freuden ausgezogen, obwohl sie gerade keinen Spazier-

gang für den Birschjäger bedeutet. Ganz abgesehen von der Gluthitze, welche erbarmungslose Sonnenstrahlen erzeugen und die der ausgedörrte Sand flimmernd wiedergibt, bietet die Bodenbeschaffenheit oft erhebliche Hindernisse. Birschen heißt hier über Stock und Stein stolpern und unangenehm macht sich das häufige Speergras, welches selbst durch Schnürschuhe dringt, bemerkbar. Manchesmal bricht die ausgedörrte obere Erdschicht einige Fuß durch, und ohne eigenes Verschulden küßt man hierbei Mutter Erde. Bei dem Versuch, sich am Gebüsch oder dem teilweise hohen Gras festzuhalten, reißt man sich oft an Dornen oder zerschindet sich die Finger an den scharfen schilfartigen Halmen. So hängt auch mancher Schweißtropfen an diesen Trophäen.

Kein Baum, kein Strauch, den man zur Deckung benutzen könnte, steht zwischen mir und dem weit im Felde haltenden Schwarzbock. Rücke ich ihm gerade aus auf, so wird er schon gewöhnlich auf 4—600 m flüchtig. Er weiß Eingeborene, die zur Feldarbeit gehen, oder Jäger, welche schon die in der Sonne blitzende Büchse verrät, wohl zu unterscheiden. Aber hier oder dort gelingt es doch durch weite Umwege auf eine schußbare Entfernung, vielleicht auf 150 oder 200 m heranzukommen. In diesem Falle habe ich aber noch Glück. In anderen Fällen, wo ein gedecktes Heranbirschen unmöglich, setzte ich mich oft mit meinem Shikari — einem ortskundigen Führer — auf größere Entfernung für fünf bis zehn Minuten auf den Boden, um so den Bock mit unserem Anblick vertraut zu machen. Womöglich mit Turban und leinenem weißen Tuch als Inder verkleidet, ging ich seitwärts vorwärts und nicht gerade aus auf den Bock zu, und oft ist der Schlaumeier mir dann doch zur Beute geworden. Das Heranfahren in Ochsenkarren, welches einige Jäger empfehlen, hat auch nicht immer den gewünschten Erfolg, zumal wenn die Tonga vom gewohnten Feldwege abbiegt. Es zeigt auch hier nur der Erfolg in jedem einzelnen Falle die Richtigkeit der angewandten Maßnahmen.

Verschiedene Male gelang es mir, Schwarzböcke beim Kämpfen zu überraschen. Schon in einer beträchtlichen Entfernung konnte ich beim Anbirschen das Zusammenschlagen der bewehrten Häupter hören. Während ihrer Kämpfe achten sie fast gar nicht auf ihre eigene Sicherheit, und es mag glücken, die erbosten Kämpfer bis auf nächste Nähe anzugehen.

Laut schlagen erst die Gehörne aufeinander, dann beginnt das Schieben. Jetzt fällt der schwächere Bock auf die Knie, doch der

stärkere vermag ihn nicht umzuwerfen. Weiß leuchten die Seher, und ihre Geäse berühren fast den Boden. Einen Augenblick später, und der schwächere Bock steht wieder auf den Vorderläufen, bis er sich schließlich losreißt und abspringt. Aber nur an 20 Schritte, dann schlagen die gewundenen Gehörne wieder krachend zusammen, der Kampf wogt hin und her, bis das Geschoß aus meiner Büchse den am Gehörn stärksten Gegner zu Boden wirft. Obwohl ich nur wenige Schritte entfernt halte, hat der zweite Bock den Schuß gar nicht gehört, und mit gesenkten Waffen steht er noch eine Weile vor seinem gestreckten Feind und wartet auf neuen Kampf. Erst als ich auf ihn zugehe, wirft er auf, und mit eleganten Fluchten sucht er das Weite. Welch ein gefürchteter Kämpfer der Erlegte sein mußte, zeigt sein Gehörn, dessen Schraubenwindungen an einer Stelle durch vieles Kämpfen weit ausgehöhlt sind.

Wie erbittert sie kämpfen können, zeigte mir ein anderer Zweikampf. Auf nahe Entfernung schoß ich den stärkeren Bock glatt vorbei, worauf beide flüchtig abgingen. Aber schon nach 100 Schritten stellten sie sich zum neuen Kampfe. Jetzt erst, auf die weitere Entfernung, holte ich mir den einen Bock durch einen Blattschuß im Feuer.

Zusammen mit Schwarzböcken und Gazellen sieht man häufig in den Ebenen der Zentralprovinzen die paarweise lebenden stolzen Riesenkraniche (Grus antigone) in ihrem blaugrauen Federkleid und purpurroter Kopfmaske. Selten sind sie dort zu vieren vereint, stets aber in gerader Zahl. Für meine zoologische Sammlung schoß ich eines Morgens einen solchen Kranich mit dem Büchslauf meines Drillings. Merkwürdigerweise strich die andere Ehehälfte nicht ab, als ich mich dem erlegten Stücke nahte. Ich ließ sie am Leben, um nicht unnötig mehr zu schießen. Nach Saugor zurückgekehrt, wurde ich belehrt, daß es besser sei, die zweite Ehehälfte auch zu schießen, da die überlebenden Tiere keine Nahrung mehr nehmen und vor Kummer eingehen sollen. In jenen Tagen erlegte ich noch einen Vertreter der Familie Reineke (Vulpes bengalensis), mehrere Exemplare der hochmusikalischen Schakale (Canis aureus), sowie einen Hasen (Lepus ruficaudatus). Ich habe nur wenige Hasen in Indien erlegt, da sie meist ganz vereinzelt vorkommen. Dennoch unterscheidet man 8 verschiedene Rassen.

Die Freuden einer Hühnerjagd in unserem Sinne kennt man nicht. In den Zentralprovinzen schoß ich Vertreter zweier Arten (Francolinus pondicerianus und Francolinus pictus), die einzeln und

paarweise, aber nicht in Völkern vor mir aufgingen. Von Francolinen, Steinhühnern und anderen Verwandten der Rebhühner kommen in Indien allein 17 verschiedene Arten vor. Amüsanter ist schon die Jagd auf die auch uns bekannte Wachtel (Coturnix communis). Es gibt verschiedene Wachtelarten und Bekassinen (Gallinago coelestis und Gallinago gallinata). Auf diesen Jagden besonders werden glänzende Strecken erzielt. Den Hund, welcher uns die Suche in der Heimat auf Wildgeflügel so lieb macht, ersetzen Eingeborene, die zu beiden Seiten des Schützen in Linie mit vorgehen und die erlegten Vögel sammeln. Die Bekassinen kommen zur Zeit des Zuges mit dem Nordostmonsun in großen Schwärmen um Mitte Oktober an und fallen mit Vorliebe auf die sumpfigen Reisfelder ein. Auch unsere lieben Langschnäbel, die Schnepfen, kommen vereinzelt in Gebirgswaldungen vor. Die Poesie des Schnepfenstrichs kennt man aber in Indien nicht.

Sonst bietet die Niederjagd auf den Binnenseen und Teichen u. a. hervorragende Entenjagden, wo von mehreren guten Schützen in einem Tage Tausende erlegt werden. Berühmt sind die Jagden auf Sandgrouse des Maharajah von Bikanir, wo einmal in zwei Tagen — insgesamt in 6 Stunden — von 9 Schützen 2808 Sandgrouse erlegt worden sind. Hier konnte auch Sr. Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen während seines Besuches bei Sr. Hoheit dem Maharajah seine hervorragende Schießfertigkeit zur Geltung bringen. Doch genug von der Niederjagd Indiens. Die Freude, welche uns in Deutschland die Jagd auf Flugwild mit Hilfe eines guten Hühnerhundes gewährt, wird man in Indien so leicht nicht haben können, wenn ich auch jede Gelegenheit benutzt habe, dem Vergnügen der Niederjagd obzuliegen.

Nur allzu schnell vergingen die Tage von Saugor und Umgegend. Die Zeit drängte, mich zunächst nach Jubbelpore, der Hauptstadt der Zentralprovinzen, zu begeben. Ich folgte einer Einladung des Generalinspekteurs der indischen Forsten, Mr. Harry Charles Hill, ihn auf einer Inspektionsreise durch die Zentralprovinzen zu begleiten. Wiederum ein Zeichen echt anglo-indischer Gastfreundschaft, da ich Hill vorher nie gesehen hatte. Ich hatte ihn um eine Anweisung auf ein Revier mit Hirschen gebeten, statt dessen kam seine Einladung in reizender Form. Man soll nicht sagen, daß Gastlichkeit in allen Ländern, wo man durch mangelhafte Verkehrsverhältnisse mehr aufeinander angewiesen ist, sich von selbst verstehe. Man würde sich irren. Gastlichkeit ist mit

Britisch-Indien eng verwachsen, zumal Eingeborene wie Anglo-Indier gewissermaßen wetteifern, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Mit aufrichtigem Dank schied ich von Radcliffe. Noch klingt in meinen Ohren der laute deutsche Waidmannsheilruf nach, den mir seine Kameraden bei Abfahrt des Zuges ausbrachten.

Auf dem Bahnhofe von Jubbelpore empfingen mich Diener des Generalinspekteurs, um mir einen Willkommenbrief zu übergeben, in scharlachroten mit Gold verbrämten Gewändern, wie sie allgemein von der Dienerschaft anglo-indischer Ministerien getragen werden. In dem bereitstehenden Wagen ging es in schnellem Trabe zum Hause des Commissioner, Mr. Duncan Campbell J. C. S., in welchem Hill wohnte und wo ich ebenfalls gastliche Unterkunft fand.

Jubbelpore, die Hauptstadt der Zentralprovinzen, zählt ungefähr 100000 Einwohner und liegt an der nördlichen Bahnlinie Bombay—Calcutta. Indienreisende halten sich dort gelegentlich auf, um die berühmten Marmorfelsen in der Nähe der Stadt zu besichtigen, durch welche der heilige Nerbuddafluß seinen Lauf bahnt.

In Jubbelpore hat auch mein langjähriger erster Diener, Abdul Razak — genannt Lahori, da er in Lahore geboren — sein Heim. Von dem verstorbenen Obersten Delmé-Radcliffe als Diener erzogen, wurde er mir damals empfohlen und hat sich bis zu seinem Tode 1913, der mir sehr nahe ging, als ein treuer Diener und prächtiger Mensch bewährt. Seine Ehrlichkeit — er hatte stets alle Doppelschlüssel zu meinen Koffern und niemals ist mir auch nur ein Anna abhanden gekommen — und sein offenes bescheidenes Wesen verbanden sich mit anderen Eigenschaften, die man nur zu oft vergeblich bei Dienern zu finden gewohnt ist. Im letzten Feldzuge gegen Afghanistan erwarb er sich als Diener eines englischen Offiziers die Viktoriamedaille. Wie schon sein Name sagt, war er Mohammedaner, denen ich als Diener stets den Vorzug vor den Hindus und noch mehr vor Christen gebe. Man wird mit Recht vor christlichen Dienern in Indien gewarnt, da sie meist moralisch minderwertig sind, und man ist geneigt, hier Nietzsche Recht zu geben, wenn er sagt, daß das Christentum auf die Völker so verderblich gewirkt hat, wie Alkohol und Syphilis. In Südindien sagte man mir später, und ich fand es auch bestätigt, sind die Christen, welche täglich fleißig und nicht heuchlerisch ihre Bibel aus eigenem Antrieb lesen, auch gute Diener, während auf die Masse der christlich Bekehrten kein Verlaß ist.

Auch hier reihte sich zunächst ein Fest an das andere. Tennisturniere, das ritterliche Polospiel, abends Diners und ein Ball wechselten ab. Vor dem Ball ein Fackelreigen von 200 Madrassi-Soldaten in malerischen Uniformen und Gruppen. Im Ballsaal des Nerbudda-Klubs traf ich mehrere Bekannte aus Saugor, welche die 14 Stunden Bahnfahrt nicht gescheut hatten, hier ein Tänzchen zu wagen. Der Anglo-Indier ist ein sehr eifriger Tänzer, und mehrmaliger Wäschewechsel in ein und derselben schwülen Nacht zeugt oft von seiner Tanzwut. Man tanzt sogar an einzelnen Orten zur Zeit des Corso von 5—7 Uhr nachmittags, und fragt man nach dem Grunde der frühen Tanzstunde, so heißt es: „Oh, — only for exercise!". Es mutet ganz eigentümlich an, wenn man soeben das Damenbewegen geübt hat, dann im Garten des Klubs nebenan das Konzert heulender Schakale zu hören. Sie scheinen auch „for exercise" zu jammern.

Noch einige Tage der Vorbereitung vor dem Abmarsch in das Dschungel. Unser Marsch sollte von Jubbelpore aus in südlicher Richtung durch ein herrliches Gebirgsland über Mandla und Balaghat erfolgen und an der südlichen Bahnlinie Bombay—Calcutta in der Nähe von Raipur enden. In den letzten Jahren ist dem Wege unserer Route entsprechend eine Bahn gebaut worden, welche die beiden Bahnlinien nach Calcutta verbindet. Die gerade Linie durch das Bergdschungel beträgt 300 km.

Da die Ausrüstung unserer Expeditionskolonne eine zum größten Teile doppelte sein mußte, so schaffte ich mir meine täglichen Gebrauchsgegenstände und Toilettenartikel zweifach an. Mein bescheidenes nur 80 Pfund schweres Offizierszelt mit Toilettenhinterraum, welches ich nagelneu und für 90 Rs. in bester Ausführung aus Cawnpore bezogen hatte, sandte ich auf Wunsch Mr. Hills nebst meinen beiden Dienerzelten nach Calcutta voraus. Dabei tauschte ich ein Prachtzelt mit zwei Eingängen in der Front ein, wie sie so bequem, praktisch und elegant nur in Indien zu finden sind. Man muß es den Anglo-Indiern überlassen, daß sie es vorzüglich verstehen, eine bestimmte Bequemlichkeit und eine gemütliche Einrichtung zu schaffen und mit Recht wird auf diesen „Luxus" ein großer Wert gelegt. Befinden sich doch die meisten indischen Beamten wie Offiziere während des größten Teiles im Jahre auf ihren weit ausgedehnten Inspektionsreisen oder im Übungslager im „Camp". Viele Beamte werden auch von ihren Damen begleitet. Die Tagesarbeit wickelt sich viel flotter und für den Dienst gewinn-

bringender ab, wenn ein komfortabel ausgestattetes Heim denselben zur Verfügung steht, als wenn die Lagereinrichtung mit allen möglichen Mängeln behaftet ist, die dem Nomaden den Wunsch nahelegt, möglichst bald wieder in ein festes Haus und in den Stationsort zurückzukehren. Der Beamte soll sich im „Camp" heimisch fühlen, und er soll mit Vergnügen seine sonst entbehrungsvolle Reise antreten. Hier ist falsche Sparsamkeit ein großer Fehler, und ich erinnere mich als Zeuge noch mit Kopfschütteln an ein Gespräch zwischen einigen deutschen Beamten unserer Kolonialverwaltung, als sie sich 1904 gegen die Anschaffung eines weiteren Stuhles für eine bestimmte Zelteinrichtung ereiferten. Diese engherzige und falsche Sparsamkeit des heiligen Bürokratius. In die Wälder sollen nicht allein unsere Jäger, sondern auch unsere Beamten mit Vergnügen gehen, das beste Mittel gegen das Zopfwachsen wie gegen das Strebertum.

Ich selbst habe stets auf meinen selbständigen Expeditionen auf bestimmte Kleinigkeiten großen Wert gelegt, die soviel wie nichts kosten, aber mir das Heim im Zelt freundlicher gestalteten. U. a. ist es das Mitführen von Tischtüchern und Servietten, die nebenbei keine besondere Kulilast ausmachen. Mein eigenes Geschirr bestand aus Aluminium, welches man billig in Indien erwerben kann, bei anglo-indischen Beamten besteht es in der Regel aus Porzellan und Glas. Auf dem Eßtisch, welcher stets peinlich sauber gedeckt sein muß, darf selbst ein Blümlein nicht fehlen — es kostet ja nichts.

Für uns fünf Personen, einschließlich Mrs. Duncan Campbell, die uns die Ehre gab, uns einige Zeitlang der Jagd halber zu begleiten, sowie dem Forstrat und dem Oberförster der zu inspizierenden Distrikte, wurden vierzehn große Zelte, von denen der Dienerschaft abgesehen, auf Kamelen verpackt. Zehn Ochsenkarren und vier Elefanten beförderten Ausrüstung, Küche und Keller.

Nach jedem Lagerwechsel fanden wir das neue Lager, dank der doppelten Ausrüstung, meist fix und fertig vor. Jedes Zelt war mit peinlicher Genauigkeit wieder so aufgestellt, wie wir es einen oder mehrere Morgen zuvor verlassen hatten.

Nach dem Lunch, das uns nach scharfem Ritt, nach einer forstlichen Exkursion oder nach einer Morgenbirsche auf sauber gedeckter Tafel erwartete, erfolgte in der Tageshitze ein Versuch zum „Nachmittagsviertelstündchen". Befanden wir uns gerade in einer waldreichen Gegend, so birschte ich bis zum Anbruch der Nacht. Gewöhnlich verging der Abend nach dem Essen in ange-

regter Unterhaltung bei einem Glase Münchner oder einem „peg“ Whisky und Soda in bequemen Feldstühlen um das Lagerfeuer hingestreckt. Das war die gegebene Zeit für Tigergeschichten. Da wurden ohne Wimperzucken die grimmigsten „Stories“ zum Besten gegeben, daß selbst ein Försterdackel wohl zu bellen angefangen hätte, wenn er Zeuge dieser schaurigen Erzählungen geworden wäre.

Der Hund Mr. Hills, ein reizender Spaniel, schien das Jägerlatein nicht zu verstehen und neben seinem Herrn liegend, knurrte er nur von Zeit zu Zeit, wenn in und außerhalb des Lagers ihm etwas auffiel, was seinen Unmut hervorrief.

Aber ein anglo-indischer Oberförster versteht, wenn die Gelegenheit sich darbietet, den Ohrenschmaus von Tigern und Schlangen fast ebenso delikat und gepfeffert zuzubereiten, wie ein alter hessischer Oberförster Donnerwetter.

Hu — wie sich da über uns die starken Äste der Urwaldriesen bogen! — Und im dichten Blätterdach rauschte es gespenstisch! —

Man lernt vom Tiger und seiner Jagd niemals aus und die „Stories“, die man hört, möchte ein Laie nur zu oft für Jägerlatein halten. Die Großkatzen sind aber in ihrem Wesen und Treiben so individuell verschieden, daß es für einen bewährten Tigerjäger selbst oft schwierig ist, Wahrheit oder Latein zu unterscheiden. Wie oft kann man sich beim Lesen von Tigerheldentaten vor Lachen schütteln, wenn Jäger und Tiger z. B. sich gegenseitig auf die „Hühneraugen“ treten, so daß man in Zweifel kommt, wer von Beiden das größere Tigerherz besitzt! — Und man weiß doch von „dem alten erfahrenen Tigerjäger“, daß er nie einen Tiger in Freiheit gesehen! — Ich werde oft dabei an die famose Geschichte aus den „Australischen Skizzen“ von Stefan von Kotze erinnert, die er uns darin auf der letzten Seite auftischt, wo der von einer Seereise zurückkehrende Sohn seiner alten Mutter Abenteuer erzählt. Das was wahr ist, glaubt sie nicht, hingegen aber die wildesten Schnurren.

Andernteils sind mir die Stunden nach getanem Tagewerk am Lagerfeuer besonders lehrreich geworden, wenn Hill aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen neben forstlichen Thematas gerade auch in tierbiologischer Hinsicht plauderte.

Kein Buch berichtet über die Erfahrungen dieses Mannes, welche mir im Verlauf meiner eigenen Jagdexpeditionen von großem Nutzen sein sollten. Hill war weder großer Zoologe noch Botaniker, dagegen mit den Tieren, vor allen auch mit dem

Charakter des Tigers, sowie mit den Bäumen und Sträuchern des Dschungels wohl vertraut. Beides, Liebe zum Wilde und botanische Kenntnisse, sind sehr gute Hilfsmittel für den Forstmann, die sich bei Hill mit praktischer Forstwirtschaft zu einem harmonischen Ganzen vereinigten und ihn zu den schönen Erfolgen befähigten, welche er im Laufe seiner Dienstzeit als Generalinspekteur der Forsten aufzuweisen hatte.

Mindestens eine Woche vor unserer Ankunft in einem Lager waren durch Forstbeamte ungefähr ein Dutzend Büffel- oder Bullockkälber, welche in den Zentralprovinzen schon zum Preise von 3—4 Mk. zu haben sind, zur Kirrung an geeignete Stellen im Dschungel ausgesetzt, um eine Großkatze bestätigen zu können. Wenn bis dahin noch kein Tiger z. B. bestätigt war, so durften wir in einer der folgenden Nächte doch einen Riß erwarten. Für Panther wählt man in der Regel Ziegen oder auch Hunde, da nur besonders starke Panther, und auch diese nur ungern, junge Ochsen reißen, während ein Tiger in einer Nacht schon eine ganze Ziege als Atzung nimmt. Letzterer kommt womöglich dann zum Luderplatz nicht mehr zurück und die Bemühung war vergebens. Man will Tiger aber gerade zwingen, zurückzukommen und muß ihnen eben einen größeren Köder darbieten. Ich setze mich in der Regel weder an ein noch lebendes Büffelrind noch an eine lebende Ziege an, da ich sonst unter Umständen wochenlang jeden Abend ansitzen muß, ehe eine Großkatze zum Riß kommt.

Verschiedene Tiger spürten wir frisch während unserer Expedition fast an jedem Tage. Sehr oft wechselten sie dicht am Lager vorbei und dachten nicht daran, die ausgesetzten Rinder zu reißen. Dann wieder werden sie gerissen und nicht angeschnitten. Das ist sehr oft ein Zeichen, daß sie nicht wiederzukehren beabsichtigen. In den Veröffentlichungen der Naturgeschichtlichen Gesellschaft in Bombay ist in letzter Zeit wiederholt die Frage aufgeworfen worden, auf welche Weise Tiger und Panther ihre Beute reißen. Da die Frage vom biologischen Standpunkt aus recht interessant ist, so erlaube ich mir näher darauf einzugehen, indem ich die Erfahrungen Hills und anderer guter anglo-indischer Jäger sowie meine eigenen mit den genauen Studien von W. A. Wallinger, J. F. S., Dharwar verbinde[1]. Es ist oft nicht leicht, am Riß zu erkennen, ob ein Tiger, Panther oder ein anderes Großraubzeug

[1]) Journal of the Bombay Natural History Society. Vol. XV. No. 2.

der Täter gewesen ist. Einige Grundregeln sind aber dennoch aufzustellen.

1. Die Löcher an der Drossel, welche durch den Fang der Großkatzen verursacht werden, sind deutlich erkennbar und blutlos.

2. Der Riß ist in der Regel eine Strecke weit fortgebracht. Er ist gewöhnlich auf dem Boden weggeschleppt, selten und nur unter bestimmten Umständen fortgetragen.

3. Stets tritt das Bestreben zutage, den Riß schwer auffindbar zu machen. So findet man ihn, wenn angängig in einem Graben, bei Panthern auch auf Bäume verschleppt. Geringe Reste sind meist mit Blättern und Erde zugedeckt.

4. Der Riß ist in der Regel an den Keulen angeschnitten. Panther sollen auch gelegentlich am Brustkorb anschneiden. Die Decke und selbst lange Haare werden hierbei mit gefressen. Die Ränder der Wunden sind meist so scharf wie mit einem Messer abgeschnitten.

5. Anzeichen von einem Kampfe ums Leben seitens des getöteten Tieres oder auch nur von großen Todesschrecken sind selten zu finden.

6. Das Fell des Risses weist fast keine oder wenige Kratzwunden durch die Pranken auf. Der Panther neigt mehr zum Gebrauche der Pranken.

7. Blut am Luder ist fast nie wahrzunehmen, weder am Riß selbst noch in seiner Umgebung.

Alles Blut wird sorgfältig, besonders an der Drossel des Risses, abgeleckt.

Nähere, wenn auch nicht stichhaltige Kennzeichen, ob Panther oder Tiger gerissen haben, sind ferner die Spannung des Fanges und die Größe der Fangzähne, die Größe des Tieres, welches gerissen wurde, und die Erkundung, ob in der Nähe des Risses Tiger oder Panther gespürt worden sind. Die Großkatze birscht sich mit großer Sorgfalt an das Luder heran. Dem Opfer ist fast stets die Nähe der Großkatze unbewußt, da letztere sich selbst mit gutem Wind anbirscht und vor dem Sprung an die Drossel nicht etwa brüllt. Das tun sogar nicht einmal die zum Brüllen weit eher neigenden Löwen in Afrika. Der Angriff und der Sprung an die Drossel geht in der Regel so schnell vor sich, daß das Luder nicht einmal Zeit hat, einen Klageton auszustoßen. Der Tiger dreht mit einem Griff des Fanges das Genick um und nur bei Großwild mag ein längerer Kampf erfolgen, bis demselben ebenfalls das Genick

gebrochen, oder es erdrosselt ist. Panther erdrosseln dagegen meist ihre Opfer und das Reißen eines Rindes ist für sie schon eine längere Kraftprobe. Deshalb zeigen sie keine große Neigung, Rinder zu töten.

Menschen, die von Man-eaters gefaßt werden, sollen in der Regel kaum einen Laut hören lassen.

In den ersten Tagen nach unserer Abreise von Jubbelpore wurden zwar frische Spuren von Tigern gesehen, aber kein Riß bestätigt.

Fast jeden Morgen fanden forstliche Exkursionen statt, an denen ich, wenn ich gerade nicht birschen ging, teilnahm. Sie boten mir als Laien sehr viel Lehrreiches, zumal die indische Forstwirtschaft von deutschen Forstleuten nach deutschem Muster begründet wurde.

Es war Sir Dietrich Brandis, welcher das gewaltige Werk einer regelrechten Forstwirtschaft in harter Arbeit und nach vielen Kämpfen mit staunenswerter Energie durchführte.

Brandis, welcher Privatdozent der Botanik an der Universität in Bonn war und sich eingehend mit forstwissenschaftlichen Studien beschäftigt hatte, wurde im Jahre 1856 von dem damaligen Vizekönig Lord Dalhousie, einem der bedeutendsten Generalgouverneure, die Indien gehabt hat, nach Burma in die Provinz Pegu berufen, um die Kultur und Natur des Teakbaumes (Tectona grandis) zu studieren, der infolge Raubbaus auszusterben drohte. Und wenn Brandis nichts mehr in seinem arbeitsreichen Leben geschafft hätte, als die burmanischen Teakholzwaldungen vor Zerstörung zu retten, so hätte er sich allein schon hierdurch in hohem Maße verdient gemacht, denn Burma ist heute für Teak eins der Hauptausfuhrländer der Welt.

Durch die hervorragenden Erfolge in Burma angeregt, berief Lord Dalhousie im Jahre 1862 Brandis in die Stellung eines Generalforstmeisters des britisch-ostindischen Forstgebiets, worauf ein Departement der indischen Forsten in Calcutta eingerichtet wurde, welches Brandis nach deutschem Muster organisierte und im Laufe der Jahre auf ganz Indien ausdehnte. In der Stellung als Generalinspekteur der indischen Forsten verblieb er bis zum Jahre 1883. Seine Hauptsorge galt der Erziehung von geeigneten anglo-indischen Forstbeamten, und für sie richtete er in preußischen, badischen, sowie in französischen Forsten praktische Inspektionskurse ein, welche von besten Erfolgen begleitet waren. Das Bedürfnis einer

weitergehenden, systematischen Ausbildung führte im Jahre 1885 zu der Errichtung der Forstakademie zu Coopers Hill, welche in letzter Zeit der Universität Oxford unter der bewährten Leitung Sir William Schlischs angegliedert wurde. In Indien selbst errichtete er die Eingeborenen-Forstschule zu Dehra-Doon am Fuße des Himalaja, welche fast jährlich 40—50 eingeborene Forstkandidaten dem anglo-indischen Forstdienst zur Verfügung stellt.

So sind jetzt über 200 Engländer und 1000 Eingeborene im höheren indischen Forstdienst tätig. Allein schon diese große Zahl von höheren eingeborenen Forstbeamten zeigt, wie ernst es sich die Regierung angelegen sein läßt, Eingeborene in höheren Stellungen zu verwenden. Trotzdem sind die revolutionären Babus nicht zufrieden, daß sie noch nicht alle Verwaltungs- und Forststellungen in Indien besetzen. Ihre guten Kenntnisse neben bestem Willen reichen aber in der Tat nicht aus, denn die Gebiete der Forstwirtschaft, wie der Verwaltung bedürfen noch dringend schöpferischer Talente, als welche sie sich noch auszuweisen haben werden.

Außer den höheren Forstbeamten sind zirka 10000 eingeborene Revierförster, Förster und Waldwärter angestellt, die die Staatsforsten hauptsächlich gegen die verheerenden Brände, gegen Holzdiebstahl und Schädlinge der Bäume und Pflanzen schützen sollen. Die Wälder, die zur Weide von Vieh offen stehen, sind ebenfalls genau bezeichnet. Ich war erstaunt über die Ordnung und über das Wissen der eingeborenen niederen Forstbeamten, die ihre Bezirkskarte wohl zu lesen verstanden und genau wußten, welche Bäume sie zum Fällen mit weißen Ringen bezeichnen sollten.

Das Areal der Staatsforsten betrug im Jahre 1908 237809 englische Quadratmeilen, also fast den vierten Teil der Gesamtfläche von Britisch-Indien (24,2%), das fünffache Areal der deutschen Staatswaldungen. Es ist umfangreicher als das Gesamtareal von England[1]. 45152 englische Quadratmeilen Forsten werden jetzt nach regelrechten Arbeitsplänen behandelt. Jedes Jahr werfen die indischen Waldungen einen höheren Reingewinn ab, der von zirka 600000 Rup. im Jahre 1864 auf 18719062 Rup. im Jahre 1907/08 gestiegen ist. So ist das Reislein, das Sir Dietrich Brandis einst gepflanzt, ein gewaltiger Baum geworden, der von Jahr zu Jahr mehr Früchte bringt. — Das letzte Buch, welches Brandis

[1]) Review of Forest Administration in British India, 1907/08. By F. Beadon-Bryant, Director General of Forests, Calcutta, 1910.

nach vielen anderen Werken mit 75 Jahren begonnen, und erst kurz vor seinem Hinscheiden nach achtjähriger, angestrengter Arbeit in Kew bei London vollendete, krönte seine fruchtbare, über 50 Jahre dauernde Lebensarbeit, die er der indischen Forstwirtschaft widmete[1]. „The grand old man", wie Brandis von indischen Forstleuten in Dankbarkeit und Verehrung genannt wird, hebt in dem Vorwort dieses monumentalen Werkes hervor, daß die Mannigfaltigkeit der indischen Forstflora sehr irreführend sei. Sein Buch soll daher nur ein Pfadfinder durch das wegelose Dschungel sein. Es ist in erster Linie nicht für den Botaniker, sondern für den praktischen Forstmann geschrieben.

Mit Recht bedauerte Hill, daß so wenige deutsche Forstleute studienhalber nach Indien kommen. Leider hörte man öfters die Ansicht, daß von der indischen Forstwirtschaft nicht viel zu lernen sei, zumal sie auf deutscher Grundlage beruhe und man sie daher kenne. Dem deutschen Forstmann, der in unsere tropischen Kolonien ging, konnte aber ein praktischer Tropenkursus und ein Einblick in den indischen Waldbau u. a. nur von hohem Nutzen sein. So wäre es kurzsichtig, wenn aus Sparsamkeitsrücksichten das Studium deutscher Forstleute in Indien unterblieb. Es ist wohl richtig, daß der erste Anfang der Organisation der indischen Forstwirtschaft deutschen Ursprungs ist. Man soll aber bedenken, daß die Engländer mit 50 Jahren den Tropenwaldbau praktisch umgestaltet haben und viele Fehler, die sie im Laufe der Jahre begangen, eingesehen haben, während unsere Forstleute in den Kolonien gewissermaßen praktisch von vorn anfangen mußten, da ihnen die Erfahrungen der anglo-indischen Forstbeamten in der Übersetzung auf tropische Verhältnisse fehlten. Dieser Appell an unsere Kolonialverwaltung ist nicht erhört worden. Mag er später beherzigt werden! —

Welch bedeutenden Wert die Waldungen in Indien haben, berichtet uns schon die Geschichte. In den heutigen Wüstengegenden Nordwestindiens, besonders in Rajputana und dem Punjab, das heute in bewunderungswürdigem Maßstab wieder künstlich bewässert wird, bestanden im grauen Altertum große Waldungen, welche erst nach dem Einfall Alexanders des Großen verwüstet wurden. Unsagbares Elend ist durch die sinnlose Abholzung der Wälder im Laufe der Jahrhunderte entstanden, wodurch die Regen-

[1]) Indian Trees. By Dietrich Brandis, K. C. J. E. London. Archibald Constable & Co. Ltd. 1906.

menge auf ein Minimum in diesen Gebieten der Zerstörung zurückging, und noch heute sprechen die von Zeit zu Zeit auftretenden Hungersnöte eine zu traurige Sprache.

Im Dschungel wächst das Gras zur Viehfütterung, das nicht allein den Mohammedanern als Volksnahrung dient. Auch bei der letzten Hungersnot, die durch eine Dürre im Jahre 1896 hervorgerufen wurde, hat das Fehlen des Grases und damit eine allgemeine Viehsterbe zum Elend viel beigetragen. Trotz der Größe der Waldungen der Zentralprovinzen, welche 22002 engl. Quadratmeilen umfassen, trat ein empfindlicher Regenmangel ein; zumal die an die Provinz grenzenden waldlosen Provinzen den günstigen Einfluß in den Beziehungen zwischen Regenfall und Waldvegetation wieder aufhoben. Zwar wurde alles mögliche durch Heusendungen zum Selbstkostenpreis seitens der Forstbehörden getan, um das Vieh in den dürren Gegenden und damit die Menschen am Leben zu erhalten. Diese Bemühungen bedeuteten aber nur einen Tropfen auf den heißen Stein.

Die eigentlichen Dschungelvölker, welche von Früchten und Wurzeln im Walde leben, litten entsetzlich durch die Dürre. Ein Beispiel davon gab das Wüten der Hungersnot unter den Gonds, einem wilden Volksstamm der Zentralprovinzen, wo zahlreiche Dörfer derselben so völlig ausgestorben waren. daß nicht einmal ein Kotwal, ein Dorfwächter, übrig blieb, um den Tod der ganzen Einwohnerschaft zu melden[1]).

Nächst den Teakbäumen besteht der Hauptholzreichtum der Zentralprovinzen in den zahlreichen Beständen von Salbäumen (Shorea robusta). Der Nutzen des Teakholzes, wenn ich nur an die Verwendung desselben zum Schiff- oder Eisenbahnwagenbau erinnere, ist bekannt. Die Salbäume erreichen in 100 Jahren einen Durchmesser von sechs Fuß. Viel Schaden wurde früher von den Eingeborenen dadurch angerichtet, daß diese starken Stämme wegen ihres vortrefflichen Harzes angezapft wurden und abstarben. Das Holz ist sehr hart, fäulniswidrig und elastisch, so daß man kein besseres für Eisenbahnschwellen u. a. finden kann. Die Bambusenwälder, die in den Zentralprovinzen in Hülle und Fülle und in der größten Mannigfaltigkeit wachsen, haben wesentlich dazu beigetragen, die Existenz der 300 Millionen, die das britisch-indische

---

[1]) A Tour Through the Famine Districts of India. By F. H. J. Merewether. Reuter's Special Famine Commissioner. London. A. D. Innes & Co. Bedford Street. 1898. S. 159.

Reich bewohnen, leichter und angenehmer zu gestalten und die Entwicklung einer hohen Kultur in diesem Lande zu fördern. Ohne Bambusen kann man sich das Leben der Inder kaum denken. Vor einigen Jahren hatte man durch die Vermittlung und die Bemühungen von Sir Dietrich Brandis Versuche mit Ansamen von mehreren Bambusenarten in Deutsch-Ostafrika gemacht. Ob sie bei ausgedehnter Verbreitung volkswirtschaftlich eine so große Rolle bei unseren Afrikanern spielen werden, wie bei den Indern, ist vorläufig noch eine offene Frage. Ihr Gedeihen wäre auf jeden Fall zu wünschen.

Früher, vordem ich Gelegenheit hatte, die Schönheiten und Wunder des indisch-tropischen Dschungels zu schauen, stellte ich sie mir meist als Graswälder oder als lianenverstrickte Palmenwaldungen vor. Nun präsentierte sich mir fast unerwartet der herrlichste Laubwald und ich wurde höchstens durch den Anblick einiger bekannter Pflanzen, seien es Phönixpalmen oder Agaven, die man zu Hause sorgfältig in gewärmten Räumen pflegt, an die Tropen erinnert.

Mit Recht preisen unsere deutschen Dichter den Wald in seiner einzigen Schönheit. „Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut so hoch da droben!“ — Ist er doch des Menschen ureigenste Heimat. — Gilt er doch in seiner köstlichen Ruhe mit dem geheimnisvollen Rauschen seiner Bäume als eine Stätte der Andacht und der inneren Läuterung. —

Mit seinen Jagdfreuden bildet der Wald einen Urquell männlicher Kraft, für jeden Naturfreund einen Born der Erfrischung. Redet doch im Walde die Natur zu uns in ihrer deutlichsten Sprache. „Lerne viel und ziehe zu Rat die Meister. Aber bleibe treu der Natur. An jenem reift der Geist, doch diese verleiht dem Herzen ewige Jugend!“

Und immer von neuem zieht die Sehnsucht den Menschen zum Walde, Frieden und Erholung bringend. „Drum gehet in die Wälder und werdet Menschen!“ —

Und das indische Walddschungel? — Es ist einstmals auch unsere Heimat gewesen und ist sie noch für viele Tausende unserer Mitmenschen. Das sollen wir nicht vergessen, wenn auch Tausende von Jahren — nur eine kurze Spanne Zeit in der Entwicklungsgeschichte — uns von diesen Waldbewohnern trennen.

Das Dschungel erfordert vom Jäger noch mehr männliches Tun als unser Wald, und die Dschungelgeheimnisse geben jedem

Naturfreund noch größere Aufgaben auf. Eindringlich rauscht dort durch den Blätterwald das ewige Lied vom Werden und Vergehen. — Auch dort wachsen heilkräftige Kräuter und Quellen murmeln ihr eintöniges Lied. Heute ein wilder, reißender Sturzbach, morgen ein kleines, bescheidenes Rinnsal. — Auch dort schlagen die Sänger des Waldes von Lieb und Lust und verführerisch wirkt der Dschungelzauber auf jeden, der ihn erfassen kann! —

So ist auch das Dschungel eine Stätte der inneren Läuterung und der Andacht — aber kein Ort der Erholung für uns Kulturmenschen in gesundheitlicher Beziehung. Darin liegt zum Teil die unterschiedliche Wirkung zwischen dem nordischen Wald und dem tropischen Dschungel. Nur zu viele Opfer verlangen alljährlich die giftigen Einflüsse des Dschungels. —

Das Dschungel ähnelt einem verführerischen Weib, das mit allen Reizen und mit seinen tausend Lianenarmen den Fremdling umschlingt, um ihn schließlich mit giftigem Odem zu vernichten! —

Durch das belebende Ozon kehrt man aus dem deutschen Wald erfrischt an Körper und Geist zurück, aus dem indischen Dschungel dagegen mit gebleichten Wangen und nur zu oft mit fiebermatten Augen.

So hatten fast alle höheren Forstbeamten, deren Distrikte von Mandla, Seoni und Balaghat wir passierten, mit dem Körper und Nerven zerrüttenden Wechselfieber zu kämpfen. Auch in Seoni — dessen weite Waldungen der Meisterdarsteller indischen Dschungellebens, Rudyard Kipling, zum Schauplatz seiner Erzählung von Mowgli, dem Wolfsjungen, macht. — Wo der Waldmensch als Denker über die rohe Kraft des Königs der Tiere, des Tigers, siegt! —

Und doch werden die anglo-indischen Beamten zum Teil in das Dschungel von ihren Frauen begleitet, die sich nicht scheuen, ihren Gatten in die fieberreiche Wildnis zu folgen und mit ihnen die Gefahren des Dschungellebens zu teilen. So ist hier Frauenlob zu preisen. Ich habe stets vor diesen englischen Frauen die größte Hochachtung empfunden, zumal Indien kein Land für unsere Frauen ist. Welche Lücken reißt jedes Jahr das indische Klima in ihre Reihen! — Daß es auch deutsche Frauen gibt, welche den Unbilden dieses Klimas standzuhalten vermögen, davon habe ich mich mehrfach persönlich überzeugen können. Hat doch Lady Brandis allein 14 Jahre des anstrengenden Lebens im Dschungel als treue Gefährtin ihres Gatten ausgeharrt. Sie wurde von Anglo-

Indiern deshalb in Verehrung auch „the mother of the Forest Department“ genannt.

Der Wildschutz ist im allgemeinen in Indien der Fürsorge der Verwaltungsbeamten unterstellt und nur in einigen Provinzen wird der Jagdpaß durch den Forstrat (Conservator of forest) des betreffenden Distrikts ausgestellt. Es gibt in Indien kein allgemeines Wildschutzgesetz, obwohl man es in den letzten Jahren schon erwartete. Die Schonung der Wildbestände ist den einzelnen Provinzen und Staaten vorläufig noch überlassen und ihre Handhabung demnach verschieden. In einzelnen Staaten werden Schongesetze schon jetzt vorzüglich durchgeführt, in anderen Provinzen und Ländern kann man überhaupt nicht von Wildschutz sprechen. In den Zentralprovinzen bestehen recht gute Wildschutzmaßregeln, die allerdings auch noch verschiedene Schattenseiten aufweisen. So wird seit Jahrzehnten nur das männliche Hochwild erlegt, niemals werden von allen Hirschrassen weibliche Stücke geschossen. Es ist durchaus erfreulich, daß der indische Sportsmann so weit jagdgerecht erzogen ist, daß er das Mutterwild von Hirschen durchweg schont, ein Erfolg guten Sportgeistes. Aber hier in den Zentralprovinzen ging zu meiner Zeit das einseitige Schonen von nur weiblichem Wild über die Zweckmäßigkeit und die Erhaltung eines guten Sambarstandes hinaus.

Wenn man einseitig nur Hirsche und zwar in beträchtlicher Anzahl abschießt, so wird der Entartung der Rasse vorgearbeitet. Öfters sah ich während meiner Birsche an einem Morgen an 30—50 Stück Mutterwild, ohne einen jagdbaren Hirsch in oder von den Rudeln abseits entdecken zu können. Hier fehlt noch das Verständnis für eine richtige Hege mit der Büchse, da das Wild entarten muß, wenn z. B. auf einen Hirsch mehr als zehn weibliche Stück Mutterwild und Kälber kommen. Hirsche mit geringen Geweihen, die niemals etwas Besseres zu werden versprechen, schießt man törichterweise überhaupt nicht, denn so weit ist der angloindische Jäger anderseits waidmännisch erzogen, daß ihm nur das Geweih eines starken Hirsches Freude bereitet. Fleischwut gibt es dort nicht, das ist allein schon sehr viel wert. —

Das in Indien wie in den nach Osten angrenzenden Ländern am zahlreichsten verbreitete Hochwild ist das der Rusa- oder Mähnenhirsche, dort Sambars genannt. Über die verschiedenen Vertreter dieser alten Hirsche, welche gewissermaßen die Edelhirsche vertreten, ist man in wissenschaftlichen Kreisen noch nicht

einig. Ich komme noch in meinem Schlußkapitel auf verschiedene Rassenunterschiede zurück, die ich im Laufe der Jahre gefunden zu haben glaube. Der Sambar der Zentralprovinzen erreicht wohl die größte Stärke der Sechsenderhirsche, und zwar am Geweih sowohl wie am Wildbret. Hirsche von 500 Pfd. Gewicht aufgebrochen, gehören dort nicht zu Seltenheiten. Auf jeden Fall ist „Cervus unicolor typicus" vorläufig noch ein Sammelnamen dieser alten Hirsche. Man braucht nicht in den Verdacht zu geraten, wenn man verschiedene Rassen dieses Rusahirsches unterscheidet, aus jedem dieser Hirsche eine Rasse fabrizieren zu wollen. Es mag vorläufig genügen, daß ich den Vertreter der Zentralprovinzen und ihrer angrenzenden Gebiete zu der stärksten Rasse der vorderindischen Sambars rechne.

Wenn auch die Geweihe wie die der meisten indischen Hirschrassen nur drei Enden aufweisen, so brauchen sie an Stärke und Länge der Stangen den besten deutschen oder ungarischen Edelhirschen nichts nachzugeben. In ihrer äußeren Erscheinung stehen sie ihnen an Adel ebenfalls nicht nach. Nur fehlt diesen „alten" Hirschen der mächtige Brunftschrei, welcher die Freude und das Entzücken für den Waidmann bei unseren Edelhirschen ist. Ihre Brunftzeit soll Mitte Oktober beginnen, doch habe ich niemals persönlich den diesen Hirschen eigenen Brunftlaut vernommen, nicht einmal eine Fistelstimme, wie sie z. B. der Wapiti hat. Ganz eigentümlich hört sich hingegen der Schreckruf an, den sie oft und wiederholt ausstoßen. Wird man von einem Sambartier bemerkt, so ertönt weithin im Revier das eigentümliche Tuten, welches die in der Nähe befindlichen Sambars meist aufnehmen, indem sie dabei den Wedel aufrecht stellen und womöglich mit den Vorderläufen den Boden schlagen.

Ut — ut tönt es dann von verschiedenen Seiten, und durch das laute ut —ut wird man nachts aus dem Schlafe geweckt, wenn sie Großraubzeug wittern, oder zufällig selbst auf das Lager stoßen.

Ich habe auf fast allen meinen Expeditionen das Glück gehabt, Vertreter verschiedener Sambarrassen zu erlegen, so auch die mir in den Zentralprovinzen durch den Jagdpaß erlaubten zwei Hirsche.

Wir hatten Anfang Dezember nahe einem kleinen Flecken Kisli auf dem Wege von Jubbelpore nach Mandla einen ideal schönen Lagerplatz unter alten ungeheuren Feigenbäumen (Ficus indica) bezogen. Wie von Säulen, welche gewissermaßen die riesigen Luftwurzeln in großer Zahl bildeten, getragen, wölbte sich das hohe und

umfangreiche Blätterdach hoch über meinem Zelte, das trotz seiner Größe durch die Wucht des Baumriesen gedrückt und klein aussah.

Im weiten Umkreise herum lagen die Zelte der anderen Herrschaften aufgebaut, in der Mitte das Eßzimmerzelt. Im Hintergrund hoben sich zerstreut hier und dort die kleinen Zelte der Diener, niederen Forstbeamten, Elefantenmahauts und der Kameltreiber ab. Dazwischen lagen noch eine Menge Kulis und andere Leute aus der Umgegend, welche unter freiem Himmel in ihre Tücher und Decken bis über den Kopf gehüllt, fest und gesund schliefen, wie sie es in ihrer Anspruchslosigkeit nicht anders kannten.

Gegen Morgen wurde es bitterkalt, und von 2 Uhr ab zog ich mich fröstelnd unter meinen dünnen Decken zusammen, nachdem ich noch vergeblich mit allen mir verfügbaren Kleidungsstücken versucht hatte, die Wärme zu steigern. Aber ich fror grimmiglich weiter, zumal vom Boden herauf die Kälte trotz des Zeltteppichs heraufstieg. Kurz und gut, ich habe damals in Indien mehr gefroren, wie in Sibirien, zumal man durch die Hitze des Tages sehr empfindlich wird und sich nicht genügend auf den schnellen Temperaturwechsel vorbereitet. Die Inder selbst sind trotz ihres heißen Klimas weit abgehärteter wie wir, da sie unmöglich, trotzdem viele auf bloßem Boden ohne Unterlage schliefen, so sehr wie ich gefroren haben konnten. Es war auch alle Ursache vorhanden, so zu frieren, da junge Teakbäume während dieser Nacht an unbeschützten Stellen durch Frost gelitten hatten, wie wir es auf unseren Forstexkursionen feststellten.

So war ich froh, als die fünfte Morgenstunde herankam, die Zeit, um zur Frühbirsche aufzustehen, welche gleich hinter dem Lager beginnen sollte. Reif bedeckte Gras und Sträucher. Ich war noch nicht 500 m vom Lager entfernt, als ich mich bei beginnendem Büchsenlicht einer Blöße näherte, auf welcher ich schon vorher einmal einen kapitalen Hirsch beobachtet hatte, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, zu Schuß zu kommen.

Da — richtig sieben Tiere und Kälber standen darauf. Dann kam noch ein geringer Hirsch zum Vorschein. Schon hatte ich hier meine Hoffnung aufgegeben, als ich hinter dem langsam abziehenden und äsenden Rudel meinen alten Bekannten aus dem Bestande treten sah. Es wurde Tag und er folgte seinem Rudel, welches in dichtere Bestände wechseln wollte. — Von allen indischen Hirschrassen sind die Sambars die heimlichsten und oft ziehen sie schon vor Tagesanbruch in die schützenden Dickungen, um diese

erst nach Büchsenlicht am Abend zu verlassen. — Jetzt war es Zeit. —

Was trug der Hirsch für ein mächtiges, fast grauschwarzes Gebäude! Welche prachtvolle dichte Mähne gab dem Recken ein königliches Aussehen! Und wenn er den Windfang, aus welchem er den heißen Atem dampfend stieß, hob, so schien das weit ausgelegte Geweih fast die Keulen zu berühren.

So stand er da — der Platzhirsch seine Tiere musternd! — Auf 120 Schritte erhielt der Hirsch das 8 mm-Geschoß meiner Mauserbüchse auf das Blatt. Er warf auf und blieb wie paralysiert stehen, da er scheinbar nicht wußte, woher der Knall kam. Denn er äugte in die entgegengesetzte Richtung, von woher ich geschossen hatte. Schnell repetiert, und die zweite Kugel auf den Hals warf den Recken im Feuer zusammen. Als ich herankam, rührte er sich nicht mehr, aber noch hoben und senkten sich die Falten der ihnen eigenen großen Tränendrüsen. —

Nun zurück zum Lager, wo man meine beiden Schüsse gehört hatte und gerade den wärmenden Tee servierte. „Na, Mr. Bum Bum — zweimal geschossen, wohl anbei, he?" — meinte Hill treuherzig. — „Der zweite Hirsch liegt, soeben gehen die Leute mit meinen Shikaris aus und bringen ihn heim." „Well — now have chota hazri!" — Ich verbrannte mir vor Aufregung am heißen Tee fast den Mund. Was werden die Herrschaften für Augen machen, wenn der Hirsch eingebracht wird! — Nun, das Staunen über die kapitale Trophäe nahm an jenem denkwürdigen Tage kein Ende. Hill sagte mir zunächst gar nichts; später aber erzählte er mir, daß er selbst nie in seiner 30jährigen Dienstzeit einen solchen kapitalen Hirsch zur Strecke gebracht habe. Die Stangen messen gut 1 m (40 engl. Zoll), die Augsprossen 36 cm (14 Zoll), die Auslage zwischen den Spitzen beträgt 83 cm (32½ Zoll). Ein mir bekannter junger Oberförster und ausgezeichneter Jäger, Mr. A. P. Perceval, schoß später hier den Rekordsambar der Zentralprovinzen, dessen Stangen eine Länge von 47¾ Zoll aufweisen.

Mit anderen Hirschen habe ich weniger Glück gehabt, obwohl gerade die Waldungen der Zentralprovinzen so reich an verschiedenen Hirschrassen sind. Da leben in großen Rudeln zunächst den Sambars Axishirsche (Cervus axis) mit ihren prächtig weißgefleckten Decken und dem elegant geschwungenen Sechsergeweih. Ihr lauter Schreckruf, ein scharfer Pfiff, war fast jede Nacht zu hören. Ich komme noch auf sie in meinem Kapitel über Kanara

zurück. Interessant ist es, daß die Axishirsche zu allen Jahreszeiten reife Geweihe, wie Geweihe in allen Stadien im Bast zeigen. Sie werfen also unregelmäßig ab. Bei den Sambars ist die Zeit des Geweihwechsels auch nicht gleichmäßig. Es ist zwar keine Frage, daß von Anfang November an, während der kalten Zeit, wohl alle Sambars gefegt haben und reife Geweihe tragen. Im April sollen sie in der Regel abwerfen. Jedoch ist es einwandsfrei erwiesen, daß einzelne Sambars auch im Sommer reife Geweihe zeigen. Sollten diese überhaupt nicht abgeworfen haben? —

Weiterhin kommt in diesen Wäldern, vorzüglich in der Gegend von Mandla, der Barasingha (Cervus duvauceli) noch zahlreich vor. Er wird von den Engländern als ein Sumpfhirsch „swamp deer" bezeichnet und ist ein naher Verwandter des Leierhirsches (Cervus eldi), den ich in Burma schoß, und des prächtig geweihten Sumpfhirsches von Siam, des Cervus Schomburgki. Mit dem Schomburgks-Hirsch zeigt sein Geweih wegen der zahlreichen Verästelungen eine nähere Verwandtschaft, als mit dem ihm benachbarten Leierhirsch Burmas, aber beiden ist die eigentümlich gebogene Stange eigen. In den Zentralprovinzen ist sein Aufenthalt eng mit Sallaubwald auf trockenem Boden verknüpft. In Nordostindien, z. B. in Assam und dem Terai, hält sich der Barasingha in hohen Grasdschungeln auf, also in einem Sumpfrevier. Ein und dieselbe Hirschrasse zeigt also veränderte Lebensbedingungen und lebt in weit voneinander getrennten Gebieten. Tatsächlich sind die Geweihe des Barasingha der Zentralprovinzen, die ich gesehen habe, sehr verschieden von denen Assams, so daß meiner Meinung nach kein Zweifel bestehen kann, daß man es in Indien mit zwei verschiedenen lokalen Rassen des Cervus duvauceli zu tun hat. Der Vertreter des Sumpfhirsches in Burma, der Leierhirsch, hat auch dort zwei verschiedene lokale Rassen. Die eine lebt ebenfalls im Laubwald Ober-Burmas, die andere im Grasdschungel Unter-Burmas, worauf ich noch zurückkommen werde.

Leider habe ich keinen Barasingha erlegt. Einen fehlte ich flüchtig durch eine unerwartete plötzliche Bewegung meines Jagdelefanten. Bei einem anderen hatte ich einen Versager, da die Kammer der Mauser nicht ganz geschlossen war. Den stärksten Barasingha verlor ich aus Rücksichtnahme auf meinen gütigen Gastgeber Mr. Hill. Wir waren zusammen eines Nachmittags zur Birsche ausgezogen. Wir trennten uns bald, Hill ging links, ich ging rechts ab; die Grenze sollte ein Dschungelpfad geradeaus

bilden, auf dem wir nach Verschwinden des Büchsenlichtes wieder zusammenkommen wollten. Bald nachdem wir uns getrennt hatten, erblickte ich einen hochjagdbaren Barasingha im lichten Salholz sitzen, so daß ich nur das von Zeit zu Zeit Fliegen und Moskitos wehrende Geweih über dem gelben Grase sich bewegen sah. Hin! — Aber da, gerade mußte der ominöse Dschungelpfad zwischen mir und dem Hirsch, welcher die Grenze zwischen beiden Hirschrevieren bilden sollte, hindurchführen. Lange schwankte ich hin und her, was eigentlich zu tun wäre. Schoß ich ihn, so war es klar, daß in demselben Augenblick Mr. Hill auftauchen und mir Vorwürfe machen würde, daß ich vor seinen Augen ihm den Hirsch weggeschossen. Gut! — Ich birschte den Hirsch nicht an, und Hill hat ihn überhaupt nicht gesehen. Ich schnappte dann nach Luft — und war still. Nie wieder habe ich einen Barasingha vor die Büchse bekommen. Aber Enthaltsamkeit stärkt Nerven und Pflichtgefühl, welches die Rücksichtnahme auf den Nebenschützen erfordert.

Schließlich sind noch Zwerghirsche (Cervulus muntjac) häufig — also die vierte Hirschrasse in ein und demselben Gebiet. Ihr Schmälen hört man oft. Auf ihren langen „Rosenstock“ schiebt sich ein kleines nur ca. 10 cm hohes Geweih mit Gabelbildung. Nicht das kleine Geweih, sondern die beiden Fangzähne dienen diesen „sehr alten“ Zwerghirschen zur Verteidigung. In Burma habe ich die meisten erlegt, die dort wiederum einer anderen Rasse angehören.

Neben den vier Hirschrassen ist auch das wehrhafte Großwild in den Zentralprovinzen vertreten. So kommt der Gaur (Bos gaurus) wie der Wildbüffel (Bubalus arni), letzterer in der Nähe von Raipur, vor. Dann zwei Waldantilopen, die Vierhornantilope (Tetraceros quadricornis) und die Nilgaiantilope (Boselaphus tragocamelus). Rechnet man noch das verhältnismäßig für Indien häufige Vorkommen des Groß- wie Kleinraubzeugs hinzu, so möchte man glauben, daß es in den Zentralprovinzen von Wild nur so wimmelt. — Aber weit davon! Schon ein guter Hirsch ist eine seltene Beute. Der Anblick von Rudeln ist nur eine Ausnahme. Afrikanische Wildstrecken sind daher in Indien ausgeschlossen. Unsere Geweihausstellungen in Berlin zeigten mit jedem Jahre mehr, obwohl viele deutsche Jäger in Indien jagten, daß eine wirklich dem Aufwand und den Kosten entsprechende Ausbeute in mannigfacher Hinsicht nur unter sehr günstigen Bedingungen zu erreichen war. Weder ein dicker Geldsack, hohe Kaste noch gute Empfehlungen machen es allein.

Noch vordem wir Mandla erreicht hatten, wurde mir das Waidmannsheil zuteil, eine selten prächtige Trophäe meiner beginnenden indischen Sammlung hinzuzufügen. Es war noch früh am Morgen, als ich von einer erfolglosen Birsche heimkehrte. Vor dem Zelte des Generalinspekteurs ward es sehr lebendig. Förster und Shikaris kamen und gingen. Richtig! — ein Tiger hatte einen der ausgesetzten Ochsen gerissen. Sofort waren die Vorbereitungen getroffen, und schon nach zwei Stunden brach die Jägerei auf, nachdem an 100 Treiber aus den nicht weit entfernten Ortschaften von den Shikaris in aller Eile gesammelt waren. Mit Mrs. Duncan Campbell auf einem Elefanten zusammen ritt ich zum Stelldichein. Ihr war der Tiger in erster Linie zugedacht, da die Zeit ihrer Abreise nahte.

Das Treiben selbst wurde, wie bei wenigen Schützen üblich, in Birnenform angesetzt. In der Regel entfernen sich die Großkatzen nicht weit vom Luder, um nach Bedarf meist erst kurz vor Sonnenuntergang dahin zurückzukehren. Um nicht vorzeitig zu stören, nimmt man, wenn irgend angängig, das Treiben möglichst umfangreich. Dieses war vielleicht 2 km lang und am Anfang 1 km breit. An der Spitze der Birne wurden die Stände für die Schützen auf Bäumen errichtet, die Machans genannt werden. Verschiedene Treiber, die meist mit kleinen Äxten als einziger Wehr bewaffnet sind, brachten Tamtams mit, um einen möglichst großen Lärm machen zu können. Die vorhandenen Elefanten wurden in die Treiberlinie verteilt. An beiden Längsseiten des Treibens wurden Leute auf Bäume in gewissen Abständen postiert, welche beim Nahen der Treiberwehr mit ihren Beilen an die Bäume schlagen sollen, um einen etwaigen Versuch des Tigers, nach einer Flanke auszubrechen, zu verhindern.

Ich hatte an jenem für mich denkwürdigen Tage den linken Flankenposten inne und erwartete aus dem Treiben Rudel von Hirschen und anderes Wild ausbrechen zu sehen, worauf bei einem Tigertreiben natürlicherweise nicht geschossen wird.

Das Treiben begann. — Dumpf schlug von fern das hundertstimmige Geschrei der Treiber in bestimmtem Takt an mein Ohr. Aber nichts zeigte sich. Der lichte Wald, in welchem sich stellenweise größere Felsblöcke türmten, schien wie ausgestorben. Nur einige Pfauen und Dschungelhühner strichen an meinem Stand vorüber. — Jegliches Wild wittert in einem bestimmten Umkreis die Großkatze und verzieht sich schnell aus der bedrohlichen Nähe. Wenn Affen in dem Triebe sich aufhalten, worin eine Großkatze

steckt, so schwingen sie sich während des Treibens hoch auf den Bäumen von Ast zu Ast. Das gilt allgemein als ein gutes Vorzeichen. Als ein schlechtes wird es angesehen, wenn sie in gespaßigen Sprüngen auf der Erde angesetzt kommen. Ihr verschiedenes Verhalten ist aber nicht ein sicheres Zeichen von der nahen Anwesenheit einer Großkatze. Im allgemeinen rennen, retten, flüchten alle Tiere — wehrhaftes Großwild ausgenommen — vor den Königen des Tierreichs.

Näher und näher kam das Geschrei der Treiber. Hastiger wurden die Tamtams geschlagen und mächtig durchhallte das Brüllen der zahmen Elefanten das Dschungel, die durch die Witterung der Großkatze wie durch das Schreien der Treiber in Kampfstimmung versetzt wurden. Inmitten dieses Höllenlärms — die Treiberlinie war bis auf 200 Schritte an meinen Stand herangekommen — übertönte ihn einen Augenblick ein zweimaliges kurzes Gebrüll, und bald darauf sah ich, wie eine riesige Katze in mächtigen Sprüngen über Gras und Büsche in Richtung auf die Front der Schützen setzte. Ob es ein Tiger oder Panther war, konnte ich nicht erkennen, zumal die schräg vor mir stehende Mittagssonne unbarmherzig blendete und den Lauf meiner Mauserbüchse ganz heiß gebrannt hatte. Ich zog mit, und als zu meinem Glück die Katze, welche die Richtung auf meinen rechten Nachbar, den Oberförster des Distrikts, genommen hatte, einen Augenblick verhoffte, konnte ich scharf Visier und Korn, das geschwärzt war, nehmen. Da sie wie zum Sprung im hohen Grase zusammenkauerte und nach meinem Stand äugte, so waren nur Hals und Kopf sichtbar. Nach meinem Schuß war nichts mehr zu sehen. Nur ein kurzes Aufschnellen der Rute hatte verraten, daß ich getroffen. Hatte sich die Katze etwa gedeckt weiter vorwärts gedrückt? — Erwartungsvoll waren meine Augen auf den Punkt gebannt, wo ich sie zuletzt gesehen. Der Vorschrift gemäß hielten die Treiber nach meinem Schuß auf der Stelle, wo sie standen. Es herrschte nun eine wahre Totenstille gegenüber dem bisherigen Lärm, bis mich mein Nachbar, der Oberförster Mr. Hole, anrief.

„Haben Sie geschossen? — Jawohl. —

Auf einen Tiger? — Ich weiß nicht. —

Auf einen Panther? — Ich weiß nicht. —

Ja, liegt denn die Bestie? — Ich weiß nicht. —

Well! — In der Front ist eine Großkatze nicht gekommen. Warten Sie, bis wir mit dem Elefanten kommen.“ —

Nach kurzer Berichterstattung suchten Mr. Hill und Mr. Hole



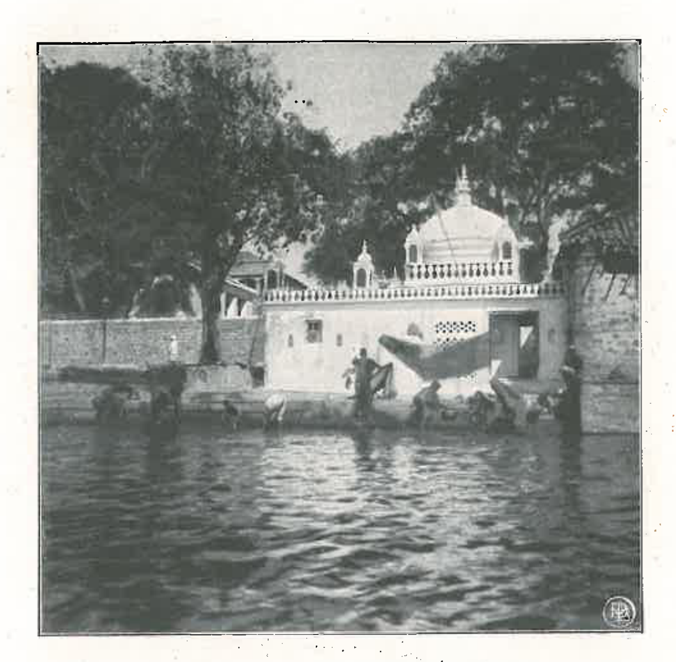
Meine treuen Gefährten Lahori und Rackerli (Coonoor, Nilgiris).



Station Saugor.



Blick auf die Moschee in Saugor.



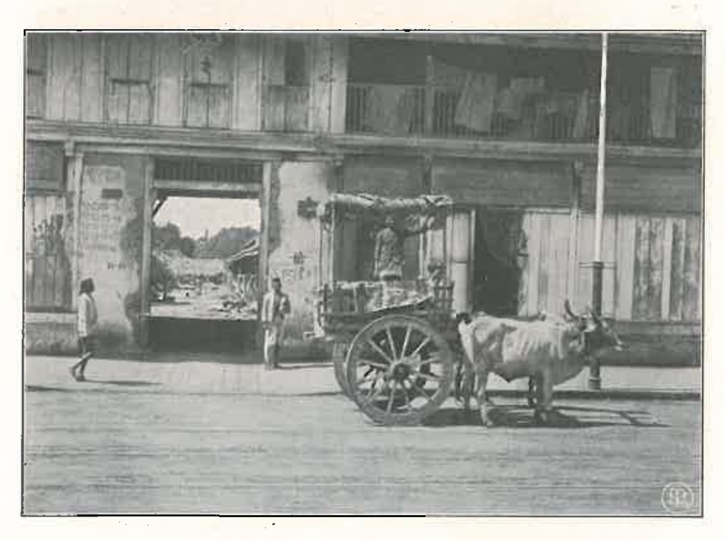
Hindutempel in Saugor.



Brunnen in Bombay.



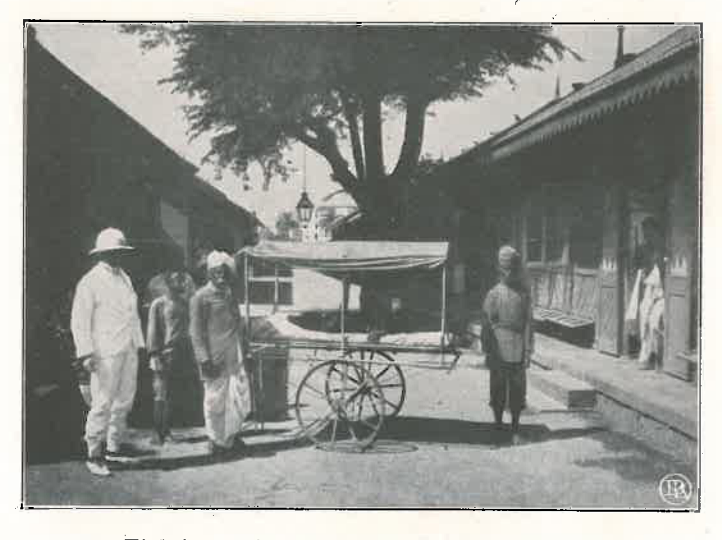
Schaukelrad in Bombay.



Ein Pest- und Choleraherd in Bombay.
Jedes Kringelzeichen rechts und links des Eingangs bedeutet je einen Todesfall in dem Hause.



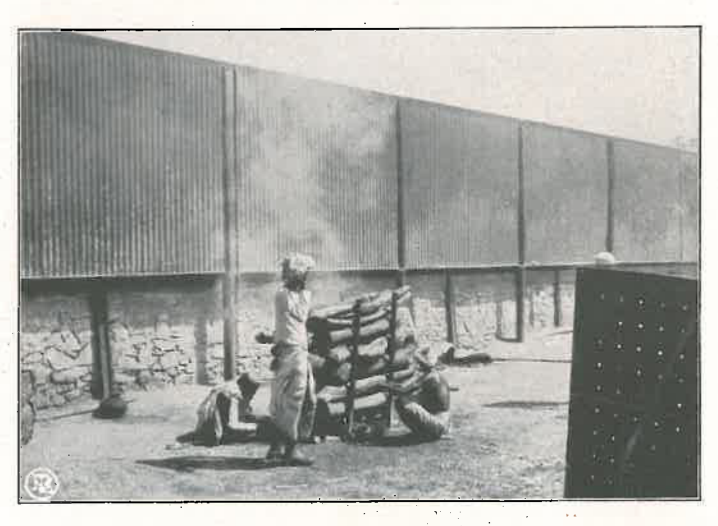
Pesthospital in Bombay.



Einbringen einer Pestkranken in das Hospital.



Leichenzug.



Verbrennung einer Leiche in Bombay.



Dreschen des Getreides in den Central-Provinzen.



Hindubauern kochen sich ihren Reis.



Gazellengelände.



Erlegter Schwarzbock.

mit dem Elefanten vor meinem Stand im lichten Wald. Weiter! — Noch weiter, rief ich den Herren zu — bis hinten an die Baumgruppe! Wie? — Soweit haben Sie geschossen? Und richtig. Nach 90 Schritten von meinem Stand aus trompetete plötzlich der Elefant. Ein riesiger Panther ward gefunden. In seiner Wut wollte der Elefant meine kostbare Beute zerstampfen und wurde nur mit Mühe durch den Mahaut davon abgehalten. Mausetot — rief Mr. Hill, und nach einer Minute stand ich vor dem Panther, der im Feuer verendet war. Das Geschoß — 8 mm Halbmantel — war ihm durch den Hals gedrungen und zersplittert in den Halswirbeln stecken geblieben. Was war er für ein gewaltiger Bursche! Bei einer Länge von 2,41 m (7 Fuß 11 Zoll) erreichte er eine Schulterhöhe von 80 cm (31½ Zoll). Rowland Ward[1]) hat später keinen stärkeren Panther gemessen. Eine große Narbe am linken Hinterlauf rührte von einem Geschoß her, das ihm schon früher gegolten hatte. Bei den Eingeborenen war er als „der gefleckte Tiger" bekannt. Tatsächlich war auch die Größe seiner Spur kaum von der eines einjährigen Tigers zu unterscheiden, und das Reißen eines ausgewachsenen Ochsen hatte man nicht mit Unrecht einem Tiger zugetraut. Aus diesen Gründen hatte man irrtümlicherweise vor dem Treiben einen Tiger erwartet.

Ich war mir meines großen Dusels, den ich hier gleich beim Beginn meiner indischen Jägerlaufbahn bewiesen hatte, bewußt. Solche Trophäen wie den starken Hirsch und nun diesen kapitalen Panther erlegt man nur einmal in seinem Leben. Ich hatte nur eine kleine Photo-Jumelle-Kamera zur Hand, mit welcher ich den Panther an Ort und Stelle aufnahm. Meister Banzer in Oehringen hat ihn mir später in ganzer Figur präpariert.

Dann ging es in langem Galopp auf unseren ausdauernden arabischen Ponys dem neuen Lager zu, wo eine bekränzte Ehrenpforte mit einer Willkommenschrift für den Generalinspekteur errichtet war. Bis spät in die Nacht hinein kreiste, mit dem köstlichen erfrischenden Naß der Veuve Cliquot gefüllt, der Becher.

In den folgenden Tagen gelangten wir in Gegenden, wo in jeder Nacht fast einer der ausgesetzten Büffel oder Rinder gerissen wurde. Aber auch in Indien ist nicht jeder Jagdtag ein Fangtag, wenn auch die Bedingungen dazu gegeben zu sein scheinen. Sehr oft war der Tiger nicht zu Hause, und Mrs. Campbell — ein Bild weiblicher Anmut und vollendeten Liebreizes — mußte uns ver-

[1] Records of Big Game. Fifth Edition. By Rowland Ward. F. Z. S. 1907.

lassen, ohne daß sie zu Schuß gekommen war. Ich bewunderte die Sicherheit dieser Dame. Sie saß gut zu Pferde, und keine Anstrengung schien ihr zu groß. Ihre Schußfertigkeit auf die Scheibe war für eine Dame lobenswert.

Zweimal wurde versucht, ein und denselben Tiger in einem bestimmten Treiben zu fassen, aber er ging in beiden Fällen durch die Treiberwehr brüllend zurück. Ein dritter Versuch war wegen Gefährdung der Treiber ausgeschlossen. Mr. Hill brach dann einige Tage später den Bann und erlegte eine Tigerin von mittlerer Größe. Auch Mr. Caccia, der neue Oberförster, ein ausgezeichneter und in Indien wohlbekannter Jäger, der von jetzt ab uns begleitete, schoß einen Tiger.

Wir waren bisher der allgemeinen Richtung des Nerbuddaflusses gefolgt und kreuzten ihn jetzt bei Mandla, wo er fast die Breite der Weser bei Hann.-Minden erreicht. Nächst dem Godaveri, einem zweiten großen Strom, der die Zentralprovinzen durchrinnt und „der indische Rhein" genannt wird, bieten auch die Ufer des Nerbudda entzückende malerische Landschaftsbilder, deren Reiz noch durch eine Anzahl alter verfallener Hindutempel erhöht wird. Gern hätte ich mich hier mit meinen Kameras länger aufgehalten. Jedoch war ich an meine Reisegesellschaft gebunden, welche den nächsten Lagerplatz möglichst schnell erreichen wollte. Wir setzten in Booten über, während Fähren unsere Transportkolonne hinüberbrachten; die Elefanten durchschwammen das nasse Element. Den Beschluß der Kolonne machte stets eine kleine Hammelherde, die mitgeführt wurde, um uns Europäern die nie auf der Tafel fehlenden „mutton chops" zu liefern. Der Fleischbedarf einer indischen Expeditionskolonne wird nicht etwa durch Wildbret ergänzt, selbst in Gegenden nicht, wo ein häufigeres Vorkommen von Wild die Erbeutung leicht garantieren würde. Dazu ist das Wild in Indien nicht da. Wer Fleisch essen will, mag es sich in Gestalt von Hammeln und Rindvieh mitnehmen, oder es in Ortschaften kaufen lassen. Eine Feldbäckerei sorgte täglich für frisches Brot. Die Gattin des Oberförsters Caccia verstand es vorzüglich, das Lagerleben heimisch zu machen. Sorgsam waren in ihrem Drawingroom alle möglichen Nippesfiguren und Silbersachen aufgebaut, und solange Mandla noch zu erreichen war, fehlten niemals frische Rosen auf der Tafel, die täglich von Läufern gebracht wurden.

So vermißte man neben freiem Dschungelleben kaum die An-

nehmlichkeiten der Stadt. Nur rief das Fieber, welches im Verlaufe der Expedition der Reihe nach Damen wie Herren ergriff, einen unangenehmen Eindruck hervor. Auch einen Todesfall an schwerer Malaria hatten wir leider unter unseren Leuten zu verzeichnen. Merkwürdigerweise waren im Dschungel Moskitos nicht zu bemerken, und kein Mensch schlief unter den mitgebrachten Moskitonetzen, welche doch nur in beschränkter Weise vor dem Gestochenwerden schützen. Wenn Moskitos da gewesen wären, würde man Stiche weggehabt haben, auch schon bevor man sein Nachtlager aufgesucht hatte. Aber weder eine Culex noch eine Anopheles summte ihre eintönige Melodie.

An einem kleinen Nebenfluß des Nerbudda sollte ich zum ersten Male auf Tiger ansitzen. Ein Tiger hatte eine Kuh aus der Herde einer entfernten Ortschaft gerissen. Zum Treiben des Dschungels war es zu spät, und so ersuchte mich der Generalinspekteur dort aufzusitzen. Schon kam der Elefant, der mich in zwei Stunden zum Luderplatz bringen sollte. Am Rande eines Salwaldes fand ich das gerissene Stück, dem das Genick gebrochen und der Kopf umgedreht war. Beide Keulen fehlten schon, was ungefähr auf zwei Mahlzeiten eines Tigers schließen läßt. Zehn Schritte davon stand ein einzelner Baum, wie geschaffen zum Ansitz.

Eine Machan wurde darauf in einigen Minuten errichtet, und nachmittags vier Uhr baumte ich auf. Die Eingeborenen und der Elefant zogen sich mit Ausnahme eines Waldwärters, welcher bei mir in den Ästen des Baumes hängen blieb, zurück.

Es war ein herrlicher Abend. Vor mir zog sich das Dschungel bis zum Fuße des Hügels herunter, von welchem ein murmelndes Bächlein sich seinen Weg in das mit gelbem trockenen Grase bestandene Tal bahnte. Bald, schon nach anderthalb Stunden, als die untergehende Sonne mit ihren Strahlen das Dschungel in gelbe, rote und später in violette Farben tauchte, sah ich auf 100 Schritte den Tiger aus dichtem Gebüsch gerade auf das Luder zu hervorkommen. Er birschte sich, am Boden kauernd, jede Deckung hinter Gras und Busch sorgfältig benutzend, langsam heran. — Jetzt kam er an den Bach noch 70 Schritte von mir entfernt. Hier richtete er sich in wahrhaft königlicher Würde auf und sicherte breit vor mir. — Ich schoß noch nicht, er mußte ja näher kommen. — Endlos schien mir die Zeit, als er jetzt in einem kleinen Stück hohen Grases verschwand, wo nichts seine nahe Anwesenheit verriet. Es war mir nicht möglich, auch nur die leiseste Bewegung in

den kaum über einen Meter hohen Halmspitzen des Grases zu bemerken, das ihn verschlungen zu haben schien. Die Minuten wurden mir zu Stunden. Immer dunkler wurde es, während der Waldwärter hinter mir auf dem Baum vor Aufregung bibberte und japste. Es war mir unmöglich, ihn jetzt zum Stillhalten zu ermahnen, denn ich durfte mich selbst nicht regen. Es hätte ja wohl auch nichts genutzt. Was sollte ich machen, wenn der Tiger nicht mehr bei Büchsenlicht aus dem Grasdickicht hervorkam? — Ähnliche Erwägungen flogen mir durch den Kopf, und in der Ewigkeit der Erwartung gab ich fast schon den Erfolg auf. So nahe und doch nicht erreichbar! — Warum hatte ich nicht vorher auf 70 Schritte geschossen? —

Aber jetzt! — Endlich taucht der Kopf des Tigers aus dem Grase fünf Schritte vor dem Luder auf, und im nächsten Augenblick stand die Katze vor mir in aller Schönheit und Würde.

„Ich hört ein Bächlein rauschen, vidibum, vidibum, vidibellerchen — —"

In dem Wipfel meines Baumes hatte sich eine Wildtaube eingefunden und gurrte über mir mit Herzenslust ihre Abendmelodei. Sie mußte ja den Tiger eräugen, der ihr nichts anzuhaben vermochte.

Der Tiger zeigte mir gähnend den gewaltigen Fang und blinzelte nach Katzenart vergnügt auf sein Opfer hin. Jetzt riß ihn der Schuß aus meiner 500 Expreßbüchse etwas plötzlich aus den Träumen und ließ ihn im Feuer zusammenbrechen. Mein zweiter Schuß, hochblatt, ließ das Rohren beenden. Noch ein Schnappen nach der neuen Wunde, und er war verendet. — Ist das Tigerschießen einfach! — Ist das alles? — Nun so leicht sollte mir bald die Erlegung eines Tigers nicht wieder werden. Dieses Kunststück brachte auch schließlich eine Dame fertig.

Auf meinen Pfiff kamen meine Leute und zahlreiche Eingeborene aus der nicht weit entfernten Ortschaft herbei, welche dem Sah'b ihren Dank mit allen möglichen Ausdrücken der Freude abstatteten. Hatte doch diese Tigerin, als welche sie sich erwies, verschiedene Rinder ihrer Herden in letzter Zeit gerissen. Wenn ein Tiger eine Herde eräugt und ein Stück zu reißen beabsichtigt, so versucht er gewöhnlich sich in der Richtung, wohin die Herde. weidend ihren Weg nimmt, gedeckt und mit gutem Wind vorzulegen, bis ein Stück ihm in richtige Sprungweite kommt. Noch häufiger birscht er sich an ein von der Herde abgesondertes Rind heran, um es dann von der Seite anzuspringen.

Zunächst kam jetzt der Frühstückskorb mit seinem köstlichen Inhalt zu seinem Recht, und, auf dem Tiger sitzend, labte ich mich an einer Flasche Münchener Löwenbräu. Anfänglich war mein Elefant an den Tiger nicht heranzubringen. Mit der Last beladen, zitterte er wie Espenlaub, ging dann aber im schnellsten Tempo, dessen er fähig werden konnte — Elefanten können nur traben, niemals galoppieren — dem Lager zu, und war nur durch energische Mittel des Mahaut zu bewegen, eine ruhigere Gangart anzuschlagen. Da es Nacht war, konnte ich leider von der Tigerin, welche eine durchschnittliche Größe von 2,60 m (8½ Fuß) bei einer Höhe von 95 cm aufwies, keine Aufnahme mehr machen. Bis zum frühen Morgen wurde die Decke abgestreift, der Schädel abgekocht und die kleinen Knöchelchen aus der Schulter genommen. Diese sind allen Katzen eigen und eignen sich, gut verarbeitet, zu einem Damenschmuck. Die Strecke an jenem Tage von allen Herren, bestand aus 45 Wachteln, 3 Rebhühnern und 3 Krickenten — last not least meiner Tigerin. Das war Grund genug, um die schäumende Witwe wieder bis spät in die Nacht hinein springen zu lassen.

Schon einige Tage später wurde ich belehrt, daß Tiger- und Tigerschießen einen ganz verschiedenen Vorder- und Hintergrund haben kann. Von der guten Wirkung der 8 mm-Büchse auf Großkatzen war ich durch die glatte Erlegung des Panthers überzeugt, zumal vor meiner Abreise der bekannte Afrikajäger C. G. Schillings mir versicherte, daß die kleinen Mauser alles Getier glatt erledigen. Auf die Vorstellungen Mr. Hills hin, der mich dringend warnte, nahm ich auf die Tigerjagd statt der Mauser eine Kal. 500-Expreßbüchse mit einer Ladung von 9 g Schwarzpulver mit, welche damals zusammen mit der Kal. 577 zur mittelschweren Ausrüstung eines Jägers auf wehrhaftes Wild gehörte. Die schwere Ausrüstung eines britisch-indischen Großwild-Jägers bestand damals aus kleinen „Feldkanonen" Kal. 8 oder Kal. 4, deren „Granaten" man mit einer Ladung bis zu 22 g Schwarzpulver verfeuerte.

Im Laufe der letzten Jahre ist ein vollkommener Umschwung auch in der Jagdwaffentechnik eingetreten, und jetzt bedient man sich nur noch klein- und mittelkalibriger Büchsen, deren untere Grenze wohl mit 6,5 mm, die obere mit Kal. 577 bei einer Ladung von 7 g Blättchenpulver gezogen ist.

Am frühen Morgen, fünf Tage später, war ich mit der Mauserbüchse wiederum aufgebrochen, um auf Gaurs, jene mächtigen

Waldrinder, zu birschen, von denen einige Herden — richtiger gesagt, wohl „Rudel“ — in einer bestimmten Waldung zwei Stunden vom Lager entfernt stehen sollten.

Als der nächste Verwandte des altgermanischen Urs — nicht des bisonartigen Wisents — ist der Gaur (Bos gaurus) der mächtigste Vertreter aller Wildrinder und verkörpert das edelste Wild, welches Indiens Dschungeln aufzuweisen haben. Von der Herde der Gaurs sondert sich der alte Einzelbulle ab, dessen Erlegung ein männliches Tun bedeutet. Diese grimmen Einzelgänger haben wegen ihrer Wehrhaftigkeit auch oft in Indien bei den Eingeborenen und Shikaris einen Eigennamen, ebenso wie der Anglo-Indier den boshaften Einzelelefanten „Rogue“ nennt. Da werde ich an die vielumstrittene Bedeutung über das Wort „Schelch“ von Siegfrieds Beute erinnert, von dem es im Nibelungenliede heißt:

„starker ure viere und einen grimmen schelch“.

Neben den verschiedenen Auslegungen, welche das Wort „Schelch“ schon erfahren hat, möchte ich auch auf die Möglichkeit hinweisen, daß mit dem „grimmen schelch“ wohl der Einzelgänger des Ur bezeichnet sein kann, worauf auch der Zusatz „grimm“ hinweist. Denn recht „grimm“ vermag der Einzelgänger Gaur schon zu sein, wovon ich mich später selbst überzeugen sollte. Die Ansicht, daß dem Einzelgänger Ur unsere Vorfahren einen Eigennamen gegeben haben, ist nicht glatt von der Hand zu weisen.

Während der Nacht wechseln die Gaurs aus dichten Dschungeln in die Suhlen, um vor oder kurz nach Tagesanbruch wieder einzuziehen. Man folgt ihren Fährten stunden- ja tagelang, bis man im Holze auf sie, wenn Diana gnädig, stößt.

An jenem Morgen hatten die Eingeborenen keine frische Fährte gefunden. Trotzdem hoffte ich im Dschungel Gaurs oder anderes jagdbares Wild anzutreffen, bis mich nach einiger Zeit ergebnislosen Birschens die Eingeborenen verständigten, daß sie den Fundort eines vom Tiger vor einigen Tagen gerissenen Gaurs wüßten. — So ließ ich mich dahinführen.

Bald zeigte mir der Shikari, ein kleiner Waldmensch — ein Baiga — den Platz in einer Lichtung, wo der Tiger den Gaur gerissen haben sollte. Weiter gingen jetzt die Leute, mit Ausnahme meines Hindupräparators Saris, nicht mehr mit. Von dem bezeichneten Platz aus sah ich einige Geier, welche in ihrer ganzen Häßlichkeit kalkend auf Bäumen blockten, über einem Graben.

Vorsichtig birschend näherten wir uns der Grube, in welcher dicke Baumstämme und Basaltblöcke in wildem Chaos durcheinander lagen. Schritt für Schritt versuchte ich den Grund einzusehen, wo der Gaur liegen sollte. Trotz eines penetranten Aasgeruches konnte ich zunächst nichts erblicken. — Doch halt! Dort zwischen den Steinen und Baumgezweig eine gelbe Masse — der Tiger selbst beim Fraße! — Kopf und Hals waren wegen der Felsblöcke nicht sichtbar, nur das Blatt und der Rücken des sitzenden Tigers, der vom Hals des Gaurs große Fetzen herunterriß.

Ich faßte das Blatt an und schoß. Aufspringen und ein wütiges kurzes „Hu!" — welches Tiger nach gut sitzenden Lungenschüssen ausstoßen sollen, als wenn ihnen die Luft ausging — war die Antwort. Ich hatte schnell repetiert und gab nun dem aufspringenden und vorwärtsstürzenden Tiger das zweite Teilmantelgeschoß, das ihn wahrscheinlich weidwund traf, da er hinten zeichnete. Mit einem Satz fuhr er herum und nahm die Front zu mir. Ein Augenblick folgte, den ich keinem Feind wünsche! — Die Gedanken fliegen in ungeahnter Schnelle und Bilder aus der Vergangenheit rasen vorüber. Auf 10 Schritt gab ich noch schnell spitz einen Schuß ab. Jetzt war der Tiger in dem toten Winkel des Grabens verschwunden. — Er kam aber zu meinem Glück nicht daraus zum Vorschein. Mit der Büchse im Anschlag ging ich zunächst einige Schritte zu meinem Präparator zurück, um Schußfeld am Grabenrand zu schaffen. Saris hatte nur das Knallen meiner Büchse und das kurze Brüllen des Tigers gehört, hatte ihn aber selbst nicht gesehen.

Erst nach einer Stunde ging ich zum Anschuß, in dessen Nähe ich den Tiger verendet zu finden wähnte. Doch ich sollte mich täuschen. Ich fand nur Schweiß neben der Fährte und ein Wundbett unter einem Baum, hundert Schritte vom Anschuß, wo vorher Affen sehr laut gewesen waren. Das war alles. Ich sandte Leute zum Lager, welche wegen der großen Entfernung erst spät am Nachmittage mit einem Elefanten zurückkehrten, auf welchem ich die Nachsuche fortsetzte. Wir fanden aber auch dann nichts, und nach zweistündiger vergeblicher Nachsuche kehrte ich ohne Tiger in das Lager zurück. Ich schämte mich herzinniglich vor den Herren, holte nach Jägerart alle möglichen Entschuldigungen aus dem Rucksack, von denen die mangelhafte Wirkung der 8 mm-Büchse einzig stichhaltig zu sein schien.

Eine kleine Genugtuung wurde mir zu teil, als drei Tage darauf

Waldmenschen den Schädel des Tigers brachten, welchen sie einige Kilometer weit vom Anschuß gefunden hatten. Die Decke war längst den Geiern zum Opfer gefallen — die Niete blieb mir doch.

Hätte ich — haha! — die 500 Expreßbüchse gebraucht, so wäre sicher der Tiger nach dem ersten gut sitzenden Lungenschuß nicht mehr weit gegangen. Mein fernerer Bedarf der 8 mm-Büchse auf Großraubzeug war nun in der Folge ein für allemal gedeckt. Ich sah ein, daß die kleinen Teilmantelgeschosse nur bei Schüssen in den Hals, also in Weichteile, eine gute Wirkung erzielen. Gewöhnlich zersplittern die Teilmantelgeschosse sofort beim Auftreffen auf Knochen oder auch schon an dem harten Muskelfleisch, wie es Großraubzeug aufweist, ehe sie tief genug in die edlen Teile des Körpers eindringen. Ganzmantel ergibt Ein- und Ausschuß, tötet auch, aber wann?! —

Saris schlug mit verbundenem Mund und Nase dem gerissenen Gaur das Gehörn ab, welches einen Tag lang noch die Umgebung des Lagers verpesten sollte. Der Gaur war sicher ein Einzelgänger gewesen. Auf jeden Fall ein uralter Recke mit weit ausgelegtem braven Gehörn, das mich jetzt noch öfters neben dem Tigerschädel an die Tigergeschichte erinnert.

Wie mich meine späteren Erfahrungen überzeugten, gehen sich alte Gaurbullen und Tiger aus dem Wege, da letztere in der Regel nur Gaurkälber, wenn sie deren habhaft werden können, reißen. Wie kommt es nun, daß dieser Tiger, oder vielleicht auch ein Tigerpaar vereint, den starken Gaurbullen gerissen haben? —

Diese Frage glaube ich mit einer anderen vereinen zu können. Woran gehen schließlich wilde Tiere und vor allem wehrhaftes Wild ein, welches weniger Feinde als Kleinwild zu fürchten hat? —

In den Journals of the Bombay Natural History Society ist in den letzten Jahren auch diese Frage aufgeworfen worden, ohne eine sichere Antwort erzielt zu haben. Ganz einfach ist sie auch gerade nicht zu lösen. Zufälligerweise kenne ich auch die Ursache des Verendens von zwei weiteren alten Gaurbullen, deren Trophäen uns erhalten geblieben.

Das eine Gehörn befindet sich als eins der stärksten Gaurgehörne, die je erbeutet wurden, im Museum der Bombay Natural History Society, wo ich es selbst bewundern konnte. Diese gewaltige Trophäe wurde von Lt. Colonel Evans-Rangoon in Burma in Sicherheit gebracht, welcher beobachtet hatte, wie wilde Hunde den Einsiedler vor seinen Augen rissen. Wilde Hunde nehmen

aber trotz ihrer Kühnheit gewöhnlich nur mit Hirschen und kleinerem Wild vorlieb, weichen hingegen in der Regel starken Gaurbullen aus. Das andere Gehörn befindet sich im Besitz von Mr. G. E. Browning, Chief Engineer in Trichur (Cochin), welches die weiteste Auslage (46 Zoll), die ich an Gaurgehörnen messen konnte, besitzt, und dessen Träger uralt gewesen sein muß, als er durch einen Schlangenbiß, soeben verendet, gefunden wurde. Man hat aber bisher trotz der vielen Schlangen in Cochin z. B. noch niemals Gaurs und anderes Großwild in der Vollkraft ihrer Jahre durch Schlangenbisse verendet gefunden. Wie kommt es, daß der abständige alte Gaurbulle gerade von einer Schlange getötet werden mußte? — Man will wissen, daß wilde Hunde Tiger gerissen haben. Sind diese wohl gesund und in der Vollkraft ihrer Jahre gewesen? — Ich glaube kaum.

Dr. Berger berichtet andernteils von seinen afrikanischen Jagdfahrten, daß Antilopen und anderes Wild durch die Nähe und das Brüllen von Löwen keineswegs erschreckt wurden, als wenn sie nichts vom Löwen zu fürchten gehabt hätten. Diese Beobachtung ist für mich sehr wichtig.

Nach meiner Überzeugung ist der Riß wehrhaften Großwildes durch Raubzeug im hohen Alter auf eine natürliche Ursache zurückzuführen, nämlich auf einen Sinn, den die „Dschungelpolizei", das Raubzeug im großen und ganzen besitzt, um schwache, kranke oder abständige alte Stücke aus der Welt zu schaffen. Das Raubzeug merkt es ganz genau, wenn Tiere des Waldes oder der Steppe nicht mehr auf der Höhe der Kraft stehen. Es besitzt also die natürliche Gabe eines Psychologen und den richtigen Gefühlssinn für die Schwächen selbst eines ihm überlegenen Gegners. Und so glaube ich mit Bestimmtheit, daß die wenigsten Tiere des Urwaldes eines natürlichen Todes sterben. Hat doch das Wild im ganzen noch Sinne, die wir uns nicht erklären können, Sinne, die unsere Vorfahren als Urwaldmenschen auch einst besessen haben und die uns im Laufe der Zeiten abhanden gekommen sind, weil wir ihrer wegen unserer veränderten Lebensweise nicht mehr bedurften.

Ich will nur an den sogenannten magnetischen Sinn der Tiere in Freiheit erinnern, wonach z. B. verschiedene Hirsche stets bei ihren Wanderungen vor und nach der Brunftzeit genau denselben Wechsel benutzen, zumal in Gegenden, in denen sie vorher noch nie gewesen. Genau jedes Jahr wechseln sie viele Kilometer weit,

meist an derselben Ackerfurche oder an demselben Baum vorbei. — Oder an den Stechplatz von Waldschnepfen, die womöglich jedes Jahr in einem Umkreis von zehn Schritten auf ein und derselben Stelle einfallen, obwohl viele andere ebenso gute Stechplätze ganz in der Nähe liegen. Ähnlich wie die Zugvögel ihre genaue Flugrichtung, so finden auch in der Wildnis, z. B. in Indien, die Tiere die natürlichen Salzlecken auf. Von weither kommen Gaurs wie Hirsche u. a. einzeln oder in Rudeln zu bestimmten Jahreszeiten dahin, legen wohl bis 50 km zurück und sind womöglich nie vorher an Ort und Stelle gewesen. So könnte es weiterhin möglich sein, daß Raubzeug einen Sinn besitzt, was ich allerdings selbst bezweifle, der sie zum kranken, schwachen oder alten abständigen Wilde oder zum verendeten Kadaver führt. Wir wissen, daß es bei dem Geier die scharfen Augen sind, die den Kadaver entdecken, eine sehr natürliche einfache Erklärung. Wodurch wissen es denn aber gleich die andern hunderte von Geiern? — Wie wunderbar sind oft diese tausend Rätsel, deren Lösung uns so schwer fällt! — Und um so schwerer, je mehr wir uns von Mutter Natur selbst entfernen. Unter Aktenstaub und dicken Bücherfolianten werden sie sicher nicht gelöst. Die Biologie bleibt stets, trotz der Wichtigkeit der Systematik, die vornehmste Aufgabe der Wissenschaft wie aller Naturfreunde. — „Drum geht in die Wälder und werdet Menschen!" —

Nach welch erbitterter Gegenwehr der Gaurbulle niedergekämpft wurde, zeigte die in der Nähe des Grabens befindliche und einem Zirkusplatze ähnliche, fast kreisrunde Kampfstätte. Hier war der Tiger dem Gaur an den Hals gesprungen. Das meterhohe Gras war im Kreise zerstampft. Der Tiger mußte aber sehr siegessicher vorgegangen sein, sonst hätte er ihn gar nicht angegriffen. Er hatte dem Gaur das Genick nicht umgedreht, da der Kopf desselben in natürlicher Lage im Graben geradeaus gerichtet war. Sondern der Gaur war, ähnlich wie Panther es zu tun pflegen, durch den würgenden Fang des Tigers erdrosselt worden. Was für ein spannendes Schauspiel muß dieser Tigerritt geboten haben! — Der Gaur mit dem Tiger an der inneren Seite am Halse hängend im Kreislauf, bis er, ohne sich in dieser Lage wehren zu können, erstickend zusammenbrach! — Eins von den Dramen im Herzen des Dschungels, die in der Regel den menschlichen Blicken verborgen bleiben! —

Dann hatte der Tiger den wohl an 20 Zentner schweren Gaurbullen an 100 Schritte weit in den Grund des Grabens geschleppt,

um dort mindestens schon seit zwei Tagen mit dem Fraße beschäftigt zu sein, bis er von mir gestört wurde. — Welche Kraft und welche Vorsicht! —

Einige Tage darauf schoß ich einen Nilgai-Bullen, eine giraffenartige, mit der Vorderhand höher stehende Waldantilope. Ein großes Gebäude und eine elende Trophäe hat dieser Verwandte der afrikanischen Kudu- und Elenantilopen aufzuweisen. Einst lebten sie in den Ebenen Indiens zusammen vereint, da man fossile Reste der erstgenannten in dem Nerbuddatale gefunden hat. Ich habe mich mit einem Exemplar begnügt und mir nie wieder Mühe gegeben, diese Antilope des lichten Dschungels zu erlegen.

Ein junger Oberförster brachte eine Streifenhyäne (Hyaena striata) von einer Nachmittagsbirsche zurück. Gefleckte Hyänen gibt es in Indien nicht. Ich habe erst acht Jahre später einmal auf eine Streifenhyäne geschossen, und zwar während der Nacht im Mondenschein vom Rasthaus Piparia in den Zentralprovinzen aus, wo ich zur Schwarzbockjagd weilte. Durch den Wildbretgeruch angelockt, kam eine Hyäne bis dicht an das Bungalow heran, was dort gar nicht selten vorkommen soll. Ich war sehr erstaunt zu sehen, daß einer der dort zahlreichen Bastardköter — welche eine Kreuzung zwischen Terriers mit dem indischen Pariahund zu sein scheinen — die Hyäne sofort annahm und eine Strecke weit verfolgte. Bald wendete sich das Blatt, der Hund machte kehrt, verfolgt durch die Hyäne. Ich hatte nur in der Eile meine Browningpistole in der Hand und fehlte auf 30 Schritte die Hyäne, worauf sie auf Nimmerwiedersehen verschwand. Die Nähe der menschlichen Wohnungen mag sie veranlaßt haben, vor dem Dorfhund davonzulaufen. Daß Hyänen kleine Kinder in Indien rauben, zeigt die jährliche Statistik über den Schaden der Raubtiere. Das tun aber sogar Schakale. —

Ein junges Tigerlein im Alter von zwei Monaten wurde uns von Eingeborenen kurz vor Weihnachten ins Lager gebracht. Drollig war es zu beobachten, wie es auf die Hühner birschte, die frei im Lager herumliefen. Mehrere Nächte schlief es neben meinem Lager. Wurde das Tigerlein dann unruhig, so hatte ein leichter Hieb das Resultat, es gefügig und still zu machen. Lange sollte es sich des Lebens leider nicht erfreuen, da die „ganz wilden Terrierhunde“ eines „wilden Oberförsters“ ihm bald den Garaus machten.

Am Weihnachtstage, gerade als ob Diana uns ein Christkindchen bescheren wollte, hatte wiederum ein Tiger einen der ausge-

setzten Büffel gerissen. Ich saß gegen Abend bei herrlichem Mondenschein auf. Mr. Hill hatte mir wieder einen Waldwärter gegen meine Absicht auf die Machan mitgegeben. Als es kühl wurde, fing der Mann so oft und so laut zu husten an, daß an ein Herankommen des Tigers nicht zu denken war. Den Ruhestörer wegzuschicken, ging nicht mehr, da er aus Angst, der Tiger möchte ihn holen, nicht allein vom Baum steigen wollte. So blieb mir nichts anderes übrig, als gegen 11 Uhr abends in das Lager wieder zurückzukehren. Gleich bei Tagesanbruch am folgenden Morgen war ich wieder mit einem Elefanten am Platze, um festzustellen, ob der Riß inzwischen von dem Tiger besucht worden war. Zu meinem Erstaunen war auch nichts mehr von dem Büffel, mit Ausnahme einer Visitenkarte — eines Häufleins Mist — zu sehen. Noch nicht einmal einige geknickte Gräser wiesen die Richtung an, die der Tiger mit dem Büffel genommen, obwohl letzterer an zwei Zentner gewogen haben mag! — In diesem Falle hatte der Tiger das Luder nicht geschleift, sondern hochgetragen. Der Grund hierzu mag unsere Anwesenheit vorher auf der Machan gewesen sein, die er gemerkt haben mußte. Trotzdem war er zurückgekehrt! —

Für das Tigerschießen hatte mich im Lager ein seltenes Schauspiel entschädigt. Es hatten sich an 50 Baigas, die wildesten der Waldmenschen in den Zentralprovinzen, versammelt, um den Sahibs ihre Jagd- und Liebestänze vorzuführen. Schon bei der vergeblichen Birsche auf Gaurs waren Baigas meine Führer, und dabei konnte ich mich schon an den Anschauungen dieser Waldmenschen erfreuen.

Die geringste Entwicklung menschlicher Kultur finden wir dort, wo ihrem Eindringen die höchsten natürlichen Schranken gesetzt sind. Also dort, wo die Schwierigkeiten besonders große sind, um in Gegenden zu gelangen, in denen sich einmal Reste von größeren Volksstämmen befinden oder auch von früher her noch gering entwickelte Rassen, unberührt vom Wandel der Zeiten und der Verkehrsverhältnisse, sich ihre primitiven Daseinsbedingungen erhalten haben. Man denkt in solchen Fällen nur an die von uns am weitesten entfernten Gegenden, in denen primitive Menschenrassen, von aller Kultur abgeschlossen, noch vorhanden sind und in aller Zurückgezogenheit ihr Leben fristen können. So z. B. an die polnahen Gebiete beider Erdhälften, an die Wüsten Australiens oder Afrikas, wo Mangel an Lebensmitteln u. a. die dorthin eindringen-

den Völker verkümmern und entarten läßt. Oder schließlich an die Urwälder im Herzen Afrikas, die zu durchqueren erst vor einigen Jahrzehnten Forschern möglich wurde. Von ihnen erhielten wir die Kunde vom Dasein kleiner pygmäenhafter Waldmenschen.

Dabei vergißt man, daß sich in Indien, welches durchaus, allein schon wegen seiner leichten Erreichbarkeit und seiner verschiedenen hohen Kulturperioden, als erforscht gilt, noch die wirklich niedrigsten Lebensformen der Menschheit in seinen Urwäldern erhalten haben. So mögen auch Laien fragen, was eigentlich in Indien noch zu erforschen wäre, in einem Lande, das von einem dichten Eisenbahnnetz durchzogen wird und woher uns täglich der Telegraph die neuesten Nachrichten bringt! — Aber nicht allein in Rassen- und Völkerfragen bergen die dichten entlegenen Urwälder Indiens viele Geheimnisse, deren Erklärung der „exakten" Wissenschaft — die es nicht gibt — noch manche harte Nuß zu knacken gibt.

Die Dschungelvölker Indiens sind meist kleinwüchsige Menschen, welche scheu die Nachbarschaft höher entwickelter Volksstämme, mögen sie ihnen auch im Typus ähnlich sehen, meiden, und sich als richtige Waldmenschen von Wurzeln, Kräutern und Tieren des Waldes, die sie mit ihren primitiven Waffen erlegen, ernähren. Womöglich leben sie noch auf Bäumen, wie auch in Felshöhlen oder schon unter leicht hergestellten Windschirmen in kleineren Gruppen zusammen.

Indien ist und bleibt nun einmal der Völkermarkt der Welt, und man findet dort nicht allein Vertreter reiner Rassen, sondern noch mehr viele Mischungen der großen Rasseneinheiten in unzähligen Abstufungen und Verbindungen. Man muß sich klar machen, daß Tibet, „das Dach der Welt", das uns bisher so schwer zugänglich gewesen, nicht eine solche Fundgrube für den Ethnographen wie Anthropologen bildet, als gerade Indien, in das die Völker von allen Himmelsgegenden seit Jahrtausenden zusammengeströmt sind.

Eins dieser Dschungelvölker, nämlich die Weddas auf Ceylon, hat die denkbar vollkommenste Schilderung durch die Gebrüder Fritz und Paul Sarasin gefunden. Ceylon liegt an einer großen Völkerstraße, es ist leicht zu erreichen, und so weiß auch schon jeder Laie mehr oder weniger etwas gerade über die Weddas.

Ich bin weder Anthropologe noch Ethnograph, sondern auch nur Laie. Deshalb soll man von mir keine gründlichen Studien, wie sie über die Weddas existieren, über die verschiedenen Dschun-

gelvölker, die ich im Laufe der Jahre in Indien besucht und kennen gelernt habe, erwarten. Auch würde ein tieferes Studium der großen Zahl von Dschungelvölkern die Kräfte eines Einzelnen weit überragen. Der bisherige Direktor des Museums in Madras, Mr. Thurston, hat wohl über einige interessante südindische Waldmenschen eingehende Studien gemacht, doch bleibt noch ein Riesenwerk in Indien zu bewältigen übrig, um uns immer mehr über die niedrigsten Formen der Menschenrassen in Zukunft aufzuklären. Vorläufig tappen wir noch arg im Dunkeln. Theorien werden heute aufgestellt, um morgen wieder durch andere ersetzt zu werden oder in sich zusammenzufallen. In Wirklichkeit herrscht noch ein wahrer chaotischer Zustand in fast allen Fragen der Anthropologie. Nach Felix v. Luschan[1]) besteht nur eine einzige Species der gesamten Menschheit: der Homos sapiens. Gewiß. Ursprünglich vielleicht ja. Wir kommen dann analog den übrigen Säugetieren u. a. wieder durch Vererbung und Anpassung auf Subspecies und alles läuft praktisch wieder auf dasselbe hinaus Ich bleibe bei verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts und ihrer Ungleichheit.

Wenn ich von der Stammverwandtschaft der Rassen absehe, dagegen die verschiedenen Kulturstufen und Stadien der Entwicklung der Völker zu unserer heutigen Kultur des Abendlandes in Betracht ziehe, so habe ich mich bisher an das Werk von Alexander Sutherland[2]) gehalten Sutherland teilt die Menschen in Wilde oder Naturmenschen, in Barbar-, Zivil- und Kulturvölker ein, indem er annimmt, daß wir, die Vertreter der weißen Rassen, allein die Kultur gepachtet hätten. Wie Felix v. Luschan sehr richtig sagt: „es gibt keine wilden Völker, es gibt nur Völker mit einer anderen Kultur als die unsere.“ Ja nicht allein einzelne Vertreter der weißen Rasse, sondern ganze Völker der weißen Rasse benehmen sich gelegentlich „wilder“ — wenn ich diesen Ausdruck als eine schlechte Eigenschaft bezeichnen soll — als wie die Wildesten unter den primitiven und sogenannten Barbarvölkern. Ja durch die Ausartung, zu welcher unsere Kultur heutzutage — durch die Verwilderung aller Sitten begünstigt — sich entwickelt hat, halte ich sie im Grunde und im Endziel für durchaus verfehlt.

Dafür spricht u. a. die Ausbeutung des Einzelnen wie die von ganzen Völkern, durch die mit Dünkel gepaarte Geschäftsgier

---

[1]) Völker — Rassen — Sprachen. Berlin, Weltverlag 1922.

[2]) Über den Ursprung und das Wachstum des moralischen Instinkts. (London 1898.)

und den Mißbrauch der Gewalt, wodurch alle sittlich-guten Eigenschaften des Menschen erstickt werden, eine zu deutliche Sprache. Auch Völker anderer Rassen haben, wie ebenfalls die alten asiatischen Kulturvölker, wenn sie zur Macht gelangten, oft auch sie mißbraucht.

Ein anderes Verhalten würde gegen die menschliche Natur verstoßen, denn letzten Endes bleiben wir Menschen doch immer Säugetiere und Raubtiere. Wir müssen in diesen bitteren Apfel beißen, das Verharren in längst überholten Anschauungen hat — erst durch die Not uns aufgezwungen — später doch immer ein grausames Erwachen gezeitigt. Wir beschmutzen als Vertreter der weißen Rassen durch eigene Einsicht noch lange nicht unser eigenes Nest. Im Gegenteil. Ich sehe nur einen sittlichen Gewinn darin — wenn man von der eigenen Unzulänglichkeit überzeugt — versucht, das, was wahr und richtig erscheint zu erkennen und es offen auszusprechen. In diesem Sinne bitte ich auch meine Betrachtungen über Völker und Rassen im Laufe meiner Schilderungen aufzufassen, wenn ich auch von Wilden, Barbar- und Kulturvölkern spreche.

Das erste Dschungelvolk, dem ich in Indien begegnete, waren die Baigas. Es waren noch recht wenige genaue Forschungen über sie angestellt worden.

Die Drawiden gelten bisher als die eigentlichen Ureinwohner Indiens. Nach einer schon längst widerlegten Theorie von Sir William Hunter soll die Hauptmasse der Drawiden, die bis Südindien vorstieß, von Nordwesten eingedrungen sein. Sie sollen also denselben Weg genommen haben, wie später die Völker arischer Zunge. Ein anderer Zug der Drawiden soll von Nordosten kommend in den Zentralprovinzen und weiter östlich, als der kolarische Zweig der Drawiden, ein Heim gefunden haben.

Von dem kolarischen Zweig — nach dem Hauptstamm, den Kols, benannt — sollen die übrigen nördlichen Drawiden, wie die oben erwähnten Gonds oder Bhils der Vindhyan-Berge, sich durch die Sprache unterscheiden. Linguistische Unterschiede können aber niemals allein als Rassenunterschiede gelten, da eine Deckung von Rasse und Sprache nur in ganz seltenen Ausnahmefällen besteht. Der kolarische wie der nördlich drawidische Typus ist dagegen fast der gleiche. Alle die verschiedenen Dschungelstämme Brit.-Indiens haben eine platte (platyrhine) Nase und dicke Lippen, weisen also einen negroiden Typus auf. Sie gehören auf jeden Fall

zu einer seit Jahrtausenden in Indien angesessenen Rasse, worauf die geographische Verteilung, die gleichmäßige Charakteristik ihrer physischen Erscheinung selbst bei den primitivsten Gruppen, wie denen der Baigas, ihre Lebensweise, ihre animistische Religion, ihre Steindenkmäler und der bei allen weit verbreitete Totemismus fast mit Sicherheit schließen läßt.

Die Kurumbas von Mysore, die ich später kennen lernte, befinden sich schon auf einer etwas höheren Entwicklungsstufe und noch mehr die Kadirs der Anaimalaiberge, die man zu den höheren Wilden rechnen könnte. Mehr und mehr dringt Verkehr und Handel in diese entlegenen Waldgebiete, und in nicht ferner Zeit werden auch die Rassenmerkmale der Dschungelvölker, wie ihre Sitten und Gebräuche, in denjenigen ihrer Umgebung mehr oder weniger aufgehen. Daher wäre es nicht hoch genug zu bewerten, wenn gerade jetzt noch, wo der Abstand in der Entwicklung des Menschen unserer Kultur und der mehr noch auf niederer Stufe stehenden Waldvölker ein solch gewaltiger ist, die Rassenfrage sowohl wie die der Seelenentwicklung der Naturmenschen erforscht würde. —

Noch ist es Zeit, aber auch höchste Zeit! —

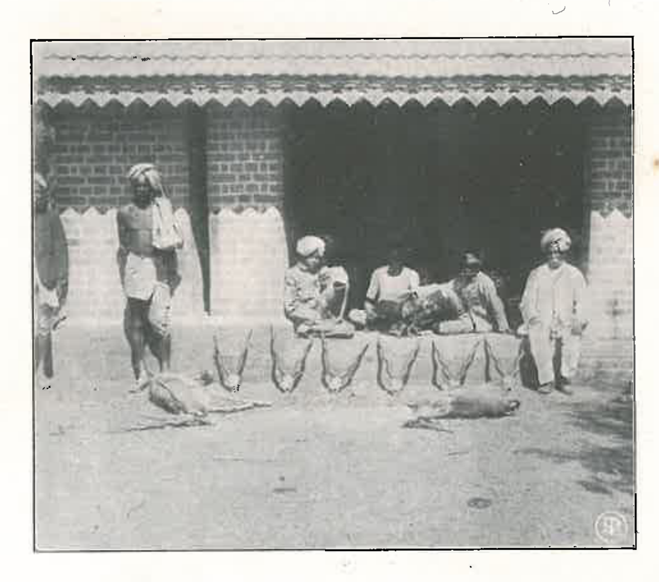
In ihren abgeschlossenen Bergwäldern sind die Dschungelvölker der Zentralprovinzen kaum durch größere Einwanderungen von Norden her, nicht einmal durch die Armeen der Mogulkaiser bei der Eroberung des Dekkans, berührt worden. Sie haben dadurch ihre alten Gewohnheiten wie ihren Unabhängigkeitssinn bewahrt; so kam es, daß z. B. die Baigas noch auf einer sehr tiefen Stufe der Entwicklung stehen bleiben konnten.

Unter den anderen Dschungelbewohnern haben oft die Baigas in ihrer animistischen Religionsbetätigung die Stellung von Priestern inne. Wenn ein Gond z. B. einem Tiger zum Opfer fällt, so wird ein Baiga herbeigeholt, welcher den Geist des Toten beruhigen und die vermehrte Gewalt des Tigers, die dieser von seiner Beute gewonnen hat, fortzaubern soll. Der Baiga macht dann gewisse Übungen, welche den Tiger in seinem verhängnisvollen Sprung darstellen — eine Darstellungsweise, welche ähnlich von den Kadirs der Anaimalaiberge, wie von vielen Hinduvölkern ebenfalls geübt wird. Zuletzt nimmt der Baiga mit seinen Zähnen einen Mund voll der blutgetränkten Erde auf. Sobald er dieses getan hat, gilt das Dschungel wieder von den bösen Geistern befreit. —

Die im Lager des Generalinspekteurs eingetroffenen Baigas aus



Erlegte Schwarzböcke in Kurai (Central-Prov.).



7 Schwarzböcke und eine Gazelle.



Drei brave Gazellen und ein Schlangenadler.



Zebuherde an einem Mahrattafort in Kurai.



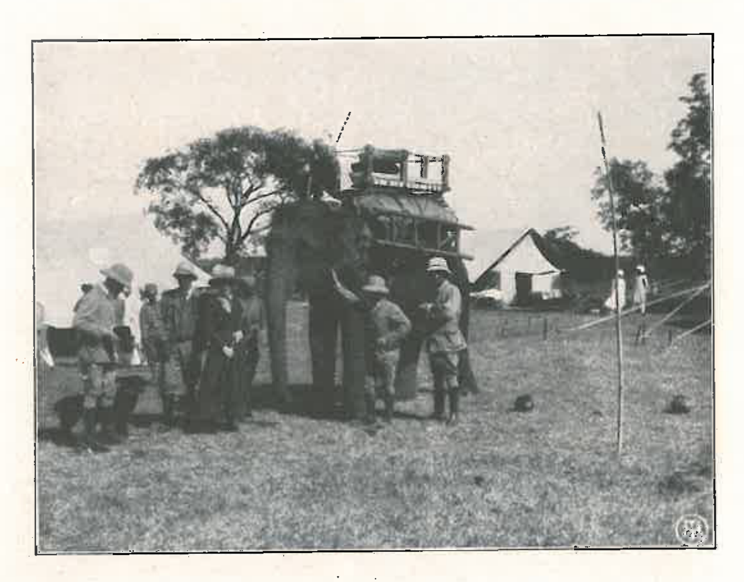
Bungalow des Commissioners in Jubbelpore.



Marktplatz in Mandla (Central-Prov.).



Beratung im Lager. Wie soll der Tiger getrieben werden?



Aufbruch zum Tigertreiben.



Vor dem Aufbruch zur Pürsche mit dem Elefanten.



Unser Lager. Im Vordergrund ein Dienerzelt.



Lager der Ochsentreiber.



Mrs. Campbell beim Aufstieg zur „Machan“.



Mein Rekordpanther.



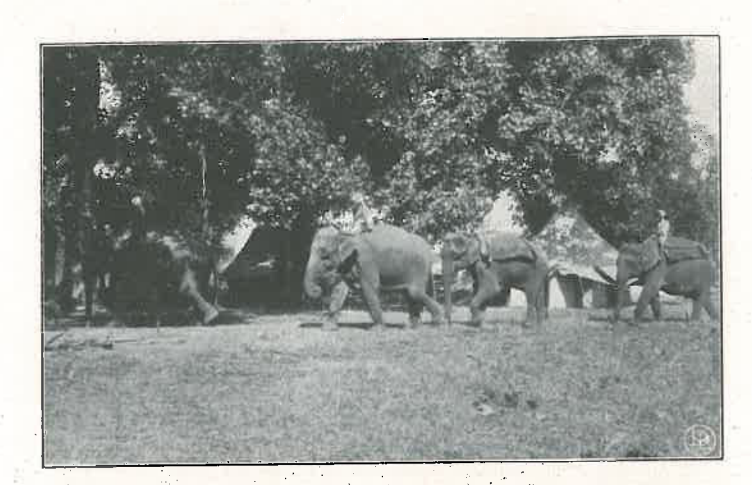
Am Lagerfeuer unter Salbäumen.



Mein starker Sambarhirsch.



Lager unter Feigenbäumen.



Elefanten gehen zur Tränke.



Teestunde.



Der Tiger Mr. Caccia's.



Das aufgefundene Tigerlein.



Küchenplatz.

dem Balaghat-Distrikt waren schon mehr zivilisiert und die Regierung hatte diesen Leuten Land, um Ackerbau zu treiben, gegeben. Ein groteskeres Schauspiel wie ihren Mitternachtstanz am Lagerfeuer im Vollmondschein hatte ich noch nie geschaut. Sie tanzten im offenen Dreieck, auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Weiber. Bei einem den Tanz begleitenden einfachen rhythmischen Gesang setzten sie abwechselnd einen Fuß vor und wieder zurück, während in ihrer Mitte ein Tanzmeister — der „Yoker" bei Hindutänzen — grimmig ein Tamtam bearbeitete. Dabei führte er durch schnelles Auf- und Niedergehen in die Kniebeuge einen eigenen Tanz auf, der an russische Tänze erinnert. Lange noch hielt uns dieses seltene Schauspiel am Lagerfeuer fest, eine Weihnachtsfeier im Dschungelstil! — Nur flüchtig konnte ich am folgenden Morgen einige Aufnahmen der Baigas machen, da wir früh das Lager abbrachen.

Eine gewisse Schattenseite des Zusammenreisens war die natürlich gegebene Abhängigkeit von der übrigen Gesellschaft, durch die man nur unvollständig seinen eigenen Studien nachzugehen in der Lage war. Was hätte ich wohl für eine Beute haben können, wenn mir freie Hand gelassen worden wäre! — Zu gern hätte ich den Generalinspekteur gebeten, mich in einem der vielen guten Jagdgründe allein zu lassen. Verschiedene Male wurde ein frischer Riß durch einen Tiger gefunden, aber wegen Lagerwechsels dachte man gar nicht daran, sich die kostbare Beute zu sichern. In einem Revier, in dem vieles und interessantes Wild vorhanden war, blieben wir oft nur einen Tag. Im nächsten Lager, wo wir vielleicht zwei bis drei Tage blieben, war außer Flugwild womöglich nichts zu holen und eine Birsche zwecklos. Auf der anderen Seite aber war ich gesund und von allen Sorgen einer Expeditionsführung befreit.

Später habe ich Expeditionsführung reichlich und oft nicht gerade von angenehmer Seite kennen gelernt, zumal ich stets ein Gast des Landes war und weder über Bürgerrechte noch über Beamtengewalt verfügen konnte, um meinen Willen durchzusetzen. Sehr oft ist in einem ganz wilden Lande die Expeditionsführung einfacher als in einem Staate, wo man nur Gastfreiheit genießt. Andernteils habe ich anglo-indischer Gastfreundschaft all das viele Gute zu verdanken — ich wiederhole es stets mit Vergnügen — was mir im Laufe der Jahre zuteil ward.

Am Silvestertage hatten wir die Station Gondia unweit Raipur

an der südlichen Eisenbahnlinie Bombay—Calcutta erreicht, und am Neujahrstage 1902 führte uns der Expreß nach der Hauptstadt. Abseits der großen Verkehrsstraßen hatte mein Auge zum ersten Male echt indisches Dschungelleben schauen dürfen, ein Genuß, den wahre Naturfreunde zu schätzen wissen. Indisches Leben ungeschminkt im Herzen des Urwalds, umgeben von einem Kreis lieber Menschen. Das Ganze einzig in seiner Pracht, herrlich in der Erinnerung! —

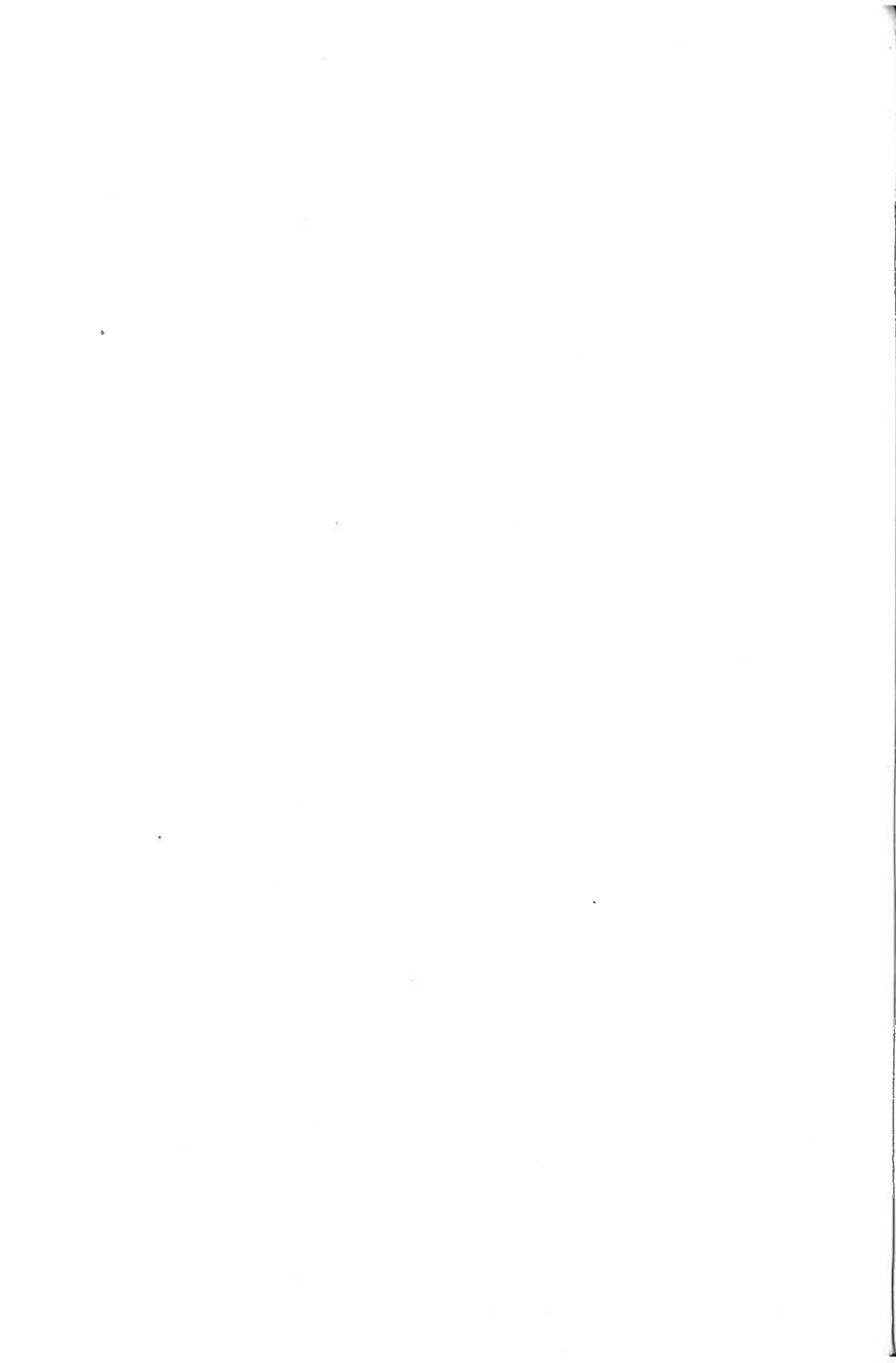
Von Calcutta aus besuchte ich auf einige Tage Darjeeling sowie Benares und unseren deutschen Generalkonsul, Freiherrn Speck von Sternburg, der damals in Lucknow residierte.

Noch steht Harry Charles Hill mit seinen energischen und dennoch verbindlichen Gesichtszügen vor mir, als ich ihn zum letzten Male auf den Bahnhof in Rangoon begleitete. Sein Abschiedsgruß „Auf Wiedersehen in London" sollte nicht in Erfüllung gehen. Im kräftigsten Mannesalter auf Urlaub in seiner Heimat, wurde Hill, ein halbes Jahr später, nach kurzer Krankheit dahingerafft. Ein anfänglich nicht beachteter Furunkel am Halse war die Todesursache, und es liegt eine gewisse Tragik in dem Heimgang dieses bedeutenden Forstmannes, der beinahe 30 Jahre lang allen Krankheiten und Gefahren des indischen Dschungels getrotzt hatte. —

Ich bin stolz darauf, die Ehre gehabt zu haben, Mr. Charles Hill kennen und schätzen gelernt zu haben, und dankbaren Herzens werde ich stets seines ritterlichen Wesens und seiner großen Gastfreundschaft gedenken.

II.

Kashmir



Spät abends hatte ich nach dreitägiger Fahrt von Rawalpindi über die Paßhöhe von Murree das Rasthaus von Uri erreicht, die letzte Etappe auf dem Wege nach Srinagar, an der Schwelle des goldenen Tales von Kashmir.

In der Augusthitze Indiens 360 km in einem zweiräderigen Tongakarren mit häufigem Wechsel der Relaispferde so schnell zurückzulegen, gehört gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Reisens. Durch das fortwährende Stoßen und Rütteln der Tonga schmerzten die Glieder, und jetzt auf 1300 m Höhe über dem Meeresspiegel fühlte ich zum erstenmal wieder nach der Abfahrt von Europa die belebende Kühle des Hochgebirges. — Nach eingenommenem Mahle saß ich im bequemen Stuhl vor der Tür des geräumigen Rasthauses und gedachte der bunten Reihe von Begebenheiten, welche mir auf dieser meiner zweiten Indienreise schon beschieden gewesen waren.

Ja, war ich denn in Indien? — Hohe, meist kahle und nur streckenweise mit Nadelhölzern bestandene Berge umgaben den Talkessel von Uri. Ringsum an den Abhängen flammen die Feuer vor den Lehmhütten auf, die wie an die Bergwand angeklebt, zerstreut daliegen. Bald hier, bald dort leuchten gleich wandelnden Irrlichtern die Kienfackeln von Kashmiris, welche sie auf ihrem Wege von Hütte zu Hütte benützen, um nicht die schmalen Bergpfade zu verfehlen und in der Dunkelheit abzustürzen.

Herrlich ist die Pracht des Sternenmeeres, aus welcher sich der Wagen des großen Bären unmittelbar über mir hell und klar hervorhebt. Jetzt erscheint mir das Heimatsgestirn prächtiger wie das südliche Kreuz und das ihm nahestehende sogenannte falsche Kreuzgestirn, das ich vom 20. Grad nördlicher Breite ab nach Süden so oft in letzter Zeit bewundern konnte.

Lange, aber schnell verlöschende Feuerschweife hinterlassen einige Sternschnuppen, die nach einer alten mohammedanischen

Legende Feuerschwerter darstellen sollen, mit denen die guten Engel die bösen zurücktreiben, wenn letztere sich dem Empyräum — der Himmelsgrenze — zu sehr nahen.

In der Tiefe der mit Silberföhren und Sprossenfichten bewachsenen Talschlucht brausen die schäumenden Gewässer des Jhelum in kleinen Katarakten über gigantische Felsblöcke hinweg dem Fünfstromlande zu und das mächtige Rauschen übertönt das tausendfache Stimmenkonzert der Zikaden. Selbst der Lärm der Ekkahs, zweiräderige Karren, welche zum Gepäck- und Warentransport dienen, auf der dicht vor dem Rasthause einherführenden Bergstraße verstummt gegenüber dem gewaltigen Getöse, das die Fluten des in weißen Gischt verwandelten Bergstroms hervorbringen. Endlich schien ich nahe meinem Ziel nach „Hangen und Bangen in schwebender Pein". Trotzdem eine Reise nach Kashmir heutzutage glatt und ohne jede Störung verlaufen sollte, war meine Indienfahrt 1904 bisher mit vielen Hindernissen verbunden gewesen.

Es war eben halt mal anders gekommen. Schon im Roten Meere ereignete sich ein Zwischenfall. Als wir Aden zusteuerten, wurde unser prächtiger Reichspostdampfer „Prinz Heinrich" durch den russischen Hilfskreuzer „Smolensk" gekapert. Wir befanden uns ja in Kriegszeiten, und während die Geschütze des Kreuzers drohend auf uns gerichtet waren, kamen stolz die Herren Russen an Bord und entführten die Post, die für Japan bestimmt war. Als ich ein Jahr später heimfuhr, beleuchtete ein russischer Aufklärungskreuzer der Roschdestwenskischen Flotte die „Prinzeß Alice" in der Nacht mit dem Scheinwerfer. Bald sollte russischer Hochmut gedämpft werden. — Nur noch wenige Wochen vor Tshushima! — Pech verfolgte den „Prinz Heinrich" auch nach meiner Landung in Colombo noch weiter. Kaum sechs Stunden nach seiner Abfahrt fuhr er auf ein Korallenriff an der Südküste von Ceylon auf und konnte sich nur mit Mühe und Not in den sicheren Hafen von Galle retten. Korallenriffe bilden sich ja verhältnismäßig schnell und so kam es, daß eines dieser die Schiffahrt gefährdenden Riffe auf der Seekarte noch nicht verzeichnet war. Den Genuß der Seefahrt von Colombo nach Calcutta auf der „City of Madras" verdarb mir ein Anfall des Colombofiebers, welches dem Denguefieber Siams ähnlich zu sein scheint und mich in Calcutta noch zwei Wochen an das Bett fesselte. Aber endlich konnte ich meine Kashmirtour beginnen, und in 48stündiger Eisenbahnfahrt in geradezu nieder-

drückender Hitze erreichte ich Rawalpindi am Fuße des Himalaya. Ein ganz anderes Bild gewährt der erste Anblick der mächtigen Gebirgsmassen Mittelasiens, des Daches der Welt, von Indien aus als von der Nordseite, wo ich sie von Sibirien aus zwei Jahre vorher auf meiner Fahrt durch den Altai zum ersten Male erblickte. Während dort plötzlich wie durch einen Zauber eine hohe Gebirgsmauer, durch welche kein Eingang zu führen scheint, vor den Augen des Reisenden in der Tarantaß auftaucht, sind in Nordwestindien schon von Lahore ab terrassenförmige Erhöhungen vorgelagert, die den Übergang von der Ebene in das Gebirge allmählich vermitteln.

Durch das Fieber und die Hitze, welche bisher in dem engen Tal des reißenden Jhelum bis Uri geherrscht hatte, war ich ziemlich erschlafft. Hier wurde ich erst wieder zum Menschen, und der Wechsel des Klimas tat auch sichtlich meinen Begleitern wohl.

Lahori, mein bewährter alter Diener, wie Saris, der Präparator, waren schon in Calcutta zu mir gestoßen. Von Deutschland hatte ich mir einen kleinen Freund mitgebracht, „Rackerli vom Jägerhaus", der, wie schon der Name sagt, aus einem bekannten Dackelzwinger stammte. Er war gerade in sein zweites Feld eingetreten und sollte nun für die folgenden Jahre zu Haus und in Indien mein steter Begleiter sein.

Man mag ja vom tierpsychologischen Standpunkt aus leicht den Fehler begehen, einer solch treuen Hundeseele größere Verstandeseigenschaften zuzutrauen, als wie sie ein Teckel besitzen kann. Aber weil der Mensch den Hund zu verstehen glaubt, oder Eigenschaften, die er in Wirklichkeit nicht haben kann, dem treuesten Begleiter zutraut, werden oft Fehler seitens des Menschen gemacht, welche durch mangelhaftes Verständnis entstehen. Siehe den „neuen" Brehm, worin der Gefühlsduselei des Menschen zum Tiere ritsche-ratsche ein Ende bereitet wird. Gewiß. Nur zu oft wird das Tier zu sehr vermenschlicht, wie auch der alte Brehm hier und da vorbeihaut. Man soll aber auch nicht in das Gegenteil verfallen. Im Allgemeinen hat der Mensch unserer Kultur keine Zeit, sich näher mit der Tierseele zu beschäftigen. Dadurch verliert er die Fähigkeit sie zu beurteilen, zumal er der Natur immer mehr entfremdet wird. Sehr oft handelt der Hund in seinem ganzen Verhalten durchaus logisch, was ihm von seinem Gebieter oft zu Unrecht falsch ausgelegt wird. Nicht viele Herren geben sich die Mühe, sich in die Gedankengänge eines Hundes hinein zu ver-

setzen und sie verlangen von ihrem treuen Diener eine Anpassung, deren er gar nicht fähig ist. Es ist Sache des Verstandesmenschen, den feinen Fäden einer Hundeseele Rechnung zu tragen und sich in sie hineinzudenken. Aber nur der tägliche Verkehr mit dem treuen Begleiter von Jugend an vermag ein gegenseitiges Verständnis herbeizuführen. Ich glaube, ich hatte dieses im Laufe der Jahre bis zu einer bestimmten Grenze bei meinem Rackerli, der mir meine Gedanken und Wünsche gewissermaßen von den Augen abzulesen vermochte, erreicht. Wie beim Menschen, so ist natürlicherweise auch der Charakter des Hundes individuell verschieden. Gefühl und Intelligenz, Gemüt und Temperament, spielen nicht allein beim Menschen, sondern auch bei allen höher entwickelten Tieren eine verschiedene Rolle. Man kann die Feinheiten einer Tierseele nicht aus Büchern erlernen, sondern nur durch die Praxis.

Rackerli hatte einen Charakter von lauterem Golde. Er kannte kein Kriechen vor der Knute und seine klaren Lichter leuchteten von Offenheit und Vertrauen zu seinem Herrn. Dazu kam sein angeborener Rasseschneid und ein vorzüglicher Appell, der sonst in der Regel beim Dachshunde fehlt. Ließ er sich doch trotz aller Passion bei der Verfolgung irgendeines bösen Feindes, sei es Hase, Katze oder Affe, durch den ersten Pfiff abrufen. So ist es verständlich, wenn mich mit der Zeit mit Rackerli eine Freundschaft in Freud und Leid verband, wie sie nur selten zwischen Herrn und Hund besteht. Er hatte in den letzten Tagen während der großen Hitze fast keine Nahrung zu sich genommen, aber jetzt schmeckten ihm schon wieder in Uri die ersten Knöchelchen der auch in den indischen Rasthäusern unvermeidlichen „Manöveradler".

Tags darauf empfingen mich schon in Baramulla einige Abgesandte eines Kashmirkaufmanns mit nicht endenwollendem Salaamgeschrei. Er war mir durch einen deutschen Herrn empfohlen, um den notwendigen „Bunderbast" zu meinem Unternehmen zu verschaffen. Nicht jedem Kashmirbesucher, welcher zum ersten Male nach Indien kommt, möchte ich raten, sich auf den „Bunderbast" von Eingeborenen, selbst wenn sie größere Kaufherren sind, zu verlassen. Der dem Wesen und Treiben Eingeborener Fremde könnte unliebsame Erfahrungen machen.

Ich bin mit Ausnahme einzelner Kleinigkeiten im übrigen gut mit der Handelswelt Kashmirs ausgekommen. Wie von hungrigen Wölfen wird der Fremde besonders in den ersten Tagen seiner Ankunft überfallen, und es gehört ein gut Teil von Rücksichtslosig-

keit dazu, sich die aufdringliche Gesellschaft vom Leibe zu halten und sich ihrer unverschämten Forderungen zu erwehren. Aber dennoch heißt es vieles prüfen und das Beste behalten. Erst nach meiner Rückkehr von den Bärenjagden kaufte ich bei den Leuten ein, die sich um die glatte Ausführung meiner laufenden Geschäfte verdient gemacht hatten.

Bei meiner Ankunft in Srinagar leitete man mich zu dem für mich gecharterten Hausboot, einer Dunga, wo mir zunächst ein Diner à la maître d'hôtel de Kashmir durch meinen liebenswürdigen Kashmirwirt serviert wurde. Nun, abzulehnen war es nicht. So mußte ich wohl oder übel in die mir gereichten neun verschiedenen lukullischen Genüsse hineinbeißen. Erwartungs- und würdevoll setzte sich mein neugieriger Gastgeber mit einem Teil seiner Verwandtschaft in den Vorraum zur Speisekabine, um festzustellen, ob mir wohl auch die gereichten Kashmirdelikatessen mundeten. Schon legte ich den ersten Protest ein und benützte mein Hausrecht, die ungebetenen Zuschauer zu bitten, mich während des Mahles allein zu lassen. Ich sei gewohnt, solch herrliche Bissen in der Stille zu genießen. Lahori mußte allein servieren. Der Genuß verschiedener Platten erinnerte mich teilweise an die eines Diners à la chinoise, das mir ein liebenswürdiger Zopfträger einst in Hongkong bereiten ließ. Damals war ich rettungslos gerichtet. Hier aber erstand mir ein Retter in Rackerli, welcher tapfer seinem Herrn aus der Verlegenheit half. Seine aufopfernde Hilfe genügte gerade, um meinen Gastgeber, der jede aus der Dunga herauskommende Platte gewissenhaft revidierte, von meinem guten Willen zu überzeugen.

Hatten es auch meine Gastgeber in ihren sauberen Festgewändern recht gut gemeint, der aufgehäufte Schmutz der engen Gassen, der halbverfallenen Häuser und der Kashmiris selbst, muß jeden in Srinagar ankommenden Besucher abstoßen. Statt der viel besungenen Rosendüfte der „Stadt der Sonne" macht sich die Nähe der Ställe vorläufig geradezu widerwärtig bemerkbar.

Fortwährendes Hundegebell und der lebhafte Bootsverkehr des Geschäftsviertels bestimmten mich, denselben Abend noch meine Dunga und das ihr folgende Dienerboot zum Europäerviertel in Munshi Bagh rudern zu lassen.

Unter den ganz eigenartigen und malerisch wirkenden Zederholzbrücken glitten die Boote auf der hier stillen Flut des Jhelum dahin, und bald waren sie an dem vorgesehenen Liegeplatz unter vielen Europäerhausbooten vertaut. Ein herrliches Fleckchen am

Fuße des 300 m über der Stadt sich erhebenden Takht-i-Suleiman — des Thrones Salomos — dessen Gipfel ein massiv gebauter Tempel krönt und der von unten gesehen den Eindruck einer alten Kaiserkrone hervorruft.

Da sehe ich erst, welch bescheidenes Heim mich aufgenommen, das aus einem Wohn- zugleich Eßzimmer, Schlaf- und Toilettenraum besteht. Welcher Luxus entfaltet sich in den vielen anderen, teilweise eleganten und künstlerisch geschnitzten, schwimmenden Behausungen, in denen viele Europäer den größten Teil des Jahres verleben. Nun verstehe ich wohl, daß eine Anzahl ehemaliger Beamte als Pensionäre, wie auch mehrere Amerikaner ständig in den Hausbooten ihr Heim gefunden haben. Wie prächtig sind darin die zahlreichen Wohnräume ausgestattet! Vor den Fenstern ziehen sich lange Reihen von Topfblumen hin und auf der Plattform findet nicht selten ein Vogelkäfig Platz, in dem Mynas und Bulbuls ihre flötenden Weisen über das Wasser des Jhelum ertönen lassen. Selbst die Plattform des Daches wird hier und dort durch Zelte zu einem Drawingroom umgewandelt, in welchem die Damen zum Tee empfangen. Ganz eigenartig berührte mich bald nach meiner Ankunft ein Klavierkonzert und das „home sweet home“ eines englischen Sängers, welches aus einem benachbarten Hausboot herüberschallt. Gleich darauf läßt sich die Altstimme einer Dame vernehmen. Ich birsche mich in die Nähe und lausche hin — ja, da wird ja deutsch gesungen! — Deutlich schallt der Refrain „Wie oinst im Moi“ herüber, was mich belehrt, daß die Wiege der Sängerin nicht weit von Frankfurt a. M. oder Mainz gestanden haben muß.

Die nächsten Tage brachten mich zunächst in die innere Stadt, dann auch in ihre Umgebung. In den Basaren feilschten die Kashmiris in dicht gedrängten Scharen herum, unter ihnen Vertreter anderer Rassen aus Indien sowohl wie aus den nördlichen Gebirgsländern. Der Charakter der Kashmiris offenbart sich auch hier. Diese ewigen Streitigkeiten, diese Zanklust untereinander! Viel Lärm um nichts und wieder nichts. Auch später, wenn meinen Kulis durch die Shikaris der Lohn ausgezahlt wurde, konnte ich ihr zänkisches Wesen untereinander bei jeder Gelegenheit beobachten. Ihr großer Wuchs, eine hervorragende, schmale Nase, reicher, hier oft fuchsrot gefärbter Bartwuchs, lassen den indoarischen Typus erkennen. Die Kashmiris gehören nach Deniker[1])

[1]) The Races of Man. By J. Deniker, Sc. D. (Paris.) London. Walter Scott Ltd. 1900.

der Indoafghanischen Rasse an, aus welcher der größte Teil der Bevölkerung Nordwestindiens nördlich des Nerbudda und des Mahanadi besteht. Sie sind aber mehr oder weniger schon von anderen Rassen durchsetzt, da das „Tal der Glücklichen" auf fremde Eroberer aus Nord und Süd, Ost und West im Laufe der Zeiten eine besondere Anziehung ausgeübt hat.

Von all dem fremden Volke, welches aus Handelsgründen in den Basars zusammengeströmt war, fielen mir eines Tages Bergbewohner mit einer merkwürdig weißen Hautfarbe und leicht geröteten Wangen auf. Man hätte sie aus einiger Entfernung für Albinos halten können. Dagegen sprachen ihre blauen Augen und ihr hellblondes Haar. Auf meine Erkundigungen hin erfuhr ich, daß sie aus Yarkand gekommen waren. Diese wirklich „weiße" Rasse fiel in der Menge der hellgebräunten Kashmiris so stark in die Augen, wie Neger unter Europäern. Einen ganz eigenartigen Kontrast unter den gelbbraunen Kashmiris bildeten diese indogermanischen Bleichgesichter, deren Gesichtszüge einen durchaus frischen und gesunden Eindruck machten. In den mir zur Verfügung stehenden ethnographischen Werken ist wohl die Rede von hellfarbigen Gebirgsbewohnern aus diesen nördlichen Gebirgszügen, wie ja schon im allgemeinen die Bewohner der Gebirge hellfarbiger sind wie die der Ebene. Daß aber der Unterschied der Hautfarbe zwischen diesen Leuten aus Yarkand und den weißen Völkern Europas selbst so bedeutend sein würde, hätte ich mir nicht träumen lassen. Nun weiß ich auch, wo die eigentliche „weiße Rasse", deren Vertreter wir selbst gar nicht sind, ihren Sitz hat. Zu meinem Bedauern war es mir nicht vergönnt, die sechs Leute, die ich gesehen habe, photographisch aufzunehmen.

Die Schönheiten Srinagars sind nur in der näheren und weiteren Umgebung zu finden, welche die Behauptung, daß man sich hier im „Tale der Glücklichen" befindet, wohl rechtfertigt. Da fällt die Menge der Pappeln (Populus nigra) jedem Besucher auf, welche an den Ufern der Kanäle und an vielen Wegen angepflanzt sind, und die charakteristischen Kaschmirplatanen (Platanus orientalis), hier Chenar genannt, an Zahl übertreffen. Sie hätten das Auge Napoleons I. entzücken müssen, der bekanntlich Europa mit den schmucken Bäumen so reichlich, allerdings nicht aus dem Grunde, um die Landschaft zu verschönern, versorgte.

Bei den Besuchen des Dal-Sees vor den Toren Srinagars ist es mir ebenso ergangen, wie vielen Fremden, welche durch die ver-

heißungsvollen Sehenswürdigkeiten Kashmirs angezogen worden sind. Meine Erwartungen wurden noch übertroffen und fast täglich, soweit es meine Zeit vor meiner Abfahrt in die Berge und nach meiner Rückkehr erlaubte, brachte mich ein kleines Boot durch ein Gewirr von Kanälen in diesen Garten Eden.

Hier wird man auch hinlänglich für den Schmutz der Stadt belohnt. Man glaubt in den Glanz der Minnesängerzeit Indiens unter der Herrschaft der Mogulkaiser versetzt zu sein. Nun versteht man es, wie Akbar der Große nach der Eroberung Kashmirs gerade dieses „Tal der Glücklichen" zu seiner Sommerresidenz erhoben hat. Seine Nachfolger Jehangir, Shah Jahan und Aurungazib haben hier köstliche Stunden menschlicher Seligkeit in vollen Zügen genossen. Hier wurde indisches Frauenlob gesungen und sie wußten das Kleinod, das sie in Verehrung edler Weiblichkeit suchten und fanden, so hoch zu schätzen, wie kaum ein anderes Herrschergeschlecht je zuvor. Wir sehen heute noch das „Sinnbild ewiger Liebe" und des „erstarrten Kummers", welches in seiner einzig dastehenden Reinheit und Schönheit zur Frauenehre in der Welt von Schah Jahan geschaffen wurde, in der Taj Mahal von Agra verkörpert. Es ist Indiens vornehmster Tribut für die Anmut indischer Weiblichkeit und wird nicht mit Unrecht die „Venus von Milo des Ostens" genannt.

Und hier am lauschigen See sind die Pläne gereift, welche diesen Kaiser bestimmten, dieses Juwel indischer Kunst zur Erinnerung an das „Licht des Harems" an Nurmahal, errichten zu lassen. — Und diese Kaiser waren Mohammedaner. — Mohammedanische Frauenverherrlichung? — Wie ist sie nur möglich? — Schmachten nicht die unglücklichen Geschöpfe in der Hand ihrer strengen Gebieter und wird ihnen nicht in den Harems und Zenanas Licht und Luft geraubt? — Gilt doch uns die mohammedanische Frauenfrage vielfach mit Recht als eine der betrübendsten Seiten des Islam. Und dennoch ist hier und an vielen anderen Orten wahre mohammedanische Weiblichkeit kaum glühender besungen und verherrlicht worden.

Wie reimt sich das zusammen? —

Aber auch heute noch kann die mohammedanische Frau dem Ideal edler Weiblichkeit gerecht werden, ja vielleicht noch häufiger wie bei uns. — Oho! —

So wirft man zu einer Zeit den Stein auf mohammedanische Frauenwirtschaft, wo wir im Begriff sind, unsere Frauen zum

Gegenteil holder Weiblichkeit zu erziehen. Wir sind am wenigsten dazu berechtigt, wo wir immer mehr geschlechtlich verrohen oder verkümmern. Wir sind nicht etwa auf dem Wege, unsere Frauenfrage glücklicher zu lösen, in einer Zeit solcher Auswüchse, wie sie u. a. in der Suffragettes-Bewegung und in den Bestrebungen ihrer amerikanischen Genossinnen zutage tritt. Wo bleibt da schließlich weibliche Anmut und minnigliche Treue? —

Sollen mit der Freiheit der Frau auch ihre kostbarsten Güter schwinden? —

Es ist ein nicht zu unterschätzender Faktor, daß in der indischen Frauenwelt jedes Mädchen ihren Gatten findet, während Millionen unserer Jungfrauen ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht gerecht werden und unverehelicht bleiben müssen. Und die Zahl der unverheirateten Frauen nimmt noch täglich zu. Tatsächlich ist diese Härte nicht größer als die des Verbots der Witwenverheiratung der Hindus. Wir entfernen uns von dem Wege der Lösung unseres Frauenproblems um so mehr, als im gleichen Verhältnis mit der Degeneration des Mannes die Emanzipation des Weibes wächst. —

Doch zurück in den Garten glücklicher Vergangenheit und minniglicher Treue, wo die Sage von den Peris, jener anmutigen Luftgeschöpfe entstanden ist, die von Wohlgerüchen leben und hier eine Entschädigung für ihr verlorenes Paradies finden sollen. Hätte sie doch schon der selige Ovid gekannt! Welch trefflicher Metamorphose hätten sie ihre Entstehung zu verdanken! Zurück in das „Paradies und die Peri", das Thomas Moore[1]) einst besungen und Robert Schumann u. a. in Musik gesetzt hat.

„Sagt mir nicht von Himmelslust, wenn es dort nicht Freuden gibt!" —

Wie einzig ist doch die Brautwerbung des Königs von Buchara, welcher inkognito als Minnesänger Feramors die Tochter des Kaisers Aurungazib nach Kashmir begleitet und seiner Braut auf dem Wege dahin Kashmir schildert und Nurmahal besingt:

„Wer hörte nicht schon von Kashmirs Tal,
Wo die Rosen blühn, die schönsten der Welt?
Von den Tempeln, den Quellen sonder Zahl,
Von spiegelnden Augen liebeserhellt? — —

[1]) Folgende Strophen sind verkürzt aus „Lala Rukh" von Thomas Moore wiedergegeben. Deutsch von Baron de la Motte Fouqué.

O, sieh es am Abend — wenn warm auf dem See
Die Sonne verschämt im Scheideblick lacht,
Wie zaudernde Braut im lieblichen Weh
Den Spiegel zuletzt noch begrüßet vor Nacht! — ..
Oder sieh es im Mondlicht, das goldig und lind
Die Burgen und Gärten und Tempel umrinnt,
Wenn der Wasserfall glimmt wie ein Sternenfall,
Vom Chenarhain flötet die Nachtigall,
Und auf kühligen Bahnen der hüpfende Fuß
Der Jugend dahinrauscht und lachender Gruß! —
Oder sieh es am Morgen, wenn zaubrischem Licht,
Der Frühe sich Wunder auf Wunder entflicht,
Quell, Hügel und Kuppel aus mächtigen Toren
Erstehend, wie jüngst von der Sonne geboren! — ...
Doch nimmer je bei Tag und Nacht
Hat dieses Tal so hold gelacht
Als jetzt, da Lieb' und Pracht sind Gäste.
Süß träumt der Tag, die Nacht sieht Feste! ..."

Ich habe beim Eintritt des Kanals von Munshi Bagh in den See Gagri Bal erreicht und passiere nun die verfallene Sternwarte der Mogulkaiser Peri Mahal. Leise tauchen die Ruder meiner Barke, die nun an den einstigen Stätten seliger Lust langsam vorbeigleitet, in die silberne Flut. Das Wasser wird bei der herrschenden Windstille nicht durch die kleinste Welle bewegt, und es ist so durchsichtig und von einer Klarheit, wie ich sie vorher nur im Baikalsee beobachtet habe. An weniger tiefen Stellen finden Schlingpflanzen und Wassergräser ihre Lebensbedingungen. Meine Bootsleute sammeln Lotosblumen und schmücken damit mein Boot. Fischer begegnen uns, die mit sicherem Wurf ihres Vierzacks Fisch um Fisch, die ihr geübtes Auge erspäht hat, aus der Tiefe herausholen.

Nun steuert mein Boot auf „Nishat Bagh", ein kleines Lustschloß des gegenwärtigen Herrschers von Kashmir, zu. Ihm gegenüber quer über den See an der „Chenar-Insel" vorbei liegt der „Garten der Wonne" „Nazib Bagh", wo ein Priester den versammelten Gläubigen im Schatten von alten Platanen den Koran auslegt, denn es ist gerade ein mohammedanischer Festtag.

Endlich am Westufer des Sees liegt das historische alte und verfallene Lustschloß Shalimar Bagh, in dessen Hintergrund hohe

Berge kulissenartig das prächtige Landschaftsbild abschließen, das Feramors besingt:

„Eilt her! O hierher! —
Bei Nacht und bei Tag
Umträumt uns ein nimmermehr schwindend Vergnügen.
Gleich Wellen des Sommers. Wenn eine sich brach,
Nahn andre in gleich süßem und schimmerndem Schmiegen.
Aus ersterbender Liebe wacht liebendes Leben
Aufs neue, gleich funkelnd an glühender Zier.
O kann's hinieden Elysium geben,
So ist's hier, so ist's hier!
Hier seufzen die Mädchen, ihr Seufzen ist Duft,
Wie der Ambrablüte, vom Bienlein erschlossen;
Ihre Zähren sind köstlich, wie Tränen der Luft,
Die zu Perlen werden, in Seeluft gegossen.
Wie muß Lächeln und Kuß sich entzückend verweben,
Wenn Trän' ist und Seufzer so himmlisch an Zier,
Verkündend: Mag's irdisch Elysium geben,
So ist's hier, so ist's hier! . . . .
— Wohl gibt's einen Segen, den Lied nicht erreicht,
Wenn zwei, durch ein himmlisch Bündnis verbunden,
Nie kalt je ihr Herz, nie die Wange gebleicht —
Fromm leben in Leid und in tödlichen Stunden!
Der Augenblick voll von so heiligem Leben,
Verlöscht ein Jahrhundert von herzloser Zier,
Und o, kann's hinieden ein Elysium geben,
So ist's hier, so ist's hier! —“

Doch folgen wir hier der Erzählung Thomas Moores, der uns berichtet, wie Lalla Rukh nun in bräutlichen Gewändern sich Shalimar Bagh nähert, wo sie der König von Buchara erwartete:

„Sie befanden sich nun in dem Kanal, welcher von dem See nach den prachtvollen Hallen des Shalimar führt. Sie gleiten zwischen Gärten hindurch, welche von jeder Seite des Ufers von blumigen Gebüschen durchwebt waren. Hier ward die Luft zu lauteren Wohlgerüchen, während Wasserkünste sich aus den Fluten hoben und ungebrochen zu solch einer blendenden Höhe stiegen, daß sie gleich Diamantsäulen im Sonnenlicht feststanden. Nachdem man unter den Bogen verschiedenartiger Hallen dahingeglitten war, gelangte man endlich an die beste und herrlichste,

wo der Monarch die Ankunft seiner Braut erwartete. So tief drang ein wundersames Gefühl Lalla Rukh durch Leib und Seele, daß sie nur mühsam die Marmorstufen erstieg, welche mit Goldstoff zu ihrem Hinauftreten aus der Barke belegt waren. Am Ende der Halle standen zwei Throne, prächtig wie der himmelblaue Thron Kalburgas. Auf dem einen saß Aliris, der König von Buchara, während der andere bestimmt war, in wenigen Minuten die schönste Prinzessin der Welt zu empfangen.

Unmittelbar nach Lalla Rukhs Eintritt in die Halle, stieg der Monarch von seinem Thron, ihr zu begegnen. Doch kaum gewann er Zeit, ihre Hand in die seinige zu legen, als sie mit einem Schrei der Überraschung zu seinen Füßen sank. — Feramors war er selbst, der Alleinherrscher Bucharas, der in dieser Verkleidung seine junge Braut von Delhi her begleitet hatte und als demütiger fahrender Sänger ihre Liebe gewann. Nun sollte er sein Glück, als König zu genießen, vollkommen verdient haben."

„Laßt uns flechten, o Kind, die Kränze geschwind
Eh' Blum' noch welket und Traum noch entrinnt!"

So lebten sie glücklich Jahr für Jahr, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch! —

Verfallen ist die alte Pracht, und die Säulenhallen sind verödet. Ringsum sind noch die Trümmer der Wasserkünste zu schauen, aber kein Strahl wird mehr im Sonnenlicht zur diamantnen Säule. Aber was nicht vergehen konnte, ist geblieben — die entzückenden Gestade, der lächelnde See, die im Sonnen- und Mondlicht träumenden Inseln und lauschigen Haine in goldener und silberner Pracht. —

Auch heute noch ist dieser Gebirgssee die Stätte der Erholung und des Honigmonds. Ein Garten Eden, ein weihevoller Ort des Friedens.

Denn o! Kann es hinieden Elysium geben, so ist's hier! so ist's hier! —

Als ich heimkehre, begegnet mir ein Hochzeitszug auf dem Wege nach dem „Garten der Wonne". Durch viele Ruder getrieben, bewegen sich die kunstvoll geschnitzten und mit Blumen reich bekränzten Hausboote feierlich dem See zu. Aus dem Innern werden Gesang und Lautenschlag, Cymbeln und das monotone Schlagen von Tamtams vernehmbar. Bajaderen singen Hochzeitslieder und Balladen meist altpersischen Ursprungs. Noch lange schaut das zusammengeströmte Volk neugierig an den Ufern des

Kanals den Glücklichen nach, die vornehmen und wohlhabenden Kreisen angehören müssen.

Bald darauf begegnet mir auch ein Hochzeitszug eines jungen Mohammedaners einer weniger wohlhabenden Familie auf dem Festlande. Hoch zu Roß kommt er daher, sein Turban ist mit dem Reiherstoß geschmückt. Vor seinem weißen Zelter springen kreuz und quer Schwerttänzer über den Weg. Der Bräutigam selbst ist noch so klein, daß er vom Vater auf das Pony gehoben werden muß.

Kinderhochzeit! — Welch schrecklicher Gedanke! — Der Junge ist vielleicht 12 Jahre, die Braut, welche ihn in ihrer Eltern Heim erwartet, mag 8 Jahre zählen. In Wirklichkeit ist diese Hochzeit nur ein Verlöbnis. Auch hier täuscht man sich, wenn man glaubt, daß das junge Paaar schon heiratet. Denn das Brautpaar geht nach der Hochzeitsfeierlichkeit zu seinen Eltern zurück, um vielleicht 6 Jahre später wirklich erst in den Ehebund zu treten. Lasse man sich nicht im allgemeinen durch Kinderhochzeiten schrecken, die ich anderenteils nicht beschönigen will. Man muß sich stets vor Augen halten, daß in Indien eine unverheiratete Tochter, welche das Pubertätsalter erreicht hat, besonders bei den Hindus als eine Schande gilt.

Der junge Maharajah hat zum Wohle seiner Untertanen eingegriffen, indem er im Jahre 1894 die Ehe von Mädchen unter 8 Jahren, sowie die Hochzeit von Männern über 50 Jahre mit Mädchen unter 14 Jahren verbot. In Wirklichkeit hat dieses Gesetz nicht viel geändert, um so mehr aber nach außen Eindruck gemacht. Ebenso bestraft das Gesetz vom Juli 1904 des Staates Baroda im Falle der Kinderehe ein minderjähriges Mädchen, welches noch nicht ihr 12. Lebensjahr, und einen minderjährigen Knaben, welcher noch nicht sein 16. Lebensjahr erreicht hat. Dort wurden im Laufe des ersten Jahres nach Inkrafttreten dieses Gesetzes Verstöße dagegen mit Geldstrafen von 1—25 Rupien geahndet.

Schließlich ist das Schema der Heiratsform von Sardar Arjun Singh von Kapurthala noch zu erwähnen, welches ebenfalls wie die anderen Akte vom Volke kühl aufgenommen wurde, zumal die Frauen selbst hauptsächlich dagegen waren. —

Man muß solche Fragen nicht von unserm westlichen Standpunkte betrachten. In der Hauptsache ist frühe Verheiratung eingeführt worden, da die Hindus aus Gründen der Moral ihre Frauen gegen die Übergriffe fremder Eroberer schützen wollten. Sie

glauben auch heute noch, daß eine so junge, auf diese Weise verheiratete Frau, gerade in der Zeit, wo sie schön und begehrenswert ist, leichter ihre Unschuld bewahren kann, als ein noch lediges Mädchen. Liegt darin nicht ein wahrer Kern? —

Schließlich um den Standpunkt der Rassenhygiene zu beleuchten, will ich bemerken, daß ich viele gesunde und hochgewachsene Inder kennen gelernt, deren Mütter zur Zeit ihrer Geburt noch unter 14 Jahre zählten. Auch die Mutter Lahoris zählte erst 14 Jahre, als sie ihn gebar.

In den heutigen Kulturstaaten will man dagegen die Rasse durch Brutöfen und Säuglingsheime veredeln, und man erzeugt nur das Gegenteil von dem, was man erstrebt. Auch hier sehen wir, daß wahre Humanität gegenüber der Pseudohumanität, die so vielfach leider in den Kulturstaaten verbreitet ist, ein rauhes Gesicht zeigt. — Sie ist aber mehr wie jene von einem goldigen Herzen beseelt. —

In der Regel sind die Hindufrauen höherer Kasten noch mehr zu bedauern, als die der niederen, da jene durch strenge Innehaltung der Kastenregeln geknebelt werden. Die Schuld daran trägt wieder die brahmanische Priesterherrschaft, welche durch ihre harten Gesetze jeden freien Pulsschlag des Volkes zu unterdrücken wußte. So befiehlt nach ihnen der Gott Manu, der Gesetzgeber, daß eine Frau, sei sie alt oder jung, stets abhängig sein müsse: in der Jugend von ihren Eltern, in der Ehe von ihrem Gatten und im Alter von ihren Kindern. Und doch geben das Alter und der Besitz vieler Söhne der Hindufrau höherer Kaste die Stellung einer Patriarchin. Ohne ihren Rat wird in Familienangelegenheiten nichts unternommen. Hat sie ein hohes Alter erreicht, so genießt sie auch viel mehr Bewegungsfreiheit. Daraus ergibt sich von selbst eine vieles Üble ausgleichende Kompensation. Auch bei den Frauen niederer Kaste ist es rührend zu beobachten, wie die Söhne ihre alte Mutter als ihren kostbarsten Besitz hegen und pflegen. Die Mutter erzieht nicht nur ihre Töchter, sondern auch ihre Söhne, bis sie den Knabenschuhen entwachsen sind. — Wie der Ursprung und die Erschaffung der Frau versinnbildlicht wird, berichtet die folgende alte Legende der Hindumythologie.

„Als Twaschtri, der Gott Vulkan, die Welt erschuf und dann mit der Erschaffung des Weibes beginnen wollte, entdeckte er, daß alles schöpferische Material bereits verbraucht war. Der Gott war erstaunt und traurig und verfiel in ein tiefes Sinnen. Als er wieder

aufstand, tat er folgendes: Er nahm die Rundheit des Mondes, die gleitende Kurve der Schlange, die anmutige Windung der Schlingpflanze, das helle Glänzen der Grashalme und die Schlankheit der Weide. Er nahm den Sammet der Blumen, die Leichtigkeit der Feder, den schönen Blick der Hindin, die Fröhlichkeit der Sonnenstrahlen. Weiterhin die Tränen der Wolken, die Wandelbarkeit des Windes. Er nahm die Furchtsamkeit des Hasen, die Eitelkeit des Pfaues, die Härte des Diamanten, die Grausamkeit des Tigers. Dann die Kälte des Schnees, das Schwatzen des Papageis und das Girren der Turteltaube. All das mischte er miteinander, und daraus formte er das Weib . . .“ Das ist auch heutzutage noch dem Hindu das Weib. —

Die Untertanen Sr. Hoheit des Maharajahs von Jammu und Kashmir sind zu 20 Prozent Hindus und zu 80 Prozent Mohammedaner. Der Herrscher selbst ist Hindu, hat also zum größten Teil andersgläubige Untertanen. Umgekehrt wie es z. B. in Haiderabad der Fall ist, dessen Herrscher Verehrer des Islam und dessen Untertanen hauptsächlich Hindus sind.

Ich hatte mich nicht bei meinen hohen und gütigen Gönnern um ein Empfehlungsschreiben beworben, da ich diese nur im Falle der Notwendigkeit darum zu bitten gewohnt bin. Diese Notwendigkeit lag bei mir in Kashmir nicht vor. — So gab ich nur beim britischen Residenten und einem englischen Stabsoffizier, welchem der Wildschutz Kashmirs unterstellt ist, meine Karten ab.

Neben den Jagdreserven Sr. Hoheit kann jeder Jäger in vielen anderen Gegenden gleich gute Jagdgründe finden, da das Wild in Kashmir wie kaum in einem anderen Staate Indiens durch sehr zweckmäßige Gesetze geschont wird. Frühjahr und Herbst sind die besten Jagdzeiten für eine kürzere Tour durch die Berge, wie ich sie mir vorgenommen hatte. Für längere Expeditionen würde eine der Provinzen Baltistan, Ladak und Gilgit in Frage kommen, welche unter eigenen Gouverneuren stehen. Zu meiner Zeit war der Gilgit-Weg für Europäer wegen der Nähe der russischen Grenze gesperrt. Je tiefer man in die gigantische Hochgebirgswelt eindringt, womöglich bis in das Pamir, nach Yarkand oder auch nach West-Tibet hinein, um so herrlichere Trophäen winken weit ab von jeglicher Kultur dem Jäger Unverdrossen. Vor allem sind es die verschiedenen Rassen von Steinböcken und Wildschafen mit ihrem kapitalen Kopfschmuck, die bisher nur zum Teil systematisch bestimmt sind. Auf der indischen Seite des gewaltigen „Daches

der Welt“ sind diese Gehörne nicht so stark und waren daher für mich weniger erstrebenswert, wie die des Altai und Tianshan. Im Gebiet des Altai hatte ich mich zwei Jahre vorher bis auf 100 km dem kapitalen Steinbock Capra sibirica hagenbecki genähert und mußte doch wegen der Ungastlichkeit und der Anarchie, welche die russischen Behörden kurz vor dem Ausbruch der russischen Umsturzbewegungen ergriff, mit leeren Händen so dicht vor dem Ziele umkehren. So ist in meinen Augen auf der indischen Seite die Erbeutung eines Markhors mit seinem prächtigen bis 1,50 cm langen gewundenen Schraubengehörn die erstrebenswerteste Trophäe.

Es sei mir gestattet, auf die vorzüglichen Jagdschutzgesetze von Kashmir näher einzugehen, denn es ist eine Freude für jeden waidgerechten Jäger, aus denselben zu ersehen, in welcher hervorragenden Weise dieser indische Schutzstaat der Erhaltung seines Wildbestandes gerecht wird. Wie weit waren doch noch von diesen zweckmäßigen Anordnungen diejenigen unserer deutschen Kolonien entfernt! —

Zunächst sind größere Reservate von Nullas oder Nalas, wie die Jagdgründe dort benannt sind, geschaffen. Bestimmte jagdbare seltene Tiere, wie der Jak und das Moschustier, waren zu meiner Zeit überhaupt zu erlegen und zu fangen verboten. Letztere sind mir zweimal vor die Büchse gekommen, und es war mir eine Freude, sie laufen zu lassen, zumal ihr wohlriechender Moschusbeutel eher einen Handelsartikel als eine Trophäe bedeutet. Treibjadgen auf Wild sind nur zu bestimmten Zeiten erlaubt. Fünf verschiedene Jagdpässe werden je nach der Jahreszeit und dem freigegebenen Hoch- und Niederwild zu verschiedenen Preisen verabfolgt. Ich nahm einen Jagdpaß, für welchen ich 60 R. entrichten mußte und wonach ich berechtigt war, folgendes Wild in der Zeit vom 15. März bis 15. November zu erlegen:

4 Steinböcke (Capra sibirica) aller verschiedenen Rassen.
2 Markhor aller verschiedenen Rassen (Capra falconeri).
4 Urial (Ovis vignei).
1 Ovis ammon hodgsoni.
6 Bharal (Ovis [Pseudois] nahura).
6 Tahrziegen (Hemitragus jemlaicus).
1 Serow (Nemorhaedus sumatrensis).
6 Goral (Urotragus goral oder Urotragus Bedfordi).

2 Hangulhirsche (Cervus cashmirianus).
1 Tibetanische Gazelle (Gazella picticaudata).
6 Tibetanische Antilopen (Phantholops hodgsoni).
2 braune Bären (Ursus arctus isabellinus).

Die Jagd auf Panther und der wegen ihres herrlichen Pelzes so begehrenswerten Schneeleoparden (Felis unica), schwarze Bären (Ursus torquatus) und Wildschweine ist zu jeder Zeit in beliebiger Anzahl frei. Die beiden letzteren sind vogelfrei, da sie in beträchtlicher Zahl der Landbevölkerung zur Last fallen. Am zahlreichsten sind wohl schwarze Kragenbären mit ihrer hell leuchtenden „Serviette“ im Gebiete des Rajah von Poonch. Dort mögen in den von dem Fürsten veranstalteten Treibjagden in einem einzigen Triebe bis 50 Bären an die Schützenlinie herangebracht werden. Also mehr Bären in einem Waldtreiben wie Hasen im Durchschnitt in unserem Hessenlande! —

Weiterhin ist die Jagdbarkeit für folgendes Wild festgelegt, und zwar dürfen nur Markhor von 1 m Gehörn-, Ovis ammon von 90 cm, Ovis vignei von 56 cm und Ovis (Pseudois) nahura von 53 cm Gehörnlänge ab erlegt werden. Der Abschuß von Hirschen in Bast ist ebenfalls verboten. Alle eingeborenen Shikaris müssen sich durch ein besonderes Patent ausweisen können und ohne einen solchen vom Staat angestellten Führer darf sich kein Jäger in die Jagdgründe begeben. Nur diese Eingeborenen dürfen ein Gewehr führen und jagen, wenn sie ebenfalls einen Jagdpaß besitzen. Verschiedene eingeborene Wildschutzbeamte ohne Waffen revidieren von Zeit zu Zeit die Jagdlager. Sie werden entlassen, wenn es bekannt wird, daß sie Trinkgelder annehmen. Übertretungen der Jagdschutzmaßregeln sind daher fast unmöglich gemacht. Es würde mich zu weit führen, noch auf weitere gute Schutzmaßregeln Kashmirs hier aufmerksam zu machen, gegen welche die Bevölkerung nichts einzuwenden hat, da viele ihrer Landsleute hierdurch ihr Brot finden.

Ähnlich hervorragende Wildschutzgesetze haben in Indien u. a. die Nilgirisdistrikte und Haiderabad. Im letzteren Staate sind außer den Jagdreservaten Sr. Hoheit des Nizams die Dschungeln in drei Gebiete geteilt, welche abwechselnd zwei Jahre ruhen und ein Jahr bejagt werden. Jedes Gebiet ist wiederum in verschiedene Distrikte geteilt, die hinreichend groß sind, um einzeln an 1 bis 3 Herrenjäger vergeben zu werden. Außerdem ist die Anzahl

des zu erlegenden Wildes und auch Großraubzeuges genau vorgeschrieben.

Man pachtet also gewissermaßen in Kashmir bestimmte Nullas, wo die in Dienst genommenen Shikaris womöglich zu Hause sind und jeden Pfad dort kennen. Ein bekannter Herr empfahl mir schon zwei Jahre vorher Kashmir als eine hervorragende Wildgegend, da er dort bisher eine große Anzahl Bären sowie verschiedene Hirsche erlegt habe. Nun dachte ich mir nicht ganz zu Unrecht, wenn dieser beleibte Herr schon soviele gute Trophäen in kurzer Zeit erwerben konnte, so darf ich es mir schließlich auch zutrauen. Zufälligerweise bekam ich denselben Shikari Kaibar Bat und seinen Assistenten Acissar, die mein guter Freund vorher gehabt, in meine Dienste. Als ich diesen gegenüber mein Erstaunen ausdrückte, welch prächtige Trophäen jener Herr gesammelt haben wollte, erfuhr ich auch, wie er es angefangen.

O, der Sah'b kaufte uns je ein Jagdpatent, gab uns seine guten Büchsen, und während er selbst im Tale Naturalien sammelte, erlegten wir für ihn in den Bergen die Bären und Hirsche. Nun wußte ich auch wieder, in welcher Weise Wildstrecken fabriziert werden.

Mein nächstes Jagdgebiet sollte aus verschiedenen Nullas in dem Tale von Traal bestehen, welches nur ca. 50 Meilen von Srinagar nördlich des Jhelum auf dem halben Wege nach Islamabad gelegen ist. Sie grenzten zum Teil an die Reservate des Maharajah und enthalten außer schwarzen Bären den Hangul, Kashmirs Vertreter des Edelhirsches. Die Dunga brachte mich bis Avantipur, wo eine Anzahl Kulis uns erwartete, die Gepäck und Ausrüstung in die Berge beförderte.

Avantipur war einst die Hauptstadt des Königs Avanti, welcher hier im 9. Jahrhundert n. Chr. regierte. Nur einige Tempelruinen, deren Architekturen altgriechischen Stil verraten, erinnern an die Stätte einstiger Macht. Weite mit Feldfrüchten bebaute Flächen bedeckten das terrassenförmig ansteigende Traaler Tal. Wo es die Wasserverhältnisse zulassen, wird Reis und Baumwolle gebaut, auf trockenerem Boden und in höheren Lagen bilden Maisfelder ansehnliche Dickungen, deren Ränder mit Maulbeer-, Pfirsich- oder Walnußbäumen bestanden sind. An den Hängen hinauf ziehen sich die charakteristischen Kashmirwaldungen, meist Nadelhölzer. Hauptsächlich die wohlbekannte Pinus excelsa und Abies Webbiana. In höheren Lagen hebt sich die herrliche Zeder (Cedrus deodora) von der Bergwand ab. Rhododendrum campanulatum und Birken

(Betula utilis Don) nebst Wacholder (Juniperus wallichiana) sieht man ebenfalls häufig, während der Boden stellenweise mit gezacktem Frauenhaar (Adiantum venustum) bedeckt ist. Einen prächtigen Rundblick gewährte mir ein Hügel, von dessen Kamm ich das weite Kashmirtal, welches an 40 km breit und 150 km lang ist, von Srinagar bis Islamabad übersehen konnte. Wie ein silbernes breites Band windet sich der Jhelum durch die bebaute und reich besiedelte Ebene hindurch. Während eine hohe südliche Gebirgswand das Tal von Indien trennt, steigen im Norden mächtige Bergriesen auf, deren hinterste Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Ein Panorama einzig in seiner Art, dem der Pinsel eines Calame vielleicht gerecht hätte werden können.

Auf Ponys reiten einige Leute mit mir voraus, und Rackerli muß tüchtig ausgreifen, um mit seinen krummen Läufen mitzukommen. Da sperrt ein 5—6 m breiter Gießbach, rauschend und schäumend den Weg. Wir reiten durch, aber was wird Rackerli anfangen? — Als er sieht, daß niemand ihm hilft, stößt er einen wahren Verzweiflungsschrei aus und wirft sich in die brausende Flut. 30 Schritte unterhalb kommt er glücklich ans jenseitige Ufer, aber zum zweiten Male habe ich seinen Mut nicht auf die Probe stellen wollen.

Unter einem alten Walnußbaum auf einer von Vergißmeinnicht blauen Halde wurde mein Lager nahe dem kleinen Dorfe Lam errichtet, in dessen Nähe wieder Ruinen eines von Unkraut überwucherten Tempels emporragen. Gleich in der ersten Nacht, die ich unter der Zeltleinwand verbrachte, weckten Geschrei und Lärmen von Leuten mich wiederholt aus dem Schlaf. Ich frage meinen Shikari nach dem Grunde und erfahre, daß die Ruhestörer die vielen schwarzen Bären verscheuchen wollten. Jetzt in der Zeit der Maisreife kommen die schwarzen Gesellen von den Bergen, um sich an den Kolbenfrüchten zu delektieren. So sitzen die Leute in der Nacht auf den in den Maisfeldern zahlreich errichteten Machans und verursachen einen Höllenspektakel, so daß man wohl glauben möchte, daß ganze Scharen Bären in dieselben eingebrochen wären.

Ich sah mir am folgenden Morgen den Wildschaden an. Nun so schlimm war es nicht. Auf einer Strecke von einem Kilometer waren vielleicht zwei Bären eingedrungen und hatten größere Lager im Mais hinterlassen, trotzdem Leute ganz in ihrer Nähe mit Tamtams und Blasinstrumenten sie verscheuchen wollten. Da der Lärm der Leute kaum eine halbe Stunde lang während der ganzen

Nacht aufhörte, so gewöhnten sich mittlerweile die Bären daran, zumal sie ziemlich dreist und unverschämt sind.

Dann begann der Aufstieg zum ersten Treibjagen. Ich hatte erwartet, daß die kleinen Kashmirponys auch gute Kletterer sein würden, als welche ich die Kalmückenponys im Altai kennen gelernt hatte. Diese nehmen sehr bedeutende Steigungen mit Leichtigkeit und man sitzt nur während des eigentlichen Triebes ab. Die Kashmirponys sind aber zum Klettern weniger geschaffen, da sie schon Pfade geringer Steigung nicht zu bewältigen vermögen. Statt eisenbeschlagener Bergschuhe verwenden die Kashmiris geflochtene Strohsandalen, welche auf dem häufig sehr glatten Gestein mindestens dieselben Dienste leisten. So konnte ich die ersten zweihundert Meter durch Dorn- und Steingeröll flott nehmen, dann ging mir aber bald die Puste aus. Das Steigen gerade auf die Höhe ohne weitere Umwege wurde mir von Minute zu Minute saurer, während die Kashmiris die steile Wand ohne scheinbare Anstrengung wie Gemsen erkletterten. Nun schließlich hatte ich nach zweistündiger Anstrengung den in Aussicht genommenen Stand erreicht und das erste Bärentreiben begann. Erregtes Benehmen der Treiber und lautes Geschrei belehrten mich, daß auch wirklich ein Bär in der vor mir liegenden Fichtendichtung stecken mußte. Je näher sie kamen, um so lauter wurde ihr Gejohle, als wenn sie den leibhaftigen Satan gesehen hätten und auch meine Spannung wuchs von Minute zu Minute. Der „Balu"[1]) tat mir aber nicht den Gefallen, die freie Lichtung über mir zu überfallen. Ich hörte bald durch den Lärm der Leute ein einmaliges kurzes Brüllen. Es wurde dann still, und einzeln kamen die Kashmiris aus dem Fichtenbestand hervor. Der schlaue Balu hatte die Treiberlinie durchbrochen, so daß mit Mühe zwei Leute ihm nach ihrer Erzählung auszuweichen vermochten. Der Shikari schüttelte sein turbangeschmücktes Haupt, zuckte die Achseln und zwischen seinen Zähnen stahl sich das liebliche Wörtchen „Kismet" hervor, was die Kashmiri alle Tage hören lassen, wenn irgend etwas nicht klappt. In diesem Falle war es ja berechtigt, aber wie oft sollte hiermit auch ihre Faulheit oder irgendein Schwindel entschuldigt werden. Ob berechtigt oder auch ohne irgendwelche Begründung, Kismet muß stets über eine Enttäuschung hinweghelfen. Ich versuchte sie im Anfang zu belehren, daß erstens eine gute nulla, zweitens ein folgerichtiger Bunderbast und schließlich erst Kismet komme, aber

[1]) Schwarzer Bär.

meine Mühe war umsonst. Ich kämpfte gegen Windmühlenflügel, wenn ich versuchte, das Kismet auf den richtigen Platz zu verweisen, was selbst noch über dem guten Willen der Kashmiris steht.

Müde und zerschlagen langte ich abends wieder in meinem Lager an, und auch die folgenden Tage sollten, trotz der zahlreich vorhandenen Bären, keinen Erfolg bringen. Ich wollte die Bären auf Anraten des Shikari selbst aufsuchen, wenn sie nächtlicherweise in die Maisfelder einbrechen würden. Es wurden Leute ausgesandt, um die Bären zu verhören.

Um neun Uhr abends kam mein Hilfsshikari mit der Meldung, daß ein Bär unweit meines Lagers in ein Maisfeld gewechselt sei. Da kein Mondschein, so schien mir von vornherein der Versuch aussichtslos. Doch ging ich hin. Richtig! — Deutlich höre ich auf wenige Schritte das Brummen eines Bären, der von mir abzuziehen schien. Aber noch ein zweiter hält wohl kaum acht Schritt vor mir seine Mahlzeit. Seinen Körper höre ich deutlich durch die hohen Maishalme rieseln. Er biegt die Maiskolben um, hält sie niedersitzend zwischen den Tatzen und schnalzt laut vernehmlich und mit Wohlbehagen grunzend an den Leckerbissen. Schnurchelnd und blasend zieht er dann einige Schritte weiter. An Schießen war nicht zu denken, da die schwarze Masse nicht zu sehen war. Ich sandte meine beiden Begleiter um das Maisstück herum und versuchte, den Balu auf mich zudrücken zu lassen. Wie schließlich nicht anders zu erwarten war, brach er seitwärts aus und ich hatte wieder das Nachsehen. Bei Mondenschein mag diese Jagd gelegentlich von Erfolg begleitet sein, an jenem Abend war schon bald nach Eintritt der Nacht die schmale Mondsichel hinter den Bergen verschwunden.

Da in der Nähe von Lam zur Zeit alle Hänge abgetrieben und die Bären hinlänglich vor der Hand vergrämt waren, so zog ich unter Mitnahme eines kleinen Dienerzeltes mit nur wenigen eigenen Leuten weiter in die Berge einem Flecken Narastan zu, während das Hauptlager in Lam verblieb. In einem der nun folgenden Treiben zeigte mir wieder mal das Hallo der Treiber an, daß Bären sich darin befinden mußten. Das Geschrei hörte nicht auf, bis ein Mann mir meldete, daß die Treiber eine Hauptbärin am Fuße eines Baumes festhätten, auf welchen ihre beiden Jungen geflüchtet wären. Sie schien in der Verteidigung aus Mutterliebe dort ausharren zu wollen. Nun schnell dahin — aber schon war es zu spät. Die Hauptbärin brach durch den Kreis der Treiber mit einem Jungen durch, während der andere kleine Bursche nun in entgegen-

gesetzter Richtung herausgetrieben wurde und einen kahlen Höhenrücken annahm.

Ich setzte schnell den Leuten einen Preis auf seine Ergreifung aus, und „Hui" ging die Jagd hinter dem Bären her. Was die Lungen dieser Bergbewohner aushalten können, konnte ich nun bewundernd beobachten. Nach kaum zehn Minuten hatten sie das Bärlein eingeholt, mit einem Knüppel für einen Augenblick kampfunfähig gemacht und gebunden brachten sie mir nun den sich heftig wehrenden Gefangenen an. Im Lager neben meinem Zelte und dem Lagerfeuer wurde er fest gemacht. Während der nun folgenden Nacht heulte er dermaßen, daß vorerst an Schlaf für mich gar nicht zu denken war. Erst nachdem man auf den Gedanken gekommen, ihn tief in Stroh zu betten und hoch damit zu bedecken, ward er manierlich und vergaß seine verlorene Freiheit. Charakteristisch für die Falschheit der Bären verlief die Fütterung. Der nun wohl drei Monate alte Bursche nahm Maiskolben und andere Leckerbissen zutraulich aus meiner Hand, hieb aber dann sofort mit der Tatze nach. Rackerli saß in respektvoller Entfernung stundenlang vor ihm, folgte aber seinem Instinkt und meiner Warnung, sich nicht mit ihm einzulassen, was ihm sicherlich schlecht bekommen wäre.

Er gedieh im Zoologischen Garten Berlin prächtig, mußte aber später getötet werden, da er das Wärterpersonal gelegentlich gefährdete.

Am folgenden Abend saß ich auf einem Baume auf, um den herum ein Panther acht Schafe zerrissen hatte, die alle in einem Kreise von 30 Schritt Durchmesser verendet umherlagen. Sie waren sämtlich durch den charakteristischen Biß in die Drossel getötet und wiesen meist nur die Löcher auf, welche der Fang des Panthers verursacht hatte. Von Panik ergriffen, bleibt eine Herde Schafe gedrängt auf der Stelle halten, so daß der Würger sein mörderisches Handwerk mehrfach und blitzschnell auszuführen in der Lage ist, bis sein Blutdurst gesättigt ist oder er vertrieben wird. Hier war der Junge, welcher die Herde hütete, gleich beim Erscheinen des Panthers davongelaufen. Nicht ein Schaf war vom Panther angenommen. Als es dunkel wurde und ich mit Mühe noch die einzelnen Schafkadaver erkennen konnte, kam statt des Panthers ein Dorfköter, welcher auf eigene Faust herumjagte und vom Fleischgeruch angelockt war. Da nichts weiter zu machen, ließ ich den Köter laufen und ging heim. Auch später ist der Pan-

ther, obwohl er mehrfach gespürt wurde, nicht wieder zum Luder zurückgekehrt.

Mir lag das so oft vernehmliche Kismet dermaßen im Magen, daß ich beschloß, mein Waidmannsheil wiederum von einem anderen Lager, von Manchona aus, zu versuchen, zumal alle Treiben auch hier für mich resultatlos endeten. Bisher hatte ich mit der Büchse noch keinen Schuß abgegeben, nur einzelne Steinhühner, Chakors oder Kakau (Caccabis chucar) genannt, sowie die herrlich bronzenen Königsglanzfasanen oder Monals (Lophophorus refulgens) mit ihrer prächtigen Krone, waren mir zur Beute geworden. So konnte es nicht weitergehen.

Am letzten Abend besuchte ein Fakir das Lager in Narastan, der den Kashmiris wohl bekannt war und den sie hoch verehrten. Sie wollten aber nie wissen, von wannen er kam und wohin er sich weiter begab. Er sollte die seltene Gabe der Weissagung in hohem Grade besitzen und umgab sich mit dem Scheine erstklassiger Heiligkeit. — Endlich ein Prophet, der in seinem Vaterlande etwas galt! Solche Leute habe ich gern und man begegnet ihnen — nicht allein in Indien — schließlich nicht so selten. Grundsätzlich mache ich jeden Mumpitz und Schwindel, um den ein mystisch religiöser Schleier gebreitet liegt, mit Freuden mit. Auf Wunsch übergab ich dem Fakir, der nur durch Vermittlung von Rechtgläubigen mit mir verkehren durfte, meine Doppelbüchse für kurze Zeit, welche er mit seinem heiligen Geiste zu füllen vorgab. Nach einer Stunde kam er zu meinem Zelte, von den Shikaris und anderen Kashmiris begleitet, zurück und unter lauten Salaams wurde die Büchse mir wieder feierlichst überreicht. Mißtrauisch schaute ich mir meine Waffe wieder näher an. Ein kleines, in Tuch genähtes, schwarzes Päckchen war daran angeheftet, welches einen Koranspruch enthielt. Da ich sehr abergläubisch bin, was dem verehrten Leser noch in den folgenden Kapiteln sicherlich auffallen wird, so habe ich das kleine Amulett auch während meiner späteren Expeditionen sorgfältig bewahrt.

Ich wollte Sr. Heiligkeit ein Backschisch übergeben lassen, doch wiesen es meine Leute energisch ab. Backschisch nähme er nie an. Dagegen hob der Fakir nach einer Weile eine Erdscholle vom Boden auf, zerbrach sie mit nicht zu verleugnender Grandezza mit den Händen und warf die beiden nun zerstaubenden Stücke mit großer Kraftanstrengung auf den Boden vor meinem Zelt. Noch einige wilde und gestikulierende Armbewegungen in der Luft,

während seine Augen rollten und sprühten, ein erneuter Wortschwall von seinen Lippen, welcher Segen oder Fluch bedeuten konnte, und der Mann Gottes verschwand hocherhobenen Hauptes in der Dunkelheit. —

Meine Leute waren begeistert, nun müßte sich ja das Waidmannsheil einstellen, darüber bestand kein Zweifel. In Manchona waren an 50 Treiber versammelt, und nach dem Frühstück begann wieder ein schwieriger Aufstieg. An meinem Stand herum wurden, um Schußfeld zu schaffen, kurzerhand eine große Anzahl Fichten mit Beilmessern umgelegt. Nach kaum einer halben Stunde kam auch schon eine schwarze Kugel im lichten Bestand des mir gegenüberliegenden Hanges heruntergerollt. Meister Petz in vollem Galopp mit lang aus dem Fang hängenden Lecker — eine drollige Erscheinung. Ich ließ ihn bis auf 20 Schritt anlaufen. Spitz von vorn erhält er das 500 Expreßgeschoß. Heulendes und zugleich wütendes „Hauhau" war die Antwort, und der schwarze Geselle überschlägt sich den Abhang hinunter. Er reißt in seinem Sturz Fichtenbüsche um, und Steinschlag folgt dem Totwunden, bis er verendend an einem Baumstumpf hängen bleibt.

Aber jetzt kommt schon ein zweiter Bär auf denselben Wechsel, der bedeutend stärker ist. Auf 60 Schritt verhält der Schlaumeier breit und sichert, da ihm die Luft nicht ganz klar scheint. Damit er keine Zeit hat, auf andere Gedanken zu kommen, gebe ich ihm schnell das Geschoß. Er zeichnet, und sichtlich krank geht er flüchtig oberhalb meines Standes vorbei, ohne daß mir der dichte Bestand es erlaubt, noch einen zweiten Schuß abzugeben. Nach beendetem Triebe folge ich der Schweißfährte noch an hundert Schritt — kein Bär ist zu sehen. Da der Nachmittag vorrückte und mein Shikari mir vorschlug, noch ein zweites Treiben zu nehmen, welches das beste des Tages zu werden versprach, so ging ich von der Schweißfährte ab. Nur mit Unwillen ließ ich mich überreden, dem Hilfsshikari während des folgenden Triebes meine Mauserbüchse zu geben, um dem angeschweißten Bären zu folgen und den Fangschuß, wenn nötig, geben zu lassen. Bald hörte ich denn auch das Echo eines Schusses von den Bergen widerhallen. Damit löste er seine Aufgabe, kam aber erst abends in das Lager zurück.

Inmitten einer Lichtung, die einer künstlich angelegten Waldschneise glich, nahm ich auf einem ca. 50 cm hohen Steine Platz. Kaum war das Treiben im Gang, als ein starker Bär angetrottet

kam und gerade über meinem Stand auf 80 Schritte stehen blieb. Ich wartete nicht lang und bedachte den Hauptbären mit einem Geschoß, das ihn leider etwas weit hinten faßte.

Dieser Schuß sollte aber eine ganz unerwartete Wirkung erzielen. Statt vorwärts über die Lichtung im nächsten Stande zu verschwinden, kam er nun unter boshaftem Gebrüll sehr schnell, obwohl weidewund, zu meinem Stand herunter gerast. Jetzt gab ich ihm auf 20 Schritte den linken Lauf auf den weißen Halskragen. Auf diesen Schuß zeichnete er nicht im geringsten und ohne anzu halten mit lautem „Hauhau" kam er weiter auf mich zu. Ich konnte nur noch den Verschluß der Doppelbüchse öffnen, da war er schon heran. Kurz werfe ich meine Beine herum, und kaum einen Fußbreit hinter mir rast der Bär vorbei. Der Bursche war so stark in der Fahrt talabwärts begriffen, daß er weder eine Wendung zu mir zu nehmen, noch sich zu halten imstande war. Der ganze Angriff war urplötzlich und ging in wenigen Sekunden vor sich. Meine beiden Begleiter, die hinter mir gehockt hatten, waren beim Anrücken des Bären sofort davongelaufen. Meine Mauser hatte ja der Hilfsshikari! Ich hätte sie allerdings kaum verwenden können. Jetzt endlich mit einer Patrone im rechten Lauf gab ich von oben herunter dem Bären einen dritten Schuß in den Rücken. Erneutes „Hauhau" und sich überschlagend, verendet er 200 Schritte unterhalb meines Standes. Aus der unangenehmen Lage in der Umarmung dieses Hauptbären zu Tal befördert zu werden, rettete mich nur das knappe Herumwerfen um meinen Sitz. Obwohl diese schwarzen Bären boshaft sind, so besteht in der Regel doch kaum eine Gefahr für den Jäger. Aus diesem Zwischenfall lernte ich dennoch, daß unter Umständen selbst die Bärenjagd einen fatalen Ausgang zur Folge haben kann.

Bei meinen Kashmiris stand es aber bombenfest, daß mich nur der Koranspruch, das Amulett an der Büchse, gerettet hatte.

Der erste Bär des Tages war noch nicht ausgewachsen und mochte ein vorjähriger sein. Der zweite mochte wohl drei Jahre zählen, während die Hauptbärin, als welche sich die Angriffslustige entpuppte, mindestens sechs Jahre alt war. Ihre Länge betrug, ohne den kurzen 8 cm langen Schwanzstummel, sechs Fuß, eine schon recht erhebliche Stärke. Nach Lydekker[1]) hat ein alter männlicher

[1]) The Game Animals of India. By R. Lydekker. London. Rowland Ward, Ltd. 1907.

Bär, von der Nase bis zur Schwanzwurzel gemessen, sechs Fuß fünf Zoll Länge. Ihr Gewicht taxierte ich auf ca. 250 Pfund, zumal die Bären im Herbst eine dicke Feistschicht aufzuweisen haben. Von dem jungen Bären ließ ich mir das Filet zubereiten und labte mich an der kräftigen Bärenbouillon. Damit zog ich mir aber den Tadel meines Shikari zu. Der Bär sei unrein und sein Wildpret giftig, ich würde auf jeden Fall daran erkranken. Natürlicherweise schenkt man solchen Einwendungen keine besondere Beachtung, und ich ließ mir fernerhin das Bärenwildbret recht gut schmecken. So hatte mit drei Bären an einem Tage mein Anlauf eine günstige Wendung genommen, die auch noch weiter anhalten sollte.

Verschiedentlich gingen Bären wieder durch die Treiberlinie, ohne daß sie mir schußrecht kamen. Den stärksten Hauptbären erlegte ich in einer Höhe von 2800 m über dem Meere. Balu! Balu! ruft es fortwährend aus der sich immer mehr nähernden und dicht geschlossenen Kette der Treiber. Da schnürt ein Silberfuchs (Vulpes alopex) an mir vorbei. Wie gern möchte ich Meister Reineke, diesen prächtigen Vertreter der Himalaya-Rasse mit seiner langen buschigen Lunte eins drauf geben, aber ich konnte mir dadurch den Bären vergrämen und ließ den Schlaumeier laufen. Mehrfach passierte Kleinwild verschiedener Art und Langurnaffen während der Treiben vorbei, deren Erscheinen mir nicht den Wunsch zum Schießen aufkommen ließ. Hier beim Fuchs wurde es mir aber sauer, nicht den Abzug des Gewehres zu berühren.

Kurz darauf kam auch schon eine Hauptbärin auf mich zu getrottet. Dicht folgten ihr zwei Junge. Sie schien es sehr eilig zu haben, und ihre spitze Schnauze inmitten der breiten Halskrause, die schon mehr einer Mähne glich, machte einen komischen Eindruck. Donnernd bricht sich mein Schuß an den Bergwänden, und brüllend überschlägt sie sich mit ihrem schweren Körper die Schlucht hinunter. Während meiner Bemühungen, ihr noch einen zweiten Schuß nachzusenden, den sie jedoch nicht mehr nötig hatte, verschwanden leider die Jungen wieder rückwärts im Bestande.

Mit einer Strecke von sechs Bären in einer Woche kehrte ich zu meinem Hauptlager Lam zurück, da die Zeit drängte, bald zur Birsch auf braune Bären in höhere Gebirgslagen über der Baumgrenze aufzubrechen.

Ich war nicht gerade erfreut, Rackerli, den ich zwei Tage schon vorher mit Saris zurückgesandt hatte, krank in meinem Zelte vorzufinden. Bei einer seiner gewöhnlichen Attacken auf die das Lager

umschwärmenden Pariahunde waren sie über ihn hergefallen und hatten ihn übel zugerichtet. Gewöhnlich liefen diese halbwilden Bestien „niederer Kaste“ fort, sobald er sich nur blicken ließ. Er jagte ihnen dann eine Strecke weit nach, um mit Siegerallüren, im stolzen Bewußtsein seiner Macht, zum Lager zurückzukehren. Nun hatten sie mal dabei Kehrt gemacht und seinen Brustkorb zerbissen. Ein Eitersack von erheblichem Umfang hatte sich gebildet, so daß ich, um ihn zu retten, schon im Begriff war, mit dem Operationsmesser zu wirken. Davon hielten mich meine Shikaris ab, die aus frischen Kräutern einen Brei kochten, welcher heiß als Kompresse verwandt mehrmals am Tage gewechselt wurde. Nach einigen Tagen war die Geschwulst verschwunden, und nur noch ein vorstehender Rippenknochen gab von Rackerlis schwerer Verwundung Zeugnis: Diese Verstümmlung ist auch später geblieben, so daß er stets ein Erinnerungszeichen an seine Kämpfe mit den Kaschmirhunden behalten hat.

Inzwischen war im Tal der Reis geerntet und auch der Mais geschnitten. So mußten sich die Bären eine andere Atzung suchen, die sie in den nun reifenden Walnüssen, welche sie besonders lieben, fanden. Mehrere Birschen im Mondenlicht verliefen wieder ergebnislos, obwohl Bären auf kurze Entfernung um mich herum schnurchelten und brummten, ohne daß ich sie im Schatten der Bäume ausfindig machen konnte.

Wohl durch den zwischen Tag und Nacht allzu scharfen Temperaturwechsel und zu reichlichen Genuß von herrlichen Pfirsichfrüchten waren Darmbeschwerden, denen ich zunächst keine weitere Beachtung schenkte, bei mir aufgetreten. Als meine Gegenmittel nicht helfen wollten, war ich gezwungen, mich zu Bett zu begeben. Ein englischer Sportsman aus Bombay suchte mich Tags darauf in meinem Zelte auf, da er auf dem Wege zur Bärenjagd von den Bären, die ich in kurzer Zeit erlegt, gehört hatte. Nun wollte er sich persönlich informieren, wo und wie ich sie geschossen. Hätte ich da schon gewußt, daß ich vorläufig doch nicht mehr gesunden sollte, so hätte ich ihm mit Vergnügen meine nullas zur Verfügung gestellt. So zog er nach zwei Stunden wieder ab, um weiter entfernte Jagdgründe aufzusuchen.

Als es Abend wurde, stellte sich auch noch obendrein ein leichtes Fieber ein. Die Nächte waren schon erheblich kühl, und gerade die Kälte hatte auf mein Darmleiden einen ungünstigen Einfluß. So ließ ich mir mehrere Schalen mit glühender Holzasche gefüllt unter

mein Bett bringen, welche das ganze Zelt erwärmten. Ohne diese Aschentöpfe, hier „Kangris" genannt, gehen Kashmiris niemals in dieser Jahreszeit in die Berge. Wo sie niederhocken, stellen sie die Kangris unter sich und bedecken die sie wärmenden kleinen Ofen mit ihrer primitiven leinenen Bekleidung. Ein Anblick zum Lachen, wenn man dieses „Sichsetzen" zum ersten Male sieht.

So lag ich in meinem Zelt und maikäferte darüber nach, auf welche Weise ich wohl, ohne die Jagd und das Lager aufgeben zu müssen, gesunden könne. Zwei weiße Tausendfüße zogen nach Raupenart langsam über meinem Kopf an der Zeltwand entlang, und die Beobachtung dieser giftigen Geschöpfe sorgte bei meiner Langweile für Abwechslung. —

Mit der Zeit begaben sich meine Leute nach und nach auch zur Ruhe. Hell schien draußen der Vollmond, dessen silbernes Licht geisterhaft Berg und Tal umfloß und der Landschaft seinen unsagbar schönen Zauber verlieh. Da höre ich heftiges Schütteln in einem der nahen Walnußbäume durch die Zeltwand. Jetzt in der Nacht schüttelt doch kein Mensch Nüsse? — Da kommt auch schon Kaibera Bat und bringt die frohe Botschaft, daß ein Bär sich auf einem der nächsten Bäume befinden müsse. —

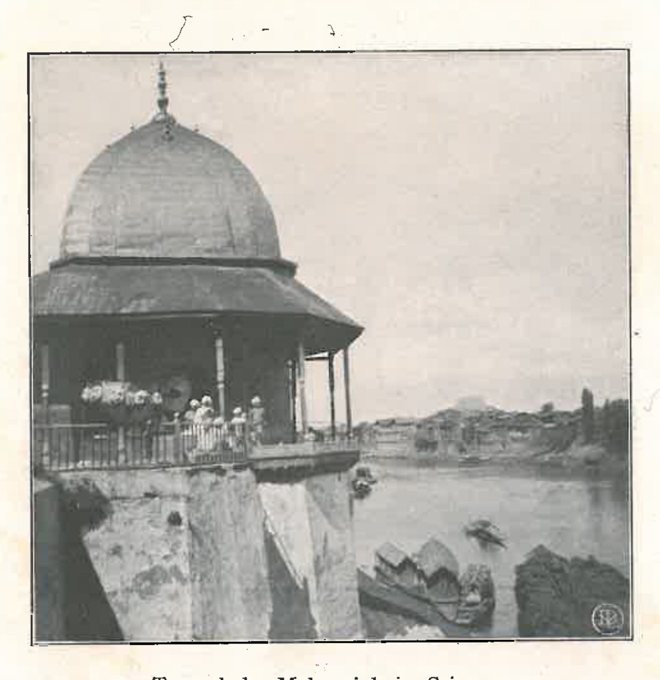
„Hören Sie nur, wie das prasselt und rauscht!" — Muß der ein vorwitziger Bursche sein, welcher noch nicht einmal die Nähe des Lagers und ihrer Feuer berücksichtigt. — Da — er schüttelt schon wieder, und die reifen Nüsse schlagen laut auf den Boden auf. —

Nun packt mich die Passion. Bauchgrimmen und Fieber sind vergessen. Pantoffeln herbei und die Doppelbüchse. In die Pijamataschen werden noch zwei weitere Patronen verstaut, und es geht in die Mondnacht hinaus. Als ich an den nur 50 Schritte von meinem Zelte entfernten Baum herankomme, ward deutlich ein Bär erkennbar, welcher auf einem Hauptast nun Kehrt macht und den Stamm erreichen will. Hin rollt der Donner durch Tal und Schluchten. Schon kommt der schwarze Klumpen aus luftiger Höhe herunter und schlägt auf dem Boden dumpf auf. Ich sehe nichts mehr, höre aber gleich darauf den Bären im Gebüsch dem nahen Walde zustreben.

Der Jagdrausch ist vorüber, und fünf Minuten später liege ich wieder fest und klappere vor Kälte mit dem Gebiß. Als meine Leute am anderen Morgen den stattlichen Bären vor mein Zelt brachten — er war gerade noch 200 Schritt gekommen — war mein Interesse daran abgeflaut. —



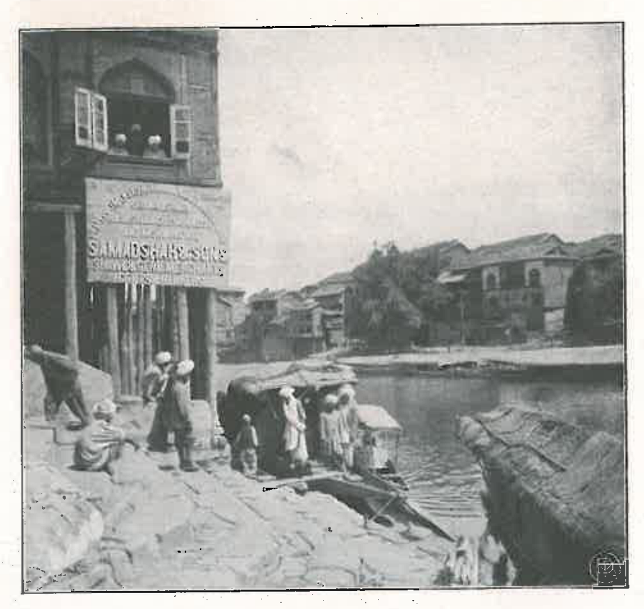
Hausboote auf dem Jhelum in Srinagar.



Tempel des Maharajah in Srinagar.

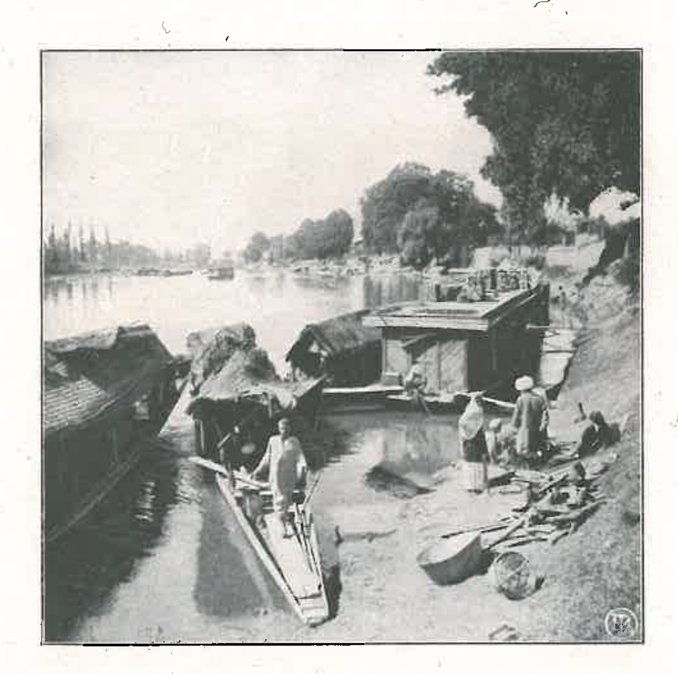


Cedernholzbrücke in Srinagar.



Haus eines Teppichhändlers in Srinagar.





Meine Hausboote in Munshi Bagh.



Mein Hausbootführer.



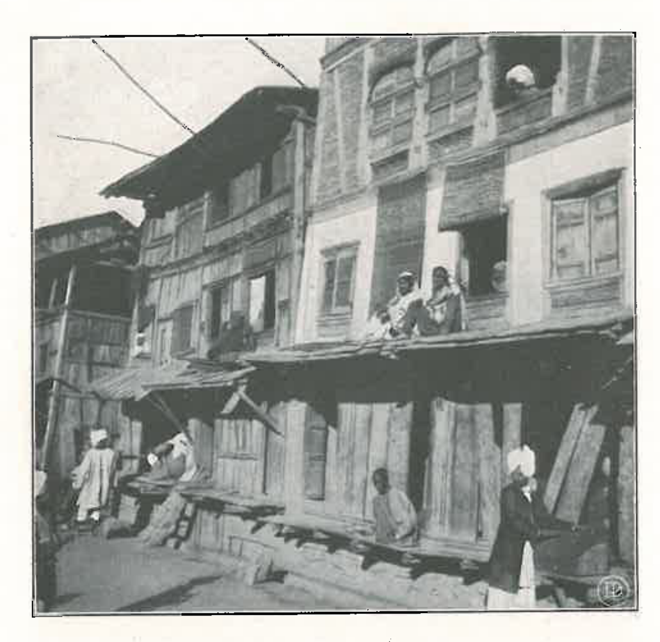
Curioshändler.



Die Kinder meines Hausbootführers.



Der Berg über Munshi Bagh, genannt „der Thron Salomo's."
(Takht-i-Suleiman).



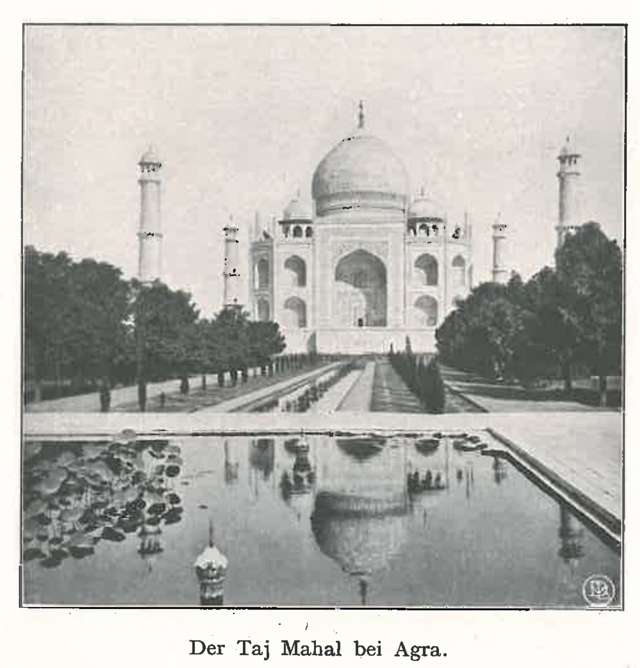
In der inneren Stadt.



Reisstampfende Kashmirmädchen.



Eingangstor zum Taj Mahal bei Agra.



Der Taj Mahal bei Agra.



Wäschermädchen von Gagri Bal.



Straßentänzerin.



Bajadere mit Diener auf dem Dal See.



Junger mohammedanischer Bräutigam.



Hochzeitszug auf dem Wege zum Dal See.



Die Hochzeitsbarke.



Mohammedanischer Gottesdienst in Nazib Bagh.



Shalimar Bagh mit seinen Fontainen.
Hier wurde Lalla Rookh von Feramors empfangen.



Kanallandschaft.



An der Chenarinsel.



Blick von Nazib Bagh auf den Dal See.



Fischer mit Vierzack auf dem Dal See. Im Hintergrund Shalimar Bagh.



Der jung gefangene Kragenbär.



Erlegter Kragenbär.



Kapitaler Bär.



Einbringen eines erlegten Bären.

Drei Tage später ritt ich von den Bergen dem Jhelum zu, wo mich von Rampoor aus mein Hausboot nach Srinagar in ärztliche Behandlung brachte. Mein Lager ließ ich stehen, da ich bald geheilt zurückzukehren hoffte. Aber die Bergruhr machte alle meine weiteren Pläne zuschanden. Gerade jetzt sollte, nachdem mir schon die Aussicht, braune Bären zu erlegen, genommen, die Birsch auf den Hangul, Kashmirs Vertreter des Edelhirsches, beginnen. Schiebt dieser auch nicht das brave Geweih eines Ungarn oder eines guten deutschen Hirsches, da er in der Regel nur zehn Enden trägt und den Übergang des Edelhirsches zu niederen Hirschrassen bildet — was bedeutet doch all das Bärengesindel gegenüber dem Vertreter unseres Königs der Wälder? —

Nicht allein in der Wehrhaftigkeit liegt der Reiz indischer Jagden, sondern auch in dem Stolz und der Würde der herrlichen Geschöpfe, deren Beobachtung allein schon eine wahre Freude für den echten Waidmann bilden. Wer das nicht zu unterscheiden vermag, soll den Schießprügel höher hängen. Der Genuß der Hirschbrunft sollte mir jedoch hier nicht zuteil werden. Wenn auch der Kashmirhirsch nicht den Schrei und den Orgelton der europäischen Edelhirsche erschallen lassen kann, so muß dennoch die Beobachtung der Brunft von hohem Reize sein. In den Augen der Kashmiris war es die „Strafe des Himmels", daß ich nun fernerhin versagen sollte. Hatte ich doch von dem Wildbret des schwarzen Bären genossen! Abergläubische Vorurteile kehren in ähnlicher Weise bei Animisten wie bei den orthodoxen Gläubigen einer jeden höheren Religion wieder. So auch hier. Wenn heute noch ein Reisender in Kashmir mit meinen Leuten zusammentrifft und auf meine Bärenjagd zu sprechen kommt, so wird er von der Strafe des Himmels hören, die ich mir durch das harmlose Bärenwildbret zugezogen.

Drei Wochen lang versuchte die Kunst des Arztes vergebens, mich wieder herzustellen, erst die Wärme der indischen Ebene sollte mir schnell meine Gesundheit wiederbringen. Fast täglich noch genoß ich den Zauber des Dal-Sees, und nur ungern bin ich aus diesem Garten Eden geschieden.

Ich hatte mir wohl keine Hoffnung gemacht, auf noch von Europäern unbetretenen Pfaden zu wandeln, was für mich den Hauptreiz auf indischen Jagdfahrten bildet. An einer kleinen Expedition in die Berge, wie sie in der Regel von Sportsmen ausgeführt wird, habe ich kein sonderliches Gefallen. Die Jagdausübung ist

hier so erleichtert, zumal man noch an bestimmte, enge Jagdbezirke gebunden ist, daß sie die Freiheit für mich beschränkt, die ich in indischen Bergen und Wäldern suche. Ein gleiches Jagdvergnügen vermochte ich gegen Bezahlung in Ungarns Bergen auch zu finden. Eine Expedition in die weit entfernten Gebirge des Karakorum, des Pamir oder in die Gebiete von Yarkand und Tibet müssen, zumal für geübte Bergsteiger, einen ungleich höheren Genuß bieten.

So bleibt für mich „das Tal der Glücklichen", das Land für den gepachteten Sport. —

Noch mehr ist es aber ein Paradies des Wonnemonds — eine geweihte Stätte von unsagbarem Reiz für Hochzeitsreisende.

III.

Mysore

Man hatte sich nach Aufhebung der Tafel in das weite und mit fürstlicher Pracht ausgestattete Drawing room des vizeköniglichen Schlosses in Simla zurückgezogen.

Lustig knatterte und prasselte ein hoher Kienstoß im Kamin auf, und die flackernden Flammen flößten uns in der schon sonst empfindlich kalten Novembertemperatur dieser Sommerresidenz das eigenartige satte Behagen ein, welches ein offenes Feuer bietet, das hier nur allzusehr an die ferne Heimat erinnerte.

Man ist ja im allgemeinen in Indien nur an bungalowartige Palastgebäude gewöhnt, aber der vornehme Bau des Governmenthouse im Stile Elisabeth II. trägt das übrige dazu bei, sich fast auf einem schottischen Edelsitze zu wähnen.

Außer dem vizeköniglichen Hofstaate, der zum engeren Kreise gehörte, war ich der einzige Gast. Diese Bevorzugung schon allein löste in mir das Vertrauen aus, mit welchem meine hohen Gastgeber neben ihrer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit mir entgegenkamen.

Während nun Lady Ampthill beim Mokka durch den Sekretär des Auswärtigen Amtes unterhalten wurde, nahm ich in einem bequemen Klubsessel neben Lord Ampthill Platz. Bisher war hauptsächlich von dem bevorstehenden Staatsbesuch die Rede gewesen, den Se. Excellenz, The Right Honourable, The Lord Ampthill als Vizekönig Sr. Hoheit dem Maharajah von Kashmir abstatten wollte, aus dessen herrlichen Gebirgslanden ich selbst gerade gekommen war.

Jetzt hielt er inne und fragte mich, in welcher Weise er mir meine Wünsche, auf die er von höchster Stelle hingewiesen, erfüllen könne.

„Wenn ich einen Wunsch ausdrücken darf, so bitte ich Ew. Exzellenz, mich in die Dschungeln von Südindien zu senden."

„Dann ist Ihnen vielleicht Mysore genehm?" — Mit Freuden, ja! —

„Gut, so werde ich bei Sr. Hoheit dem Maharajah von Mysore anfragen lassen, ob er gesonnen ist, Sie als seinen Gast zu empfangen."

Lord Ampthill hatte mir hierdurch ein ganz besonderes Zeichen seines Wohlwollens bewiesen, denn die Dschungeln von Mysore gehören zu den interessantesten und gesuchtesten Jagdgründen Indiens, die nur wenigen Sterblichen heutzutage geöffnet werden. Ich wußte diese Auszeichnung zu würdigen und in Dankbarkeit verließ ich an jenem denkwürdigen Tage die vizekönigliche Sommerresidenz.

Schon am anderen Morgen erhielt ich ein persönliches Handschreiben Sr. Exzellenz an den britischen Residenten in Mysore. Der Telegraph aus dem vizeköniglichen Amte klapperte geschäftig nach dem südindischen Staate, um meine baldige Ankunft zu melden, damit die Vorbereitungen zu meiner Expedition schon in die Hand genommen werden konnten. — Ein reiches Feld der Betätigung stand mir durch die rein persönliche Güte Lord Ampthills offen. Ob meine eigene Unzulänglichkeit den unergründlichen und vielseitigen Gebieten naturwissenschaftlichen Denkens auch nur annähernd gerecht wird? — Nein. — Aber überall geht ein frohes Ahnen dem späteren Wissen voraus, sagt A. von Humboldt. So träumte ich schon von Tigerdoubletten und wilden Elefantenkämpfen, von all den Rätseln des Dschungels, deren Lösung mir vorbehalten schien. Träume sind Schäume und zumal die orientalischen in Indien. Der Mensch lebt ja nun einmal weniger in der Gegenwart, als in der Vergangenheit und Zukunft. —

Meine Erkrankung in Kashmir, von der ich gerade wieder genesen, warf bei meinem nicht gesundheitsfesten Körper, trotz allem Optimismus, einen gewissen Schatten voraus. Ach was! — Heute ist heut! — Und was uns der Morgen bringt — — ? —

Die Saison in Simla ging zu Ende. Eine Reihe von Abschiedsessen füllte zwar noch die Abende, aber die sportlichen und anderen gesellschaftlichen Vergnügungen hatten aufgehört, und die kostbaren Londoner Toiletten der noch anwesenden Ladies waren schon in Patentspezialkoffern verschwunden. Die Behörden packten ihre Akten ein, um nach einigen Tagen Pause, welche der Umzug bedingte, in Calcutta und anderen Orten ihre „Offices" wieder zu eröffnen. Auch unser verehrter deutscher Generalkonsul, Graf Quadt-Wyckradt-Isny, hatte schon die Höhenstation verlassen.

Kurz und gut, Simla stand im Zeichen des Umzugs. Wer von

den Herrschaften irgendwie die Zeit hatte und es mit seinem Berufe vereinigen konnte, machte in der folgenden Zeit größere und weitere Reisen. Mit Vorliebe geht man jetzt ins „Camp", um erst kurz vor Weihnachten, wenn die eigentliche Calcutta-Saison beginnt, in der Metropole wieder aufzutauchen. So kehrte auch ich bald wieder nach Delhi zurück, von wo ich meinen Abstecher nach Simla unternommen hatte.

Von dort aus besuchte ich noch zunächst einen guten Gazellengrund im Punjab. Dann ging die Reise allmählich in Etappen nach Südindien. So schnell wie von West nach Ost, von Bombay nach Calcutta, geht die Fahrt vom Norden nach dem Süden des riesigen indischen Festlandes doch noch nicht.

Zuerst wurde in Agra einige Tage Halt gemacht. Hier im Angesicht eines „Traumes in Marmor", des Taj Mahal, und nun schon zum dritten Male in Kurai in den Zentralprovinzen, jagte ich die flüchtige Schwarzbockantilope, deren Birsche oft manchen Schweißtropfen kostet. Aber sie ist es schon wert, dieses flinke und elegante Geschöpf mit seinem herrlichen, spiralförmigen Kopfschmuck! — Mit meiner Strecke konnte ich zufrieden sein. Aber infolge der Anstrengungen lag ich selbst nach Ankunft in Bangalore, der englischen Hauptstadt Mysores, für einige Tage gewissermaßen auch auf der Strecke. Bei der allzu eifrigen Verfolgung eines kapitalen Schwarzbockes hatte ich mir durch Einatmen des feinen Sandstaubes eine Halsentzündung zugezogen. Kein Wunder bei dem durch die Sonnenglut ausgedörrten Wüstenboden von Kurai. 39,9° Fieber — puh — Doktor herbei!

Sollte es schon jetzt mit Mysore zu Ende sein? —

Dummer Schnack, wenn die Ursache des Fiebers durch keine Bazillen ernsterer Natur verursacht wird, wie in diesem Falle! Einige Tage Bettruhe und mit dem Fallen des Wärmemessers ging umgekehrt meine Stimmung sprunghaft wieder in die Höhe.

Das Klima Bangalores ist wegen seiner Gesundheit für Europäer wie Eingeborene bekannt, und viele ziehen dasselbe den in der Nähe liegenden Höhenkurorten der Nilgiriberge vor. Im November bringt im allgemeinen der Nordostmonsum zwar einzelne heftige Regengüsse, in der Regel am Nachmittage und Abend. Während meines Aufenthaltes waren mir nur prächtige Sonnentage mit kühlen nebligen Morgen beschieden. Die durchschnittliche Regenmenge beträgt in Bangalore 90 cm im Jahre, welche sich auf 80 bis 90 Regentage verteilt.

Als ich ausfahren durfte, machte ich dem britischen Residenten für Mysore, Sir James Bourdillon, meine Aufwartung. Um der hohen Stellung der Residenten, welche die offiziellen Vertreter der indischen Krone sind, auch äußerlich schon die gleiche Achtung gegenüber dem eingeborenen Fürsten zu zollen, schreibt sich der Besucher wie beim Vizekönig, den Gouverneuren und den regierenden Fürsten, in ein ausgelegtes Gästebuch ein. Zu den Obliegenheiten des Residenten gehört es, die Fürsten zur Erfüllung der Vertragspflichten anzuhalten. Weiterhin üben sie die Überwachung der Verwaltung, welche unter dem Dewan, einem eingeborenen Staatsminister steht, sowie die Kontrolle über die Führung des Staatshaushaltes aus. Gerade in bezug auf Übertretungen letzterer Art hatten die britischen Residenten in Mysore Gelegenheit, bei den Vorfahren des jetzt regierenden Maharajahs mehrmals einzugreifen.

Die gegenwärtige Dynastie von Mysore datiert aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, jedoch beherrschte sie das Land mit größeren Unterbrechungen. Man macht sich oft in Europa ein falsches Bild von der Stellung eines indischen Fürsten, dessen Rangordnung je nach der Größe oder Bedeutung seines Staates oder auch nur seines eigenen Besitzes eine ganz verschiedene ist. Die indische Krone verleiht noch alljährlich den Titel Rajah an hervorragende Eingeborene aus guten Familien, die sich um die Entwicklung des Landes Verdienste erworben haben. So gibt es Rajahs, welche weder Ar noch Halm besitzen. Rajahs, welche nur Zemindare, wie sie in Bengalen heißen, also Großgrundbesitzer sind und sich weiter keines oder nur eines geringen politischen Einflusses erfreuen können. So sind sie in allen Rangstufen vertreten bis zu dem mächtigen Nizam von Haiderabad und den Maharajahs von Mysore und Travancore, um nur die drei einflußreichsten Fürsten Südindiens unter der Präsidentschaft von Madras zu nennen. Es wäre verfehlt zu sagen, daß diese Fürsten nur dem Namen nach regieren. Die innere Verwaltung ihrer Staaten gibt ihnen hinreichend Gelegenheit, ihre Herrscherbefähigung zu erweisen und sich in der Regierung ihres Landes zu betätigen. Sie repräsentieren als Haupt ihres Staates bei allen feierlichen Gelegenheiten und umgeben sich dabei mit königlichem Prunk und orientalischer Prachtentfaltung. Sprichwörtlich ist ihre Gastlichkeit distinguierten Besuchern des Landes gegenüber, und nach echt indischer Sitte wird der Gast mit denselben Ehren ausgezeichnet,

wie sie dem Empfehlenden selbst zuteil werden würden. Der gegenwärtige in Mysore regierende Maharajah, Sr. Hoheit Krishna Rajendra Wodeyar Bahadur, wurde am 1. Februar 1895 zum Regenten proklamiert. Damals noch minderjährig, übernahm der Maharajah die Regentschaft aus den Händen seiner Mutter erst am 8. August 1909 und wurde durch Se. Exzellenz Lord Curzon feierlich eingesetzt. Mit seiner Gattin Pratapa Kumari Bayi Lakshmi Vilas of Vana ist er seit Juni 1900 verheiratet und lebt mit derselben in glücklichster Ehe.

Schon am folgenden Tage nach meinem Besuch beim Residenten traf von dem Privatsekretär des Maharajahs eine Willkommendepesche an mich ein, nach der man mich schon folgenden Tages in Mysore Stadt erwartete. Zur festgesetzten Stunde kam ich in der Residenzstadt des Maharajah, welche 70000 Einwohner zählt, an. Mr. Evan Maconochie J. C. S., der Privatsekretär Sr. Hoheit, empfing mich mit der ihm eigenen charakteristischen Liebenswürdigkeit, und gleich darauf fuhren wir zum Governmenthouse, wo die Prinzengemächer für mich eingerichtet waren. Dieser geschmackvolle im dorischen Stil zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts als britische Residenz errichtete Bau dient jetzt Staatsgästen zur Unterkunft. Eine Flucht von künstlerisch ausgestatteten Sälen stand mir zur Verfügung, deren Wände mit alten Ölgemälden früherer Mysoreherrscher und mit seltenen Stichen geschmückt sind. Kostbare Silberaufsätze, Porzellane in Etageren, bequeme Sessel und handgeknüpfte Teppiche machten die fürstlichen Räume heimisch. Rackerli hatte leider kein Verständnis für die Pracht. Bei zu eifriger Verfolgung irgendeines Getier hatte er sich letzthin in Kurai einen Speergrashalm in das linke Licht gerannt, dessen Erblindung ich mit Mühe verhindert hatte. Nun, wo es ihm wieder gut ging, war er außer Rand und Band. Hinter allen Truhen und Schränken witterte er Mäuse und saß mit schiefem Kopf und gestellten Behängen stundenlang in eine leere Ecke starrend. Dann wieder sauste er in wilden Sprüngen über die weichen Teppiche durch die Hallen, so daß ich gezwungen war, ihn mehrfach auf seinen edlen Stammbaum zu verweisen, damit er sich dessen würdig benehmen sollte. Schelmisch blinzelte er mich nach jeder Belehrung an. Im nächsten Augenblick tollte er wieder davon, um vor dem Portale neben dem Posten Wache zu sitzen.

Ich hatte das Glück, bei Mr. Evan Maconochie großes Entgegenkommen und volles Verständnis für all die hundert Fragen, welche

mit den Vorbereitungen zum Abmarsch in das Dschungel verknüpft sind, zu finden. Er war der geborene Diplomat, welcher die Wünsche seiner Regierung mit denen seines jugendlichen Herrn durch ein seltenes Taktgefühl zu verbinden wußte. Während meines Aufenthaltes in Mysore war er mit seiner Gemahlin in Abwesenheit des Maharajah bemüht, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten und mich die Sehenswürdigkeiten in und um Mysore in Augenschein nehmen zu lassen.

Da war zunächst der noch im Rohbau befindliche Palast des Maharajah. Schon seit fünf Jahren waren hunderte von Händen daran beschäftigt, mit einem Kostenaufwand von acht Millionen Rupies sollte er zwei Jahre später erst vollendet werden. Was orientalischer Luxus und indisches Kunstgewerbe ersinnen konnte, erstand in diesem Phönixbau, der sich aus der Asche des abgebrannten alten Palastes erhob. Diese verschiedenen Marmelsteine in allen Schattierungen, Farben und Nuancen vom tiefsten Schwarz bis zum schneeigen Weiß bildeten allein schon eine Fundstätte für einen Geologen. Künstler aus vielen Ländern Indiens waren eifrigst beschäftigt, dem wertvollen Rohmaterial Gestalt und Form zu geben, und die bizarren Gestalten vieler Hindugottheiten, allein oder in Gruppen, schauen wie bei uns die Heiligen in einer Kirche von den Säulenhallen des Palastes auf den Besucher herab. Mir sind aus der Fülle des Sehenswerten die silbernen und elfenbeinernen Türen, deren einzelne Felder Szenen aus dem Liebes- und Jagdleben früherer Fürsten darstellen, besonders in der Erinnerung geblieben. Doch genug von der Pracht, die meine Feder nicht zu schildern vermag.

Ein großes Interesse bringt der junge Fürst der Landwirtschaft entgegen, und ein Besuch seiner verschiedenen Musterinstitute ist sehr lohnend. In dem Kunigal-Gestüt, in welchem zirka 130 Pferde australischer und englischer Zucht standen, wurden interessante Versuche mit Wildeseln (Asinus onager) aus dem Wüstensand von Cutch gemacht, um eine gute Klasse Maultiere zu züchten. Weiterhin war ein Besuch der Stallungen interessant, die der Maharajah zur Hebung der einheimischen Rindviehzucht hatte errichten lassen. Man kann kaum in Gujerat so hervorragende Zuchtexemplare vor allem der Kathiawar- und Nelloreochsenrassen antreffen, wie sie in dieser Musteranstalt vertreten sind. Sie müssen eine wahre Augenweide für den passionierten Landwirt und Viehzüchter bilden. Einige dieser Riesentiere brachte ich für Liebhaber von

Haustierrassen in der Heimat auf die photographische Platte. Es wäre zu begrüßen, wenn mit diesen ausgewählten Zuchtrassen, die sich sicherlich dem tropisch afrikanischen Klima anpassen, in unseren Kolonien Versuche zur Einbürgerung gemacht würden oder wenn man sie zur Kreuzung benutzte[1]).

Die nächsten Tage führten mich in die weitere Umgebung von Mysore. Hier ist jeder Schritt ein Stück historischen Bodens. Hier sollte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach den blutigen Mysorekriegen die britische Herrschaft über Indien entschieden werden. Hier kämpften der energische Haidar Ali, der Gründer des großen südindischen Muselmannreiches, und sein tapferer, aber grausamer Sohn Tipu Sultan um die Vorherrschaft mit den Briten. Nur 38 Jahre hatte ihre blutige Regierung gedauert, in welcher Indien ebenso erschüttert werden sollte, wie zu gleicher Zeit Europa durch Napoleon. Welch ungeheuren Brand entfesselte auch hier der große Korse, der sich mit Tipu Sultan verbündet hatte. Schon reichte das Reich dieses mohammedanischen Herrschers von der Südspitze Indiens bis zu den Toren von Madras und bis Nord-Kanara andererseits, bis es endgültig mit der Einnahme von Seringapatam am 4. Mai 1799 durch den Obersten Wellesley, den späteren Herzog von Wellington, zertrümmert wurde. Seringapatam war einst bis zu seiner Zerstörung die Hauptstadt von Mysore und liegt nur 18 km nordöstlich von Mysore entfernt. Heute ist das starke Fort, in welchem Tipu fiel, nur noch ein wüster Trümmerhaufen. Hier auf dieser blutgetränkten Stätte britischer Tapferkeit wird man wieder an die großen Verluste gemahnt, welche im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte die Engländer für den kostbaren Besitz Indiens erlitten. Plassy, Seringapatam, Delhi, Lucknow — an all diese Namen knüpft sich die Erinnerung an bedeutsame Wendepunkte anglo-indischer Geschichte. Jahrelang ist eine große Zahl britischer Offiziere und Mannschaften in den nun verfallenen Wällen von Seringapatam in grausamster Weise durch ihre Besieger mißhandelt worden. General Baird, welcher mit einer Sturmkolonne von 4400 Mann schließlich die Feste stürmte, hatte selbst darin 3½ Jahre lang in Ketten geschmachtet.

Unweit der Trümmer des Forts erhebt sich in einem Zypressenhain das Mausoleum Haidar Alis und Tipu Sultans, dessen weihe-

---

[1]) Inzwischen sind erfolgreiche Kreuzungsversuche des Zebu indicus major mit heimischen Viehrassen durch Herrn Hagenbeck in Stellingen wie auf dem kaiserlichen Gute Kadinen gemacht worden.

volle Anlagen leider einen gewissen traurigen Kontrast zu den Gräbern der übrigen Gefallenen bilden. Auf einem Säulengang aus schwarzer Hornblende erhebt sich inmitten der grünen Umgebung die weiße Domkuppel. In der Tat eine würdige Kaisergrabstätte. Zwar kann sie sich nicht mit denen der Mogulkaiser Nordindiens messen noch mit den Kaisergräbern von Nikko in Japan. Aber auch hier wird man von der vornehmen Ruhe, welche die weihevolle Stätte umgibt, ergriffen. Erhöht wird die andächtige Stimmung noch durch die tiefsinnigen arabischen Inschriften, von denen ich mir die eine gemerkt habe: „Das Licht des Islam und der Glaube verließen die Welt.“

Auf der Rückfahrt von Seringapatam besuchte ich ein Lager von indischen Zigeunern, die ihre dürftigen Zelte in der Nähe der Pestbaracken von Mysore aufgeschlagen hatten. Im allgemeinen weist ja der Ursprung aller Zigeuner, die nahezu über die ganze Erde zerstreut sind, schon allein durch ihre Ähnlichkeit ihrer Sprache mit Hindudialekten auf Asien, wahrscheinlich auf Indien zurück. Diese schwarzen „Gypsies“, worunter man verschiedene Stämme wie die Banjars und Nats in Indien unterscheidet, gehören der indo-afghanischen Rasse an, wenn sie sich auch häufig mit verschiedenen anderen Völkerschaften vermischt haben. In vieler Beziehung ähneln sie den „seßhaften“ Nomaden der Nilgiris, den Todas, auf die ich noch in meinem Cochin-Kapitel zurückkomme. Ihre Sitten und Gebräuche sind fast dieselben wie die ihrer braunen Brüder in unseren europäischen Landen. Kaum haben sie mich gesehen, so kommen auch schon Weiber und schmutzige Kinder an mich heran, um auf dieselbe aufdringliche Weise, die im übrigen gar nicht im indischen Volkscharakter liegt, wie ihre braunen Genossen in Europa Almosen zu erbetteln oder wahrzusagen. Auch hier sind sie diebisch wie die Elstern.

Im Governmenthouse nahmen inzwischen die Vorbereitungen zu meiner Expedition ihren Fortgang. Zunächst meldete sich bei mir der Staatsshikari Mr. Charles Theobald, ein Eurasier, welcher elegant auf einem Selbstfahrer mit Gummireifen bei mir vorfuhr. Er ist der Sohn des in Südindien wohlbekannten alten Mr. Theobald, welcher früher Gehilfe des berühmten Elefantenkönigs Sanderson gewesen ist und jetzt eine für indische Verhältnisse gute Ausstopferei betreibt. Ich bin mit dem jungen Theobald sehr zufrieden gewesen. Er hat es ausgezeichnet verstanden, mit den ihm in jeder Beziehung vertrauenden Dschungelbewohnern, deren Sprache er

vorzüglich beherrschte, umzugehen. Auf diese Eigenschaft lege ich einen großen Wert, da sie die Grundlage für einen Erfolg verbürgt. Wenn er andernteils Schwächen zeigte, so muß man sie ihm als Mischling verzeihen. Mit gutem Willen und mit Schneid, in bedrängter Lage zumal, erfüllte er die wichtigste Anforderung an einen tüchtigen Shikari.

Der „Bunderbast" bei der ersten jagdlichen Veranstaltung versagte allerdings vollkommen. Es wurde ein Treibjagen auf Wildschweine angesetzt, die in der Nähe von Mysore im niederen Dornengestrüpp zahlreich vorhanden waren. Über hundert Treiber waren aufgeboten, die planlos umherschwärmten, so daß ich nur einen Frischling zur Strecke brachte. Mehrere grimme Bassen — es mochten wohl an vierzig Sauen im Treiben sein — mußte ich unbeschossen an mir vorbeiwechseln lassen, um keinen der Treiber, die von drei Seiten auf meinen Stand losstürmten, zur Strecke zu bringen. Der Schuß auf den einen Frischling machte mir jedoch Freude, da ich zum ersten Male die von Otto Bock, Berlin, nachgesandte 9,3 mm Doppelbüchse mit einer Ladung von 3,5 g Blättchenpulver führte. Hier wurde ich durch die hervorragende Wirkung des kleinen Kalibers, dem ich bisher mit Mißtrauen entgegensah, angenehm enttäuscht. Das Vertrauen auf die neue Waffe, welches in erster Linie bei dem Zusammentreffen mit wehrhaftem Wilde notwendig ist, stellte sich ein. Ich habe meine Erfahrungen mit dieser Waffe nach Rückkehr nach Deutschland 1905 in den Heften des Allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins und der Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen dargelegt. Jetzt nach fast zwanzig Jahren bin ich immer noch wie am ersten Tage von der hervorragenden Wirkung dieser Waffe entzückt. Wenn ich mir noch später eine 577 Kaliber Doppelbüchse mit einer Ladung von 7 g Kordite zulegte, so habe ich dabei nur die moralische Wirkung im Auge gehabt, welche die ungeheure Detonation und die „stopping power" besonders auf angreifendes Wild und Raubzeug hervorbringt. Man darf diese „Wirkung" bei dem nahen Auftreffen auf wehrhafte Kämpen im dichten indischen Dschungel nicht unterschätzen.

Einige Tage später, nachdem ich auf ein weiteres Treiben auf Sauen verzichtet hatte, veranstalteten die Eingeborenen mit Speeren bewaffnet eine Treibjagd für sich. Die Leute sind Hindus niederer Kaste, die sich nicht scheuen, das Sauwildbret zu essen. Das Resultat war, daß ein älterer Mann von einem groben Keiler

angenommen und so übel zugerichtet wurde, daß er sterbend in das Hospital von Mysore eingebracht wurde. Hieraus geht schon hervor, daß das indische Schwarzwild mindestens dieselbe Wehrhaftigkeit zu zeigen vermag, wie die europäischen Schwarzkittel. Angenehme Stunden verbrachte ich auf den Bekassinenjagdgründen von Mysore, wo ich Theobald gestattete, mitzuschießen. Verschiedene Dutzende dieser schmackhaften Langschnäbel brachten wir in der Regel heim.

Die Beigabe eines Jagdelefanten zu meiner Expeditionsausrüstung, worauf ich nach meinen Erfahrungen großen Wert legen mußte, machte zunächst einige Schwierigkeiten. In den Mysoredschungeln hatte einige Wochen vorher eine Wildseuche geherrscht, welcher viele Hirsche, Gaurs und selbst Elefanten zum Opfer gefallen waren. Ohne Jagdelefanten war ein Erfolg wegen der Dichtigkeit des Dschungels und der Höhe des Grases, das jeden Einblick hinderte und eine Birsche zu Fuß unmöglich machte, so gut wie ausgeschlossen. Man fürchtete die Übertragung der Krankheit auf den Jagdelefanten selbst. Hier kam mir wieder Mr. Maconochie zu Hilfe, welcher nach eingehenden Verhandlungen mit den Forstbehörden schließlich die Absendung eines Elefanten durchsetzte, der meiner Kolonne folgen sollte. Nachdem der Fuhrpark von neun Ochsenkarren durch einen höheren Beamten abgenommen und besichtigt war, trat derselbe in südwestlicher Richtung von Mysore über Gundulpet den Marsch in das Dschungel an. Ich folgte erst zwei Tage später in einem bequemen Wagen bis zum Rasthaus in Maddo, das ich nach sechsmaligem Wechsel der Pferde schon innerhalb sechs Stunden erreichte. Von hier aus begann die eigentliche Expedition in die herrlichen Wälder Mysores. Die Staatsforsten, welche im Jahre 1881 nur 454 englische Quadratmeilen umfaßten und gegen Feuer systematisch geschützt werden konnten, wurden im Laufe der Jahre so weit vergrößert, daß sie 1904 die bedeutende Fläche von 1658 englischen Quadratmeilen erreichten. Die Reineinnahme des Forstdepartements betrug in diesem Jahre schon 1076000 Rupies. Das wohlriechende Sandelholz (Santalum album), welches in erster Linie zu kostbaren Schnitzwerken benutzt wird, brachte hiervon die Hauptsumme ein. Außerdem wird aus dem feinen Holzstaub eine Salbe bereitet, Chandaman genannt, die von den Hindus zum Auftragen ihrer verschiedenen Kastenabzeichen benutzt wird. In Mysore gedeiht der nur 20 Fuß Höhe erreichende Baum vorzüglich, gebraucht aber

60 bis 100 Jahre, um einen Durchmesser von einem Fuß Kernholz zu erreichen. Das in ganz Indien sehr begehrte Holz erzielt daher hohe Preise. — Und nun erst die wertvollen Edel- und Bauhölzer, an denen die Forsten so reich sind! Ebenholz (Diospyros ebenos), Teak (Tectona grandis), Honé (Pterocarpus marsupium) und Rosenholz (Dalbergia latifolia), um nur einige der besten aufzuzählen.

In diesen herrlichen Wäldern lebte in den 70er Jahren einer der besten anglo-indischen Jäger, ein vorzüglicher Beobachter der ihn umgebenden Tierwelt: „Sanderson"[1]. Sein Werk öffnet manche verborgene Kammer der Tierseele, die uns bis dahin verschlossen war. Wie oft hat er hier den Riesen des Urwaldes im Kampfe gegenübergestanden! Wie oft ist er nur durch den Zufall dem Schicksal vieler Kollegen durch den wilden Gegner entgangen! — Von einer Schießwut konnte bei ihm keine Rede sein. Welche Liebe zu den Bewohnern des Dschungels, ob Tier oder Mensch, spricht aus seinen mit lauterer Wahrhaftigkeit geschriebenen Zeilen. Und selbst bei dem durch ihn nach vorangegangenem Kampf gestreckten, boshaften Rogueelefanten oder dem Tiger regt sich das Mitleid: „Armes Tier, daß ich dich töten mußte!" Er war einer der wenigen, von dem man sagen konnte, der waidmännisch jagt, wie sich's gehört, der den Schöpfer im Geschöpfe ehrt! —

Als Lahori mich in dem bescheiden ausgestatteten Zimmer des Rasthauses weckte, zwinkerte noch Frau Venus vom klaren Nachthimmel durch das einzige Fenster. — Ich kämpfte mit dem letzten Schlummer, da werde ich plötzlich sehr energisch geweckt. Ist der Teufel los? — Es rollte ein Donner heran, gerade als ob eine schwere Batterie des Feldheeres im Galopp am Bungalow vorbeiraste. Mit einem Satz war ich auf und stürzte zur Türe hinaus. Die Fensterscheiben klirrten und das ganze Haus zitterte, hob und senkte sich in seinen Grundfesten. Mein erstes miterlebtes Erdbeben in Indien! — Als ich 30 Sekunden später nach eingetretener Ruhe wieder zurückkehrte, hatte sich an verschiedenen Stellen der Wandbekleidung durch die Gewalt der unterirdischen Kräfte der Putz losgelöst und zwei Tagvögel, vom Lichte angezogen, flatterten erschreckt im Zimmer herum. —

Schon gleich am ersten Morgen sollte ich mit einer Birsche auf Bären beginnen. Eine alte Bärin sollte an einem bestimmten Wech-

[1]) Thirteen years among the Wild Beasts of India. By G. P. Sanderson. London. W. H. Allen & Co., Ltd.

sel zu fassen sein, wie mir der für seinen Bezirk beigegebene Förster versicherte.

Von der Bärenbirsche kam ich zurück, ohne ein Stück Wild gesehen zu haben. Jetzt holte ich mir den Förster heran und frug ihn über den Wildstand aus.

Sind Gaurs hier? — O, sehr viele!

Auch Tiger? — O, eine Unmenge!

Und Sambarhirsche? — O, Tausend!

Natürlich auch viele Axishirsche? — O, davon schwärmt es in der ganzen Forst!

Na, da hatten wir wieder das altbekannte Lied des Lokalenthusiasten. Gerade so, als wenn ich einen biederen hessischen Bauern nach dem Hasenstande frage, der mir die Antwort gibt: „Das Ungeziffer verrungeniert mir meine ganzen Felder und frißt mir die ganzen Kleeköppcher ab.“ In Wirklichkeit werden in der ganzen betreffenden Gemarkung kaum ein Dutzend Hasen während eines Jahres erlegt. Erst muß man selbst eine Einsicht in die Wildgründe gewinnen. Dann erst kann man sein eigenes Urteil über den Wildstand bilden.

Lord Curzon hatte hier zwei Jahre vorher zwei Gaurs zur Regenzeit im August erlegt. Jetzt war weit und breit keine frische Gaurfährte zu sehen. Ein Zeichen, daß die Gaurs je nach den Witterungs- und Äsungsverhältnissen ihre verschiedenen Standplätze wechseln. Nur eine Tigerfährte fand ich in der Nähe eines meiner nächsten Lager an einem fast ausgetrockneten Flußbett entlang. So setzte ich meine sechs mitgebrachten Rinder und Büffel in der Hoffnung aus, daß der Tiger sie reißen würde. Jeden Morgen während oder nach der Frühbirsche wurden diese von mir oder meinen Leuten nachgesehen und mit Futter und Wasser versorgt. So hielt ich eines Mittags nach dem Frühstück das in der Hitze so wohltuende Viertelstündchen ab, als lautes Hallo im Lager mich aufspringen ließ. Die zur Fütterung ausgesandten Leute kamen mit einer 4,20 m (14 englische Fuß) langen Tigerschlange (Python molurus) an, die sie ruhend und zusammengerollt aufgefunden und solange mit Knüppelhieben auf den Kopf bearbeitet hatten, bis sie sich nicht mehr rührte. Die Pythonschlangen leben in Afrika, Südasien und Australien. Ihre Vertreter in Indien sind nicht selten, obwohl dieses Exemplar von Mysore das einzige ist, das mir im Laufe der Jahre zu Gesicht kam. 14 Fuß bedeutet für die vorderindische Rasse schon eine erhebliche Länge, während die

Pythonschlangen der Sundainseln wohl bis 9 m lang werden. Da das Genick der Tigerschlange nicht gebrochen zu sein schien, so reinigte ich zunächst den Rachen, den ich mit meinem Hirschfänger aufbrach, vom Blutgerinsel. Dann flößte ich der Scheintoten ein Wasserglas voll Whisky ein und kühlte den Hinterkopf mit Bleiwasserumschlägen. Es waren noch keine zehn Minuten vergangen, als sich die Schwanzspitze der im kühlen Schatten eines Baumes ausgestreckten Schlange zu bewegen begann. Nochmals versuchte ich ein Glas Whisky einzuflößen, da schlossen sich schon die Halsmuskeln und wehrten dem lieblichen Trank. Bald wurden ihre Bewegungen so heftig, daß Theobald mit einem Messer bereit stand, um bei etwaigen Umschlingungsversuchen das Schwanzende abzuschneiden. Hier laufen die Muskeln zusammen, und wenn die Schlange derselben beraubt ist, so ist sie nicht mehr in der Lage, ihre Verderben bringenden Schlingkünste auszuführen. Ich ließ eine leere Sodawasserkiste herrichten, in welcher sie transportfähig verwahrt wurde. Schon am andern Morgen zischte sie mir beim Öffnen entgegen, ein Zeichen, daß sie sich ganz erholt hatte. Sie fand im Zoologischen Garten von Mysore Unterkunft, bis ich von meiner Expedition zurückgekehrt war. Dann ging sie für das Berliner Aquarium bestimmt nach Deutschland ab. Auf der Bahnfahrt von Hamburg nach Berlin muß sie im März erfroren sein, denn sie kam tot in Berlin an. Ihre wertvolle Haut rettete mir Herr Otto Bock, so daß ich die Tigerschlange, eine Vierhornantilope umschlingend, präparieren lassen konnte. Von dieser sehr interessanten Waldantilopenrasse erlegte ich in den nächsten Tagen zwei Exemplare.

Die Vierhornantilope (Tetraceros quadricornis) — von den Eingeborenen in Mysore auch Jangli bakri oder Kondguri genannt — ist nur in Vorderindien und zwar südlich des Himalaya bis zu den Nilgiribergen verbreitet. Es ist sehr bemerkenswert, daß in Indien, wo die Antilopen gegenüber Afrika nur in wenigen Rassen vertreten sind, diese die einzige Antilope ist, die vier Hörner hat — oder auch nicht hat. Der einzige andere vierhörnige Wiederkäuer, das Sivatherium, lebte auch in Indien, und seine fossilen Reste, welche in den Sivalikbergen Nordindiens gefunden wurden, zeigen, daß eine nähere Verwandtschaft zwischen diesen beiden einzigen Vierhörnern nicht bestanden hat. Man trifft die Vierhornantilope nur vereinzelt in der Nähe von Flüssen, und zwar nicht allein im offenen Dschungel, wie Blanford behauptet, sondern auch im immergrünen Sholaforst an. Sie weiß sich wie der ihr ähnliche

afrikanische Ducker im Holze ausgezeichnet zu decken. So erlegte ich meine beiden Böcke nur durch Schnappschüsse. — Der erste starke Bock, von mir hochgemacht, verhoffte nach einigen blitzschnellen Fluchten noch einen Augenblick, den ich ausnutzte. Er wies vier Hörner auf, während der zweite Bock nur zwei Hörner hatte. Die weiblichen Tiere haben kein Gehörn. Ich bitte den Leser, sich bei dem nun folgenden Rechenexempel mit Geduld zu wappnen, mit dem Gehörn dieser Antilope ist es eine verzwickte Geschichte. Die hinteren Hörner meines Kapitalbockes sind 10 cm (4 englische Zoll) lang, die vorderen zwischen den Sehern befindlichen sind nur als Knöpfe 2½ cm (1 Zoll) hoch. In den Zentralprovinzen wurde bisher die Rekordantilope erlegt, deren hintere Hörner 5 Zoll, die vollentwickelten vorderen Hörner 2½ Zoll Länge aufweisen. In Südindien sind die Vorderhörner niemals entwickelt und stellen nur Knöpfe dar. Mein zweiter Bock, nur 3 km von dem ersten erlegt, hatte, wie es häufig in Südindien und in Kathiawar der Fall war, nur geringe hintere Hörner und keine Vorderhörner. Nach dem Gebiß und der Schädelstärke zu urteilen, war er jedoch ein alter Bock. Trotzdem zeigte der Schädel keine Spur von Knochenwülsten für etwa später wachsende Vorderhörner. Lydekker schlägt vor, die Vierhornantilope ohne Vorderhörner als eine besondere Rasse Tetraceros quadricornis subquadricornutus zu nennen, wenn sie mit der vierhörnigen Vierhornantilope in verschiedenen Gebieten getrennt vorkäme. Da ich in demselben Gebiete die zweihörnige wie die vierhörnige Vierhornantilope erlegt habe, so fällt der subquadricornutus — aus diesem Grunde wenigstens — fort. Mit der Vierhornantilope zum Schluß hatte ich nun alle in Indien südlich des Himalaya vier vorkommenden Antilopenrassen erlegt.

Bisher war ich in nordwestlicher Richtung nicht sehr weit von der britischen Grenze von Wynaad entlang marschiert, jetzt näherte ich mich der Grenze des kleinen Fürstentums Coorg. Elefanten- und Gaurfährten wurden hier häufiger. Diese beiden mächtigsten Vertreter des indischen Großwildes leben in der Regel einträchtig nebeneinander in denselben Wäldern. Sie besuchen während der Nacht, um zu suhlen, die gleichen Sümpfe und Moräste — hier swamps genannt — und nehmen als gewandte Kletterer mit Vorliebe auch steile Hänge. Der Gaur ist naturgemäß weit heimlicher als der Elefant, den man auf mehrere hundert Meter im Holze während des ganzen Tages brechen hören kann.

Schon vor Tagesanbruch haben die Gaurherden, in der Regel 6—12 Köpfe stark, die Sümpfe verlassen, äsen sich bis 9 Uhr morgens umherwandernd und suchen während der heißen Tagesstunden kühle und schattige, meist sehr dichte Dschungels auf, um zu ruhen und wiederzukäuen. Erst gegen 5 Uhr nachmittags beginnen sie wieder ihren Marsch kreuz und quer durch die lichteren Dschungels. Es war vergebliche Mühe, in dem dichten Lianengewirr und dem hohen Speergras beim Auftreffen auf eine Herde zu Schuß zu kommen. Deutlich hörte ich eine Herde auf einer Frühbirsche dicht vor mir äsen. Ich konnte nichts sehen und als ich schließlich versuchte, einen Baum zu erklettern, ging die Herde polternd ab. Zu dieser Tageszeit war die Verfolgung von Gaurs zu Fuß zwecklos. So war ich sehr beglückt, als ich nach Rückkehr von der ersten vergeblichen Birsche den nachgesandten Jagdelefanten im Lager antraf.

Diese wohl auf 75 Jahre geschätzte Elefantenjungfer hieß Hilda, und ihr ging wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften ein großer Ruf voraus. Schon vierzig Jahre hatte sie im Dienste der Menschheit in Freud und Leid ihren verschiedenen Herren gedient. War sie doch von Sanderson als Jagdelefant abgerichtet, welcher von ihrem Rücken verschiedene Urwaldrecken zur Strecke brachte. Mit der Zeit gewann Hilda ob ihrer Sicherheit und Zuverlässigkeit, welche sie beim Zusammentreffen mit wehrhaftem Wild zur Schau trug, immer mehr an Beliebtheit, so daß sie seit Jahren schon als der beste Jagdelefant Südindiens gelten mußte. Zwei englische Könige und indische Kaiser, Eduard VII. wie Georg II., hat Hilda schon als Prinzen von Wales im Dschungel getragen und den hohen Herren zu jagdlichen Erfolgen verholfen[1]). Wenn ich nicht irre, hat sie auch später den Großherzog von Sachsen an einen Gaur herangebracht, dem ich speziell die Jagd auf den Gaur vor seiner Abreise empfohlen hatte. Von vielen einheimischen Fürsten, Vizekönigen und anderen hohen Würdenträgern wurde sie im Laufe der Jahre hoch geschätzt.

Hilda ward mir unentbehrlich, und mit der Zeit gewann ich die bejahrte Dame lieb, wie einen treuen Kameraden, der sich in Not und Gefahr bewährt. Sie war kein Kämpfer, denn zum Kämpfen fehlten ihr allein schon die notwendigen Waffen — die Stoßzähne. Die sind für Keddahelefanten notwendig, wenn sie

[1]) The Royal Tour in India. By Stanley Reed. Bombay. Bennett, Coleman & Co. 1906. S. 354.

ihre wilden Brüder beim Fang in der Umfriedigung zur Übergabe zwingen sollen. Auch die Jagdelefanten in Nepal oder Cooch Behar haben ihre Waffen nötig, wenn sie den Angriff eines Tigers, Büffels oder Nashorns auf die Elefantentreiberlinie abzuwehren haben. Hilda war auch nicht groß und stark, sie maß nur acht Fuß an der Schulter und ihre alten Knochen erlaubten ihr nur eine geringe Marschgeschwindigkeit — beides Vorzüge für die Birsche durch das Dschungel. Sie gerade machten Hilda für die Jagd in Mysore geeignet. Ist hier ein Elefant sehr groß, so hat man die doppelte Mühe durch das Astgezweig und Lianengewirr durchzukommen, die der Dickhäuter niederbiegen, brechen oder der Mahaut durchhauen muß. Und je schneller ein Jagdelefant, um so schwieriger ist das Waldgelände zu übersehen, eine Hauptsache bei der Birsche. Hilda gehorchte ihrem Mahaut, der sie vorzüglich führte, auf den geringsten Druck mit den Knien und auf das leiseste Wort, das man ihr hinter ihre Gehörlappen zuraunte. So hielt sie auf den ersten Wink auf dem Fleck, eine ihrer besten Eigenschaften. Unbeweglich verharrte sie dann an 40—50 Sekunden, Zeit genug, um einem gewandten Schützen den Schuß auf ein Stück Wild zu ermöglichen. Ob dasselbe nun ein Zwergmoschustier, ein Tiger oder ein Gaur war, schien ihr total gleichgültig zu sein.

Nur in einem Augenblick ließ sie die Ruhe im Stich, wie mich die Erfahrung lehrte. Das war der schrille Angriffstrompetenstoß ihrer wilden Kollegen, der sie panikartig zur Umkehr zwang und durch den sie wild gemacht ihre sonst so beneidenswerten Nerven verlor. Dann brachte sie der mächtige Hieb mit dem Ankus, dessen Spitze sich tief in ihre Schläfen bohrten, nur mit der Zeit wieder zur Vernunft. Sie mußte wohl mit ihren Brüdern schlechte Erfahrungen gemacht haben. Sie war sozusagen kinderlieb, und das laute, innerliche Zittern, welches beim Elefanten in verschiedenen Graden und Stärke die Erregung, sei es Freude, Argwohn oder Angst, auslöst, gab sie stets bei Annäherung der nächsten ihr bekannten Umgebung zum Besten. Mir tastete sie freudig mit dem Rüssel nach meiner Hand, und wenn diese leer, nach den Taschen, ob hier oder da vielleicht ein Stückchen Zucker oder eine andere Elefantendelikatesse zu finden war. Klopfte ich sie dann auf die runzligen Backen oder auf die Flanken, so begann sie herzlich zu lachen, d. h. sie zog ihre faltigen Lefzen zurück und töt — töt — töt — gewissermaßen jauchzend schallte ihre frohe Begrüßung weit durch den Wald.

Nur einer wichtigen Persönlichkeit in meinem Lager kam sie mit ausgesprochener Antipathie und Mißtrauen entgegen, nämlich meinem Freunde Rackerli. Hunde scheinen merkwürdigerweise allen Elefanten ein Dorn im Auge, eine Erfahrung, die man stets wieder machen kann. Die Frage, warum gerade der Elefant dem treuesten Gefährten des Menschen, dem Hunde, eine ganz bestimmte Abneigung entgegenbringt, ist wohl nicht ganz einfach zu beantworten. Bei Pferden und Elefanten ist das Verhältnis zuweilen nicht schlecht, und beide kann man in einer bestimmten Eintracht zusammen finden. Einen Hund und einen Elefanten kaum. Ich habe häufig darüber nachgedacht, und ich glaube, die Lösung des Rätsels liegt in dem schönen Wörtchen Eifersucht oder Neid. Beide sind mit der Freundschaft eng verknüpft. Der Elefant sieht täglich den besten Tierfreund des Menschen, den Hund, in seiner Gesellschaft, der jedes Bröcklein, das von seines Herrn Tische fällt, aufnehmen darf. Das allein schon vermag Neid zu erwecken.

Sanderson hält bei seiner hervorragenden Kenntnis der Elefantenseele diese Dickhäuter für nicht besonders intelligent und die Ansichten im allgemeinen darüber übertrieben. In vielen Beziehungen läßt sich aber dennoch eine bestimmte auffallende Intelligenz des Elefanten nicht leugnen. Bei jedem Tiere wie schließlich auch bei dem Menschen, reicht die Befähigung und die Intelligenz nur bis zu einem gewissen Grade in einer bestimmten Richtung.

Schon allein das blinde Vertrauen eines Elefanten zum Menschen von einem bestimmten Tage der Zähmung an, spricht für eine sehr hohe Befähigung, und der tägliche, dauernde Verkehr ergibt immer wieder neue Beweise, die sich trotz Sanderson nicht ableugnen lassen. Schließlich ist auch die Eifersucht gegenüber dem Hunde ein weiteres Zeugnis.

Wenn Hilda Rackerli eräugte, der sich ihr besonders im Anfang im blinden Zutrauen näherte, so zeigten ihre Seher ein deutliches Zeichen von Falschheit, so daß ich für die Folge Rackerli vor dem Rüssel und den Vorderläufen warnen mußte. Hilda sammelte bei der Annäherung von Rackerli sofort geschäftig kleine Steinchen und Erde vom Boden auf, die sie in ihren Rüssel einsog. In einem wohlüberlegten, gegebenen Augenblick der Erreichbarkeit pustete sie dann dem ahnungslosen Rackerli den ganzen Inhalt des Rüssels mit lautem Puff an den Kopf.

„Aber Hilda, willst du wohl zu deinem kleinen Freunde nicht so böse sein!“ — Dann zog sie bei meinem Hinzutreten ihre faltigen Lefzen zurück, ihre Seher bekamen wieder einen freundlichen Ausdruck, und mit lautem Tujujujujuh freute sie sich über ihre Schandtat. Sie fühlte sich wohl erkannt und wollte nun ihre Missetat mit einem Lächeln vergessen machen.

Eine Haudah, der bekannte Hochsitz auf dem Elefantenrücken, wie sie in dem Grasdschungel von Nordostindien u. a. gebräuchlich, ist hier in dem Walddschungel nicht angebracht. Sie würde ob ihrer Höhe auch nur das Durchdringen des Urwaldes behindern. Statt dessen vertritt sie ein flacher Strohsattel oder ein flaches Brett noch auf demselben als das praktischste Elefantenmöbel. An den ihn umschlingenden Tauen und Ketten kann man sich in der Not festhalten und sich schnell, wenn nötig, auf eine andere Seite des Elefanten herumwerfen. Ich ziehe in der Regel den Platz in der Front mit dem Mahaut vor mir auf dem Halsnacken sitzend vor, der ein Schußfeld nach drei Fronten gestattet.

So verlebte ich von jetzt ab den größten Teil des Tages birschend auf Hildas Rücken. Lange vor Tagesanbruch wurde aufgebrochen, und spät am Nachmittag erst kamen wir ermüdet zurück. Wir befanden uns jetzt in den geradezu historischen Mysore-Jagdgründen von Kakonkota. Hier boten sich mir täglich reiche Abwechslung und interessante Erlebnisse. Hier zeigte sich echt indisches Dschungelleben in seiner einzig dastehenden Herrlichkeit und Pracht, aber auch mit seinen Beschwerlichkeiten und Gefahren. Ein trügerischer Irrgarten mit seinen Verlockungen, seiner erhabenen Schönheit und mit dem giftigen Apfel der Erkenntnis.

Natur, Menschen und Tierwelt, fast eine einzige Kette fremder Erscheinungen, die täglich und stündlich einen aufmerksamen Beobachter vor neue Probleme stellt. Ein weites Feld der Betätigung, in dem man stets von neuem erkennen wird, welches Stückwerk das eigene armselige Wissen bedeutet. Je mehr man in die verborgenen Schätze durch die tägliche Praxis einzudringen glaubt, je mehr man sich durch die Irrungen und Wirrungen dieser Dschungelwelträtsel durchzufinden wähnt, um so unerreichbarer und entfernter erscheint, verstärkt durch das Gefühl der eigenen Ohnmacht, der schließliche Erfolg.

Überall ragen die Wälle eigener Unzulänglichkeit auf. Sie alle zu überbrücken, ist eine Sisyphusarbeit. Wäre ich auch in einem naturwissenschaftlichen Fach exakt vorgebildet, ich würde

dennoch in einem andern sofort auf den Nullpunkt zurückfallen. Geologie, Botanik, Zoologie und Anthropologie usf. berühren sich hier in ewiger Wechselwirkung und geben Rätsel auf, die weit über die Kräfte eines Einzelnen hinausgehen.

Da sind schon die lieben Mitmenschen dieser Dschungel, die Kurumbas, meine täglichen Gefährten, die von dem Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts durch Jahrtausende getrennt sind. Eine der primitiven Rassen der indischen Urwälder, gleich den Baigas der Zentralprovinzen, aber dennoch wenn auch weniger im Aussehen so doch in Sitten und Gebräuchen weit von jener verschieden. Diese gastlichen Freunde Sandersons haben ihre Eigenart sich zu erhalten gewußt, unbekümmert um das Fortschreiten in der Entwicklung anderer Völker. Jahrtausende sind an diesen sogenannten „Kulturarmen" vorbeigegangen; sie sind davon in der Tiefe ihrer Wälder nicht berührt worden. Keine Aufzeichnungen erzählen die Geschichte ihrer Ahnen. Was sie über sich selbst wissen, hat sich von den Vätern auf die Söhne vererbt und beruht auf mündlicher Tradition. Daher kann man kein großes Gewicht darauf legen, was Kind und Kindeskinder uns heute davon erzählen. Zu diesen Leuten, die von dem Fortschritt der Menschheit in glücklicher Einsamkeit nichts gemerkt haben, kommen nun ohne ihr Zutun die Kultur des Abendlandes und die Segnungen unseres Jahrhunderts.

Ob das ein Segen für sie ist? — Eines Teils „ja"! — Aber ob diese zufriedenen Menschen dadurch glücklicher werden? — Kaum! — Ich nehme eine Zigarre aus meiner Tasche und will sie mir anzünden. Da kommt schon ein Kurumba und reicht mir eine Streichholzschachtel. Wohl kann er noch das Feuer durch Reiben zweier Holzstäbe in einer halben Minute hervorbringen. Aber so mühelos und schnell das Feuer mitzuführen, ist ihm doch eine angenehme Neuerung, die er sofort angenommen hat. Das Feuerreiben ist nebenbei gar nicht so einfach. Ein Kurumba hat eine ziemlich komplizierte Methode. Mit den Füßen oder mit Hilfe eines zweiten Mannes wird ein Stab, in welchem sich eine Höhlung befindet, horizontal auf der Erde gehalten. Mit einem vertikalen Stab, den er zwischen den Handflächen hält, wird in wechselseitiger entgegengesetzter Richtung solange in der Höhlung gequirlt, bis sich das bildende Holzpulver entzündet. Ich versuche mit allen Kräften ihnen die Kunst nachzuahmen. Nachdem ich mich mehrere Minuten vergebens abgequält und die Hölzer mit den feinen Spähnen kaum warm wurden, habe ich statt Feuer —

Wasser erzielt, nämlich den Schweiß meines Angesichts. Eine ähnliche Methode des Feuermachens der Kurumba haben die Janadis von Nellore[1]). — Wenn auch das Problem der verschiedenen Dschungelvölker Indiens noch manch harte Nuß zu knacken gibt, so muß man doch die Forschungen des um die Anthropologie und Ethnographie der Völker Südindiens verdienten bisherigen Direktors des Madras-Museums, Mr. Edgar Thurston, hoch anerkennen. Ich habe ihm persönlich viele Hinweise und interessante Stunden zu verdanken.

Der Madras Census Report 1891 und andere Quellen verwechselten die in Südindien zahlreichen Curubas oder Pallavas mit den Kurumbas, welche die Mysore-Dschungeln bewohnen. Die Curubas sind Untertanen der Pallavaskönige gewesen, deren ehemaliges großes südindisches Reich im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. zur Blüte und Macht gelangte. Das Reich ist dann später zerfallen und die Curubas sind in alle Winde zerstreut worden; Reste davon sollen in die Mysore-Dschungeln u. a. geflüchtet sein. Aus solchen Quellen entstand auch die Legende, daß die verschiedenen Dschungelvölker als Reste ehemaliger größerer Völkerschaften mit der Zeit vollständig entartet wären. Von einer Entartung kann aber nicht die Rede sein. Mr. Edgar Thurston stellt u. a. durch seine anthropologischen Forschungen und ein eingehendes Studium dieser mittleren Wilden auch in der Praxis fest, daß bei einem Vergleich der hellfarbigen Uru-Curubas mit ihrem großen Wuchs, der dünnen, stark hervortretenden Adlernase und der dunkelfarbigen breitnasigen Kurumbas in den Mysore-Dschungeln es nicht zweifelhaft sein dürfte, daß beide als ganz verschiedene Rassen miteinander nichts zu tun haben[2]). Meine Freunde, die fast wollhaarigen und breitnasigen Kurumbas, wohnen in kleinen Siedelungen zerstreut im Walde. Wenn die Mehrzahl auch heute schon in dürftigen Hütten oder nur unter Windschirmen wohnen, so haben sie bis vor Jahren noch auf Bäumen und in Höhlen gleich unseren Vorfahren vor 10000 Jahren gelebt. Ihre Bekleidung besteht auch heute noch in der Regel aus einem schmalen Lendentuch.

Die Vermählungsfeier der Kurumbas ist eine sehr einfache. Männlein und Weiblein, die sich ehelichen wollen, setzen sich zu-

[1]) Ethnographic Notes in Southern India. By Edgar Thurston. Madras Government Press. 1906.

[2]) Anthropology. Bulletin. Vol. II Nr. 1. By Edgar Thurston. Madras. Government Press. 1897.

sammen hin. Ein jeder der beiden ist mit einem Topf Wasser versehen, aus dem sie sich gegenseitig besprengen. Damit ist der ganze Ritus beendet und ein glücklich liebend Paar hat sich gefunden. So abschreckend auch diese im ganzen nur auf Ernährung und Fortpflanzung bedachten Wilden — schließlich wie wir alle — auf unser Feingefühl wirken müssen, so muß dennoch ein vorurteilsfreier Beobachter und Kenner diese Leute hochschätzen. Ich selbst habe sie nur achten gelernt. Ihre geringen Lebensbedürfnisse — einen Schluck Feuerwasser verschmähen sie allerdings nicht — ihre Bescheidenheit, ihre Ehrlichkeit und stete Hilfsbereitschaft haben mir gerade das Gegenteil der verbreiteten Ansicht bewiesen, welche man im allgemeinen noch immer von einem solchen von der Zivilisation wenig beleckten Volk hat. Wohl gibt es auch rohe und grausame Völkerschaften genug, besonders an den Grenzen Indiens. Schlechte Charaktereigenschaften hängen aber nicht mit den verschiedenen Graden niedriger Zivilisation zusammen. So sind sehr oft mit Recht übel beleumdete Völker und Stämme gerade nicht eigentliche Wilde, sondern schon in der Zivilisation vorgeschrittene Barbarenvölker. Die Kurumbas sind die besten und zuverlässigsten Fährtensucher, die ich unter verschiedenen wilden Dschungelstämmen Indiens angetroffen habe. Aus jeder Fährte lesen sie eine Geschichte, und die Schlüsse, welche sie daraus ziehen, sind in der Regel durchaus richtig. Charles Theobald verständigte sich vorzüglich mit dem den Kurumbas eigenen Idiom. —

Kreuz und quer gingen alte und neuere Fährten von dem Sumpfe aus, den wir bei beginnendem Büchsenlicht besuchten. Kühl und frisch tropfte der Tau von den Blättern. Hunderte von Vögeln begrüßten mit lautem Gesang die bald durch das Laubdach brechenden ersten Strahlen der Morgensonne. Aber nur vereinzelt werfen diese goldene Lichter auf das dichte Buschgewirr am Boden. Das zwitschert und ruft, das girrt und lockt aus jedem Busch, aus jeder Baumkrone. Unter den Sängern fällt mir ein glänzend schwarzer mit prächtigem Kamm geschmückter Vogel auf. Die seitlichen stark verlängerten und kahlen Schwanzfedern haben ein buschiges Ende. Es ist der Drongo (Edolius paradiseus), welcher oft von Mohammedanern gezähmt wird und das Miauen der Katzen wie andere Tierstimmen nachahmt. Hier und dort Drosseln, Finken, eine Oriole und Sonnenvögel. Ist das eine glänzende, gefiederte Pracht! Stumm mit der Nase auf der Erde geht ein alter Kurumba und zwei jüngere Waldmenschen über den Wirrwarr

der Fährten hinweg. Dann plötzlich stutzen sie und zeigen auf eine bestimmte Fährte.

Nach einigen mit Theobald kurz gewechselten Worten klärt mich dieser auf, daß sie die Fährten einer Herde mit einem leidlich starken Bullen — im ganzen fünf bis sechs Gaurs — gefunden haben, die zwei bis drei Stunden vorher aus der Suhle gekommen und nun äsend einen Hang hinauf gewechselt ist. Trocken und hart ist hier der Boden im Bambusendschungel, und nur schwach heben sich die einzelnen Fährten ab. Die Kurumbas nehmen etwas Staub auf, um die Windrichtung festzustellen. Ich bestätige, indem ich ein Streichholz abbrenne, den für uns günstigen Seitenwind. Gleich einer Spitze auf dem Kriegspfad ziehen sie 50 bis 100 m vor dem Elefanten voraus, bald knieend und leise miteinander tuschelnd, bald bejahend, dann wieder mit einer abwehrenden Bewegung einen Irrtum erkennend. Ein Mann bleibt zurück. Als wir an ihn herankommen, zeigt er einen abgebissenen Grashalm mit der Bemerkung: „Zwei Stunden alt." Der Verbindungsmann geht wieder zu seinem Kollegen in die Front. Frische Losung erregt ihre Aufmerksamkeit. In die breiigen Flaten stecken sie die große Zehe oder auch den Zeigefinger, um zu fühlen, ob er noch warm ist. Umgekehrt wie bei uns, wenn sie nicken, so verneinen sie, wenn sie bejahen wollen, so schütteln sie den Kopf. Verdrehte Welt! — Dann bringt der Verbindungsmann frischen Speichel auf einem Blatt, der aus dem Geäse eines Gaurs getropft ist. Im Schatten des Laubes hat die Sonne ihn noch nicht erreicht. Er ist daher noch nicht eingetrocknet. Hier und dort liegen abgerissene Blätter noch unverwelkt. Eine halbe Stunde vorher war die Herde hier. Vorsichtig wie Katzen schleichen jetzt die Kurumbas vorwärts, hier und dort horchend, ob sie einen Ton vernehmen, der meinem Ohre sicherlich noch unverständlich wäre. Es geht wieder talabwärts und ein kleiner Waldbach wird passiert. Es gluckert und plätschert, und das Wässerlein springt eilig über das nackte, glattgewaschene Gestein. Am weichen Uferrand unterscheide ich jetzt auch die Fährte des Bullen von denen der Kühe und Kälber. Im hohen lichten Laubholz bergan geht es wieder weiter. Laut und geschäftig erschallt das Rat-a-tat-tat-ta-tat eines großen schwarzen Spechtes (Picus Hodgsoni). Er bearbeitet den Stamm eines mächtigen Baumriesen, an dem er mit solcher Zähigkeit mit seinem harten Schnabel hackt, daß man glaubt, die Spähne fliegen zu sehen. Hier geht mit den schillernden Bronzeflügeln laut klat-

schend eine Taube (Chalcophaps Indica) auf, dort rettet sich ein großes schwarzes Eichhörnchen (Sciurus malabaricus), welches die leicht befußten Kurumbas überrascht haben, zwitschernd in die sichere Höhe eines Gipfels des Eisenholzbaumes (Mesua ferrea). Schwerfällig und mit scheinbar großem Bedacht setzt Hilda langsam über einige querliegende modernde Baumstämme hinweg. Sie möchte sich hier und dort einen Zweig zur Äsung herunterlangen. Doch jetzt verhindert sie der Mahaut daran, was sie nicht einsieht und laut prustet.

Alle die vielen Naturstimmen, die ich nur zum kleinsten Teil mir erklären kann und welche Theobald auch nicht kennt, lassen die Kurumbas scheinbar achtlos. Doch plötzlich halten sie mit aufgerichtetem Oberkörper, den Kopf wendend und nach vorn zeigend. Blitzschnell und geräuschlos ist ein Mann auf einem Baum, und mit lebhaften Gestikulationen bestätigt er die Vermutung der beiden anderen Kurumbas. In einer halben Minute habe ich die jetzt Niederhockenden erreicht.

Sie haben die Herde brechen hören — nur ein leises entferntes Knacken eines Zweigleins. Nun bleiben sie, da ihre Aufgabe glänzend gelöst, am Platze und baumen auf. — Jetzt ist der Sah'b an der Reihe! —

Weitere hundert Meter stoße ich vor. Noch ein Blick auf die Büchse, und gleich darauf gewahre ich den ersten Gaur. — „Kuh," raunt mir Theobald zu.

Zunächst zeigt die Herde für den näherpolternden Elefanten gar kein Interesse. Sie sind an den Anblick ihrer Dschungelgenossen gewöhnt, achten sich gegenseitig und leben miteinander in Frieden.

Schon von weither haben sie den Elefanten gehört. Sollten sich die Fährtensucher vor oder dicht hinter dem Elefanten befinden, so würde jetzt die Herde schon abgehen, zumal ich mit schlechtem Wind komme. In Wirklichkeit verlassen sich also diese Nasentiere, wie Hirsche, Gaurs oder wilde Elefanten u. a. hierbei nur auf das Gesicht und das Gehör. Denn alles Wild, welches an den Anblick von Elefanten gewöhnt ist — eine Ausnahme machen nur Büffel, sowie gelegentlich auch Axishirsche — halten ihn bis auf kurze Entfernung aus. Man sollte glauben, daß das Wild durch die Witterung und den Anblick der auf dem Elefanten sitzenden Menschen bald flüchten würde. Aber geradezu fasziniert bleibt Großwild wie Raubzeug, ob Nasentiere oder Augentiere, beim Anblick des Elefanten halten. Einige Male ist es mir selbst vorge-

kommen, daß Sambartiere auf 10 Schritte den sie passierenden Elefanten eine Strecke weit mit erhobenem Windfang folgten und dann erst weiterästen.

Ich verständigte durch Handzeichen meinen vor mir sitzenden Mahaut; er führt Hilda an der erstaunt äugenden Herde auf 20 Schritte vorbei. Jetzt werden die Gaurs unruhig. Sie werfen auf, und in ihrer ganzen ihnen eigentümlichen Würde, trotzig, selbstvertrauend auf ihre Stärke, stehen diese Riesen des Urwalds wie Statuen aus Erz gegossen vor mir aufgebaut. Ein Bild von Symmetrie und urwüchsiger Kraft! Eins der großartigsten Schauspiele, die einem passionierten Jäger und Naturfreund auf Erden beschieden sind.

Aber nur einen Augenblick. Sie werfen herum und schnaubend brechen sie ab, um nach kaum zwanzig Schritten wieder — mit den Schweifen die Flanken schlagend — Front zu machen. Hoch haben sie ihr bewehrtes Haupt aufgerichtet, als wenn sie fragen wollten: Was willst du hier, lieber Dschungelgenosse? — Was fällt dir ein, uns so nahe aufzurücken? — Und was trägst du da auf deinem Rücken? — Hast du dich etwa mit dem größten Raubtier, mit dem Menschen, verbunden? — Ich habe ihre Front fast abgeritten. Endlich! — Da sitzt am Ende neben einer Kuh der Bulle, den ich suchte. Die hohen Gräser decken ihn fast bis an den Hals.

Ich fasse den Mahaut an der Schulter — das Haltzeichen. Hilda steht sofort wie ein Fels. Ich ziele einen Augenblick auf den Hals und krümme ab. — Schnaubend geht die Herde ohne den Bullen ab.

Welch ein Getöse, Krachen und Prasseln durch den eben noch stillen Wald! Wenigstens schienen mir die letzten Minuten so still. Der Gebieter der Herde hatte aber nicht einmal mehr die Kraft, auf die Läufe zu kommen. Er legte sich einfach auf die Seite, um sofort zu verenden.

Ein brillanter Schuß mit dem kleinen 9,3 mm Kaliber! Diese Wirkung hatte ich selbst nicht erwartet. Hätte der Bulle nicht noch einige Male mit den Läufen geschlagen, man hätte annehmen können, er wäre schon vorher verendet gewesen. Nun aber herunter von der Hilda, die trompetet und jauchzt, als ob sie den Vorgang begriffen hätte. Das Geschoß war vorn in den Hals gedrungen, denselben schräg durchschlagend, und seine einzelnen Stücke waren in der jenseitigen Schulter stecken geblieben. Wenn auch die Trophäe mit 76 cm (30 engl. Zoll) Auslage gerade nicht eine gute ist, dieser erste Gaur setzte mich in Feststimmung und bildete für

mich das schönste Christkindchen, das mir im Dschungel zuteil werden konnte. War mir doch der Traum eines jeden indischen Großwildjägers hierdurch verwirklicht!

Auf dem Wege zum Lager ging noch ein Überläufer vor uns auf. Es knallt. Ohne Schußzeichen geht er noch ca. 30 Schritt und bricht zusammen. Welcher embarras de richesse an Festbraten für die bevorstehende Weihnachten! Der noch kastanienbraun gefärbte Gaurbulle wurde an Ort und Stelle zerwirkt. Bei einer Schulterhöhe von 1,50 m schätze ich sein Gewicht auf annähernd 18 Zentner. Zwei Ochsenkarren brachten das Wildbret, das von den Kurumbas in 20—30 cm lange Streifen geschnitten wird, in das Lager. Diese werden dann auf Bambusstangen über einem Feuer gedörrt, wodurch sie längere Zeit für sie genießbar bleiben.

So war Weihnachten, unser trautes, deutsches Familienfest herangekommen. Wenn man nun schon einmal draußen auf den Tannenbaum verzichten muß, so empfindet man im indischen Dschungel doch auch eine weihevolle Stimmung. Die wöchentlich mit Mysore Verbindung haltenden Postläufer haben mir rechtzeitig die Weihnachtspost gebracht. Sie sind mit Speer und Schellengeläut ausgerüstet, wie alle Landboten in Indien, um auf ihrem Dauerlaufe Tier und Menschen zum Ausweichen zu veranlassen. Auch die Verwaltung des Governmenthouse war so aufmerksam, des Gastes im Dschungel zu gedenken. Nächst einer Sendung frischen Brots und Kaffeekuchens traf auch die englische Nationalspeise, der Plumpudding ein, der niemals zu Weihnachten fehlen darf. Am ersten Festtag wurde gerastet. Schon frühzeitig wurde ich durch meine Leute geweckt, die sich an meinem Zelte zu schaffen machten. Als ich aus demselben trat, sah ich denn auch die Bescherung. Meine Diener hatten die Taue und Stricke des Zeltes mit frischem Grün umwunden und die bisher noch geringe Anzahl von Trophäen aufgebaut und bekränzt. Als ich Lahori nun fragte, was das bedeuten solle, meinte der Mohammedaner treuherzig, „das wäre ein Christbaum".

Am Nachmittage ging ich mit einigen Kurumbas aus, um nach fliegenden Eichhörnchen, wohl richtiger Gleitflughörnchen (Pteromys petaurista) zu fahnden. Diese interessanten Geschöpfe mit ihrer fallschirmartigen Flughaut und einer schönen buschigen Rute, sind mehr oder weniger über ganz Indien südlich des Ganges verbreitet, und finden während des Tages ihre Zuflucht in hohlen

Bäumen. Wie viele Baumtiere schlafen sie am Tage in sitzender, gerollter Stellung mit eingestecktem Kopf, und werden erst am Abend rege, um auf die Nahrungssuche nach Baumfrüchten zu fliegen. Die Kurumbas haben ein vorzügliches Auge für hohle Teakbäume, in welchen sie die etwas unbeholfenen fliegenden Säuger vermuten. Sie klopfen an den betreffenden Stamm, während ich mich zum Schuß fertig mache. Nach kaum zwei bis drei Schlägen kommt plötzlich neugierig der Kopf eines Flughörnchens zum Vorschein. Im nächsten Augenblick breitet es seinen Fallschirm aus und schwebt in elegantem Gleitfluge, die buschige Rute als Steuer benutzend, zirka 30—50 m weit zum Fuße eines Baumes, um dort schnell aufzubaumen und von der Spitze wieder von neuem weiter zu fliegen. Sein Flug bietet einen ganz eigenartigen fesselnden Anblick. Ich schoß mit der Zeit mehrere dieser kostbaren Pelztiere. Südlich des Himalaya hat wohl kaum irgendein anderes Säugetier einen solch herrlichen, weichen Rückenpelz, grau und silbern auf braunem Untergrund gesprenkelt, aufzuweisen.

Auf dem Heimwege passierte ich noch vor Sonnenuntergang einige Baumriesen, wo hunderte von Edelsittichen aufgebaumt waren und einen riesigen Lärm verursachten. Ein Pärchen dicht neben dem andern! Welch prächtiges Liebesleben in der Natur! Mit Schrot wäre es fast unmöglich, eine Ehehälfte allein herunterzuschießen, stets kommt das Pärchen, welches eng aneinander geschmiegt sitzt, zu Boden. Fliegt der eine Teil des Pärchens auf den nächsten Baum oder Zweig, so folgt fast gleichzeitig der andere. Stundenlang vermag man diesem innigen Paarleben zuzuschauen. Welche Liebe und Lebenslust in den munteren Gesellen! Eine Sünde, wenn man sie gedankenlos herunterschießt. In der französisch-indischen kleinen Kolonie Pondichery, südlich von Madras, sah ich später Tausende dieser Edelsittiche in engen Käfigen zusammengepfercht, als Handelsartikel aufgestapelt, von denen auf dem Seetransport mehr als die Hälfte eingeht.

Im Lager fand dann eine kleine Bescherung für die Diener und Regierungsbeamten statt. Theobald verteilte an die Kurumbas Arrak, Opium und Tabak, kostbare Genüsse für die Waldmenschen. Zu dem Weihnachtsfestmahl, um dessen Zubereitung drei Köche sich den lieben langen Tag bemühten, bitte ich Charles Theobald, mein Gast zu sein. Am hell auflodernden Lagerfeuer sitzen wir, einen Cheroot nach dem andern rauchend, noch einige Stunden im bequemen Liegestuhl. In die anderen Lagerfeuer werfen die

Kurumbas grüne Bambusrohrstücke, die gleich Raketen nach kurzer Zeit in die Höhe steigen und mit lautem Knall platzen. Das Feuer singt seine eigene Melodie. Das knistert und knastert, surrt und schwelt und erhöht dadurch das Behagen in dieser Weltabgeschiedenheit. Silbern schaut der Mond von dem mit blinkender Sternenpracht besäten Nachthimmel und taucht das Dschungel in sein bleiches Licht. Tausende von Feuerfliegen, die wir als Johanniswürmchen kennen, umgaukeln die nächsten Sträucher und Bäume und verzaubern sie zu erleuchteten Christbäumchen. Aber nicht allein das Auge wird entzückt. In nächster Nähe geben Hunderte von Zikaden ein Sinfoniekonzert, das mit feinen aber um so eindringlicheren Stimmen ohne Unterbrechung tönt. Silbern klingt das Glöckchen, welches Hilda um den Hals trägt, durch den Wald. Einsam und monoton läßt sich der Ruf der indischen Nachtschwalbe (Caprimulgus asiaticus) hören. Da balzen und rufen noch andere Nachtvögel, die ich nicht kenne, darunter Eulen auf ihrem Raubzuge. Als ich gen Mitternacht aufbreche, schwebt ein Gleitflughörnchen fast über das Feuer hinweg nach einem Baum neben meinem Zelte. Ich verhalte und versuche es aus dem Zweiggewirr zu erspähen. Kroh-kroh — zehn Sekunden Pause — kroh-kroh, läßt es seinen Brunftruf erschallen, nach jedem Doppelruf abwartend, ob ihm auch kein anderer Genosse antworten will. Während ich mich zur Ruhe begebe, höre ich sie von verschiedenen Seiten antworten.

So immer eine andere Melodie — im allgemeinen das hohe Lied der Liebe in hundert Variationen. Nicht immer verlaufen die Dschungelnächte so harmlos wie heute am Weihnachtsabend. Einige Abende später, keine hundert Meter von meinem Lager an einem Teiche, dessen braunes oxydiertes Wasser mir und meinen Leuten filtriert zum Genusse diente, erschallt das herzhafte Brüllen eines Tigers. In kurzen Zwischenräumen grollt er vier- bis fünfmal hintereinander, und sein Rohren scheint immer ärgerlicher zu werden. War der Bursche brunftig oder hungrig? — Ich glaube, eher brunftig, denn Wild zum Reißen hatte er in diesen Forsten genügend, und meine ausgesetzten Rinder, an denen er auf zehn Schritte vorbeigewechselt, verschmähte er. Löwen brüllen ja bekanntlich auf ihren täglichen Raubzügen in den Steppen Afrikas fast immer. In Indien läßt sich weit eher als ein Tiger der Panther mit seinem Luft einholenden und ausstoßenden Rohren vernehmen. Tigerbrüllen ist aber eine Seltenheit, und ich habe es niemals in

den Zentralprovinzen gehört, obwohl sie dort weit häufiger als in Mysore.

Eine Panik schien die Zugochsen meiner Karren zu ergreifen, denn einige rissen sich, am Rande des Lagers angebunden, los, und stürzten zum Lagerfeuer, gewissermaßen bei den Leuten Schutz suchend. Rackerli saß gespannt wie ein Flitzbogen neben meinem Stuhl. Er äugte grimmig und leise grollend in die dunkle Nacht in Richtung auf den rohrenden Tiger. Von Zeit zu Zeit äugte er zu seinem Herrn auf, als wenn er sagen wollte: „Laßt ihn nur mal rankommen, dann kriegt er's mit mir zu tun." — Das war der Reflex des Tigerrohrens im Lager. Außerhalb desselben fand das Brüllen auch immer lebhafteren Widerhall. In der einen Richtung schmälte bald ein Zwerghirsch (Cervulus muntjac) und der scharfe Warnungspfiff der Axishirsche klang hell durch den nächtlichen Wald. In einer anderen Richtung, aber weiter entfernt, antworteten um so eindringlicher zahlreiche Elefanten einer Herde. Unter das gewaltige Brüllen aus der Vollkraft ihrer Lungen mischte sich das schrille durch den Rüssel gepreßte Warnungstrompeten der gewaltigen Dickhäuter. Von Dur bis zum tiefen Moll ertönte mächtig das herrliche Konzert. Welch ein Rohren, Brüllen, Dröhnen und Trompeten! Aber da, kaum hundert Meter hinter meinem Zelt in entgegengesetzter Richtung von der Elefantenherde höre ich im lichten Baumdschungel Knacken und Ästebrechen. Ein Elefanteneinzelgänger. Er gibt zwar nicht seine Stimme zum Besten, aber um so mehr macht der Riese Lärm, wenn er mit lautem Knall Bambusen bricht oder große Zweige mit seinem Rüssel prasselnd herunterreißt. Jetzt versucht er sogar seine Kraft an einem starken Baumstamm. Krachend fällt dieser durch den Druck seines Gewichtes von wohl über 50 Zentnern!

Die Feuer und den Lärm des nahen Lagers muß er ja längst wahrgenommen haben. Dadurch läßt er sich aber nicht irre machen und weiter tobt sich seine Zerstörungswut aus. So zeigte er durch seine Unverfrorenheit das Benehmen eines Rogueelefanten oder er schien sich mindestens auf dessen gefährliches Handwerk vorbereiten zu wollen.

Jede Elefantenherde hat, ähnlich wie sich die Beihirsche in der Nähe des Rudels Hochwild aufhalten, ihre Beielefanten, und es ist falsch, jeden Einzelgänger gleich als einen Rogue anzusprechen. Man kann wohl sagen, daß auf 20 bis 30 Einzelgänger erst ein ganz von der Herde getrennt lebender Rogue, der sich als



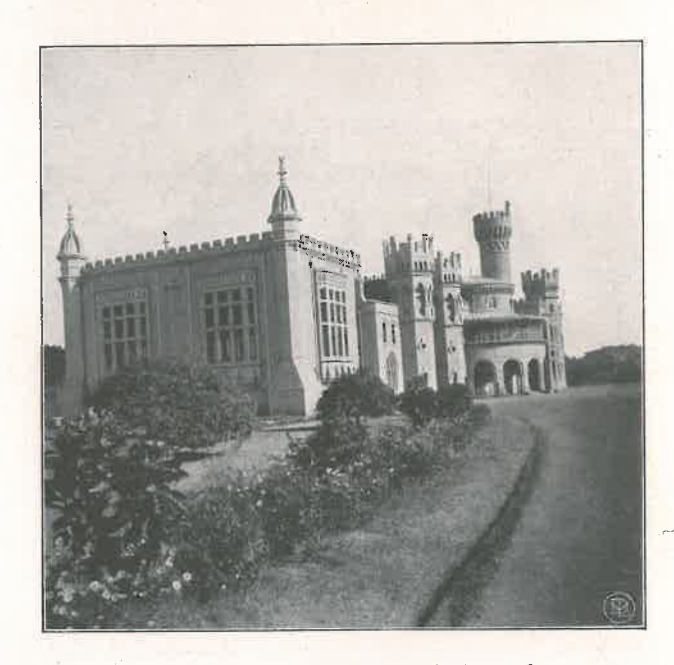
Blick auf Simla.



Deodar-Cedern in Simla.



Das vizekönigliche Schloß in Simla.



Schloß Sr. H. des Maharajah in Bangalore.



Das Governmenthouse in Mysore.
Errichtet vom Herzog von Wellington.



Rückkehr von der Bekassinenjagd.



Blick auf Seringapatam.



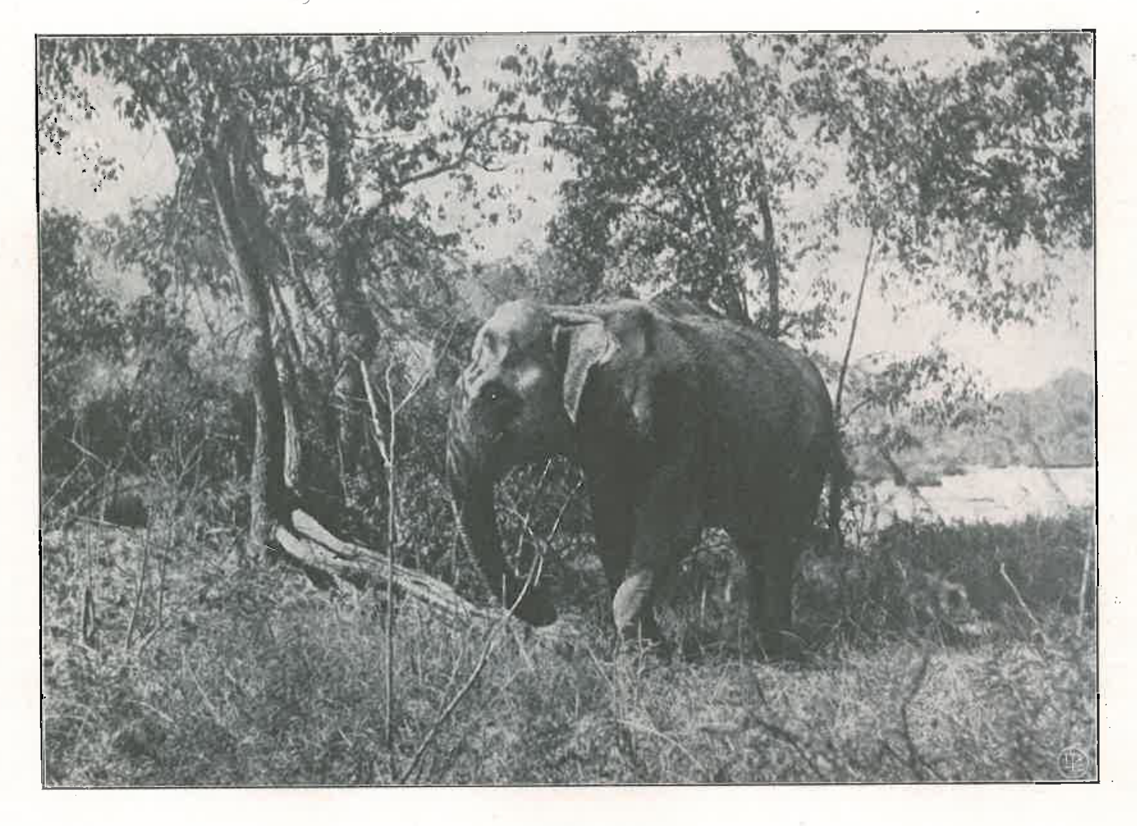
Ein Yoghin unter dem heiligen Feigenbaum.



Das Mausoleum Haider Ali's und Tipu Sultan's
bei Seringapatam.



Indische Zigeuner.



Tante Hilda.



Zum Reißen für Tiger ausgesetzter Büffel.



Hilda nimmt Wasser an einem Quell.



Führung der Expeditionskolonne durch eine Herde von wilden Elefanten.



Die betäubte Riesenschlange (Python molurus).

solcher erwiesen hat, im Durchschnitt zu zählen ist. Andernteils soll man auch unter den Missetätern noch zwei Klassen unterscheiden. Einige Einzelelefanten tragen nur während ihrer Brunftzeit das Wesen eines Rogue zur Schau, wie man es auch gelegentlich bei zahmen männlichen Elefanten beobachten kann. Während dieses Brunftkollers fließt aus den Poren an den Schläfen dieser boshaften Gesellen eine ölige Substanz. Sie können während dieser Periode bedeutenden Schaden anrichten. Nach einer gewissen Zeit sollen sie dann aber von selbst wieder ihre schlechten Charaktereigenschaften verlieren. Im Gegensatz hierzu steht der notorische Rogue, der „Mad"-Elefant, dessen Schicksal in der Regel durch ein Geschoß besiegelt wird. Die Laufbahn eines Rogue beginnt meist mit der Beschädigung und Zerstörung menschlichen Eigentums. Oft denken sie gar nicht daran, Menschen aus dem Wege zu gehen, und halten sich gerade in der Nähe von menschlichen Ansiedlungen auf. Von Zeit zu Zeit verfolgen sie fliehende Menschen eine große Strecke weit, und nachdem sie sich von der Leichtigkeit überzeugt haben, mit welcher ein ohnmächtiges Menschlein zu Brei zerstampft werden kann, kennen sie keine Scheu mehr, zumal der moralische Eindruck von ihrer Kraft ihnen bei jedem fliehenden Menschen wachsen muß.

Dieser Einzelgänger so nahe bei meinem Lager, flößte mir Besorgnis wegen Hilda ein, die in Richtung auf den brüllenden Tiger außerhalb des Lagers mit langen Ketten an einen Baum, wie gewöhnlich während der Nacht, angeschlossen war. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Rogues gerade auf zahme Elefanten, die Abtrünnigen, die sich in den Dienst der Menschheit gestellt haben, ihre Wut und ihren Haß richten. So wurde die ebenfalls erregte Hilda, nachdem sie ihre tiefe Baßstimme auch zum Besten gegeben, durch ihre beiden Mahauts an das Feuer gebracht und quittierte liebenswürdig wie immer für die ihr bewiesene Aufmerksamkeit und Rettung aus Gefahr mit ihrem wohlgefälligen Tremulieren und halbunterdrückten Juchzern. Um den Einzelgänger zu verjagen, sammelte Theobald einige Leute mit Feuerbränden und wir galoppierten laut rufend in Linie einige dreißig Schritte auf ihn zu. Zwei Minuten lang verhielt er sich still, wich aber nicht von seinem Platze, so daß wir das Manöver schließlich ohne Resultat aufgaben. Gegen Mitternacht wurde mir die Sache zu langweilig. Ich ließ eine Wache am Feuer zurück und suchte mein Lager auf. Ich erinnerte mich des Erlebnisses von Sanderson in

Assam, dem ein Rogue das Zelt während der Nacht über seinem Kopfe abgerissen hatte. Dieser Einzelgänger ließ auf jeden Fall an Dickfelligkeit auch nichts zu wünschen übrig. Drei Stunden lang war er wohl auf demselben Fleck verblieben. Von tiefem Schlaf konnte keine Rede sein, da mich von Zeit zu Zeit das laute Krachen eines Baumstammes wieder aus dem leichten Schlummer riß.

In jenen Tagen verhinderten schon sowieso winzige Dickhäuter, welche meine glatte Haut bevölkerten, eine ungestörte Nachtruhe. Verflixtes Lausezeug! Das kribbelt und krabbelt am ganzen Körper herum! Nun muß ich gleich die entsetzten Gesichter meiner verehrten Leser besänftigen. Die Sorte, die mich da quälte, gehörte nicht zu der Rasse, welche sich mit den Köpfen des homo sapiens über die ganze Welt so oft verbunden fühlen. Die Bekämpfung dieser letzteren überließ ich wohl meinen lieben Waldleuten, den Kurumbas, welche dazu jede Ruhepause benutzten, um in ihrem wolligen Haupthaar der Affenbeschäftigung obzuliegen. Meine Kanaillen suchten sich niemals das Kopfhaar zur Betätigung ihrer blutdürstigen Angriffe aus, und merkwürdigerweise waren die Eingeborenen dagegen immun. Sie kommen massenhaft auf trockenem Boden und im Gesträuch vor; auch die erlegten Gaurs wie Tiger wimmeln davon. Frisches Europäerblut scheinen sie zu bevorzugen, und manch anglo-indischer Oberförster vermag ein Lied davon zu singen. Trotz des sorgfältigen Ablesens nach jeder Birsche und der Sublimatbäder, um sie zu vergiften, war die Qual groß. Der Juckreiz hielt nicht für Stunden, sondern bis fünf Tage an. Die kleinen Wunden eitern leicht und Fiebererscheinungen sind nicht gerade selten.

Auch sonst machte sich die Insektenwelt oft unangenehm bemerkbar. Hilda berührte mit dem Rüssel auf dem Marsche einen Baumast, in welchem ein Bienenvolk ein Nest gebaut. Im nächsten Augenblick schwärmt die erregte Schar zu Hunderten um meinen Kopf. Bevor ich mich zu wehren versuche, sind Gesicht und Hals mit vielen Stichen bedeckt. Sie haben die verwundbaren, unbekleideten Stellen blitzschnell heraus und überfallen die auf dem Elefanten am höchsten sitzende Person zuerst. So erhält der niedriger als ich sitzende Mahaut weit weniger Stiche. Nun Hilda, beginne deinen Lauf! Denn nur die eilige Flucht hilft, und prustend setzt sich Hilda in eine beschleunigte Gangart.

Ein anderes Mal streift man an einen Ast, der von kleinen

roten oder großen schwarzen Ameisen bevölkert ist. Noch nach einer Viertelstunde zwackt hier und da solch kleine Bestie, nachdem sie durch die leichte Kleidung ihren Weg zur Haut gefunden.

Rackerli macht auch seine üblen Erfahrungen. Während ich den Nachmittagstee einnehme, hat er sich für einige Minuten in das nahe Gebüsch verloren. Da kommt er zurück mit eingeklemmter Rute und setzt sich, als ob er ein Unrecht begangen, vor mich hin: „Schau mal her, ich habe etwas getan; ich weiß nicht was!" Da sehe ich schon seinen Kopf voller Pusteln. Nach weiteren zehn Minuten war der ganze Kopf so verschwollen, daß er nicht mehr aus den Lichtern zu äugen vermochte. Mit Hilfe von kühlen Umschlägen war er zwei Tage später wieder hergestellt. Welch Getier ihn so zugerichtet, vermag ich nicht zu sagen.

Einige Tage später ging es Rackerli aber noch weit schlimmer. Seine Hauptfeinde in Indien — darüber besteht kein Zweifel — waren die Affen. Sie brachten ihn öfters in eine helle Verzweiflung. Schon in der Nähe von Mysore, wo ganze Familien sittsam unter Bäumen spielten, hielten sie ihn zum Narren. Und diese Behandlung ließ sich Rackerli nicht gefallen. Er verlor jede Selbstbeherrschung, wenn sie ihn nahe herankommen ließen, kurz vor ihm aufbaumten, um ihn dann noch obendrein von den Bäumen aus mit allen möglichen Wurfgeschossen, mit Früchten und Holzstücken, unter einem Hohngelächter der Hölle zu bombardieren. Das ging an seine Ehre und ohnmächtig klang sein Wutgebell. Mit fragenden Blicken äugte er dann zu mir, ihm zu helfen. Doch schon am Fuße des nächsten Baumes saßen andere Affen und im gestreckten Laufe ging er dort zum Angriff über. Mit einem hohen Satz versucht Rackerli noch den Schwanz des letzt aufbaumenden Vetters des Menschen zu fassen. Aber nur keifendes Gelächter der Affensippe ist wieder das Resultat. Schäumend vor Wut fügte er sich dann in das Unvermeidliche.

Einige Male ließ ich nachmittags Rackerli von Lahori mitführen, wenn es galt, einen der häufigen „Jangli moorghi", der Dschungelhähne für meine Küche zu erlegen. Der südindische graugoldene Vertreter der Familie Kikeriki (Gallus sonnerati) ist von dem Bankiwahahn (Gallus ferrugineus) Nordindiens und Burmas weit verschieden. Schon in seinem Gebaren erinnert er mehr an einen wilden Fasan, und sein häufiger Ruf ist auch nicht das frohe Kikeriki, welches beim Bankiwahahn unserem Haushahn

so ähnlich klingt, sondern mehr ein Fasanengackern. Dabei ist er scheu und dumm wie alle Fasanenvögel. Wenn man ihn zum Aufbaumen veranlassen kann, so hat man in der Regel gewonnenes Spiel. Hahn und Henne glauben sich auf einem Zweig ungedeckt sitzend vor Verfolgung sicher und leicht lassen sie sich dann vom Baum herunterholen.

Eine Sippe der hier häufigen Langurnaffen (Semnopithecus priamus) erregte bald die ganze Aufmerksamkeit Rackerlis. Während laut schreiend die Langgeschwänzten bei unserem Näherkommen in mächtigen Sprüngen von Baum zu Baum und von Zweig zu Zweig jagten, blieb ein alter und stolzer Herr furchtlos auf seinem Aste sitzen. Seinen Unmut über unser Erscheinen brachte er durch Zeigen seines Gebisses und Grimassenschneiden lebhaft zum Ausdruck. Als Despot und glücklicher Harembesitzer mußte er wohl von dem weiblichen Teil seiner Sippe hochgeschätzt und gefürchtet werden. Das merkte man an der Sorgfalt seiner Toilette, die auf der Höhe der Affenmode stand. Ich erinnere mich nicht, weder vorher noch nachher, einen so wohlfrisierten Affenpapa wieder beobachtet zu haben. Das leicht gewellte und seiden glänzende braune Haupthaar schien wie mit Pomade, Kamm und Bürste behandelt zu sein. Da ich für meine zoologische Sammlung noch ein Exemplar dieser Rasse gebrauchte, so schoß ihn Theobald herunter. Rackerli stürzte sich nun voller Wut auf seinen Erbfeind. Ahnungslos schnupperte er gerade an dem scheinbar Verendeten, als dieser ihn plötzlich umarmte und gleichzeitig sein starkes Gebiß in Rackerlis Brust eingrub. Er war vollständig überrascht, verlor seinen sonst so grimmen Mut und jämmerlich schallte sein Klagen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als sofort auf den Bauch des fest verbissenen Affen zu treten, wodurch diesem die Luft ausging und er loslassen mußte. Im Zelte vernähte ich dann mit mehreren Nadeln die 5 cm lange und 3 cm tiefe Fleischwunde am Halsansatz. Glücklicherweise war keine Arterie verletzt, wenn Rackerli auch für die folgenden 14 Tage außer Gefecht gesetzt war.

In den nächsten Tagen bezog ich mein Lager dicht am rechten Ufer des Cubanyflusses, gerade Kakonkota gegenüber. Kakonkota besteht aus einigen Hütten der Kurumbas und dem bescheiden gehaltenen Rasthaus, das von der Forstbehörde in der Nähe der großen Straße, die von Manantoddy (Wynaad) über Hunsur nach Mysore führt, errichtet ist. Ein englischer Geologe mit Frau aus Bangalore hatte hier die Weihnachtswoche in beschaulicher Stille

verbracht, und ich freute mich die Herrschaften, als die ersten Weißen seit meiner Abreise von Mysore, begrüßen zu können. Ihre Bemühungen galten dem Fange des sehr schmackhaften Masheer (Barbus mosal) oder des kleinen karnatischen Karpfens (Barbus carnaticus). Welch eine Freude für einen passionierten Angler, einen so gewaltigen Riesenfisch wie den Masheer, der bis über 100 Pfund schwer wird, nach stundenlangem Kampf zu ermüden und glücklich zu landen. Der Masheer hat ein regelrechtes Knochengebiß, in welchem die Zähne fest verwachsen sind.

Kakonkota, Manatoddy, Heggadevankota und Hunsur sind Namen, die das Herz des anglo-indischen Jägers hoch schlagen lassen. Einigen Sportsleuten und vielen Eingeborenen sind diese Dschungeln zum Verhängnis geworden, anderen Jägern — es sind nur immer wenige Auserwählte gewesen — aber bedeuten sie eine Folge einzigartiger Denkblätter, Stätten aufregender Erlebnisse, besonders im Kampf mit den Urwaldriesen, den Elefanten. Wie oft hat hier schon manch tüchtiger Jäger mit kaltem Blut am Leben verzagt, wie oft verdankte er die Erhaltung desselben nur einem winzigen glücklichen Zufall! Wie eindringlich hat sich hier schon menschliche Ohnmacht offenbart! — Nicht viele Dschungeln hat die Karte Indiens aufzuweisen, wo die Riesen des Urwaldes dem Menschen zu einem solch wilden Schrecken wurden, und nur zu oft wurde hier das Recht des Stärkeren verkündet. Manch blutige Tragödie hat sich hier in der Stille ohne Zeugen abgespielt, von deren Einzelheiten keine Chronik berichtet. Die Krone der Missetäter gebührt hier dem Rogue, dem Verwüster der Hütten, dem zielbewußten Verfolger des Menschen, an dem er mit bestialischer Tücke und List seine Wut ausläßt. Hier in der Nähe von Kakonkota schoß der Elefantenkönig Sanderson einen der berüchtigtsten Rogues, welcher vorher die Eingeborenen Hals über Kopf Monate lang zur Flucht zwang. Hier wütete später „Peer Bux", der Schrecken von Hunsur, ein ehemals zahmer Elefantenriese, der seine Mahauts tötete und dann den Kampf gegen jedes lebende Wesen für längere Zeit durchführte, bis er schließlich von dem kühnen Gordon Cumming nach mehrwöchentlicher systematischer Verfolgung erlegt wurde.

In diesen Wäldern hatte auch der Vater Theobalds die Eingeborenen von dem panischen Schrecken befreit, welchen das Wüten eines einzelnen Rogues hervorbringt. Auch mir ist die aufregende Begegnung mit solchen notorisch boshaften Gesellen nicht

erspart geblieben. Noch tönt mir ihr schriller Angriffstrompetenton in meinen Ohren.

Gerade diese Forsten haben noch heute einen der besten Elefantenbestände Indiens aufzuweisen. Ich bin oft schon auf die irrtümliche Meinung gestoßen, daß in Indien nur noch wenige wilde Elefanten existieren. Man kann wohl im Gegenteil mit Recht behaupten, daß sich der Elefantenbestand im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte dank der energischen Schutzmaßregeln der indischen Krone erheblich vergrößert hat. In ganz Indien ist ja bekanntlich das Schießen von Elefanten verboten. Eine sehr weise Maßregel, die vorzügliche Früchte getragen und noch rechtzeitig die Vernichtung der für die Menschheit so äußerst nützlichen Dickhäuter verhindert hat. Ich frage mich nur immer, warum die Durchführung des Verbotes, Elefanten zu schießen, nur in Indien möglich sein soll. Warum sollte eine ähnliche Schutzmaßregel für Afrika nicht auch möglich sein? —

In Mysore ist es nur den Gästen Sr. Hoheit des Maharajahs erlaubt, Elefanten zu erlegen. So soll auch der Gast es für selbstverständlich halten, keine Herdelefanten zu schießen. Er möge sich aber um das Wohl der eingeborenen Bevölkerung noch verdient machen und nur Einzelelefanten nachstellen, die entweder als Rogues gekennzeichnet sind oder wenigstens auf dem besten Wege sind, sich zu solchen auszubilden. Bei meiner Anwesenheit 1905 war der Elefantenbestand in den Kakonkota-Forsten ein so bedeutender, wie er Ende der 70er Jahre zur Zeit von Sanderson kaum gewesen sein dürfte. Denn seit diesen Jahren hatten die mit fabelhaftem Geschick von Sanderson geleiteten Elefantenfänge in Keddahs aufgehört, da die Kosten des Fanges bedeutender waren als die erzielten Reinerträge aus dem Erlöse für die verkauften gefangenen Elefanten. Das Fangen von Elefanten in Gruben ist nicht zu empfehlen, da ein großer Teil derselben durch den Sturz in die Grube sich verletzt und eingeht. Das ist nur zu entschuldigen, wo wenige Elefanten sind, die einen Ertrag aus den kostspieligen Keddahoperationen nicht verbürgen. Die Keddahanlagen, die ich besichtigte, sind erst nach meinem Besuch von Kakonkota wieder in Betrieb genommen worden. Die ersten Fänge wurden während des Besuches des Prinzen von Wales, des jetzigen King Emperors, 1906 mit Erfolg wieder aufgenommen. Bei dem zu seinen Ehren ins Werk gesetzten Keddahfang hatte man das Glück, 80 Elefanten auf einmal zu fangen, deren Verkauf die Unkosten vollständig

deckte. Zwei weitere Fänge mit einer Beute von je zirka 100 Elefanten sind ebenfalls gut gelungen bis zum Jahre 1911. Es wurden 92 Elefanten gefangen, von welchen einer sich flüchten konnte und 13 eingegangen sind. Von den 78 lebenden Elefanten wurden 61 für 146205 Rupies verkauft. Da die Unkosten 81155 Rupies betrugen, so bleibt ein Reingewinn von 65050 Rupies übrig, welcher als durchaus zufriedenstellend gelten kann. Der Fang von fast 300 Elefanten in vier Jahren ist ein außerordentlich günstiges Resultat. Für die Zukunft mußten wohl erst die Bestände wieder angeschont werden. Der Keddahfang ist schon so oft von berufener Feder beschrieben worden, daß ich darauf verzichte, zumal ich selbst nicht Zeuge gewesen. Die Bezwingung der wilden Elefanten in der engen Umfriedigung muß auf jeden Fall ein sehr aufregendes und interessantes Schauspiel sein. —

Fast täglich traf ich nun auf kleinere oder größere Herden oder hörte sie in einiger Entfernung im Dschungel brechen. Kaum eine Nacht verging, wo sich mir nicht der Ohrenschmaus eines Elefantenkonzertes geboten hätte, das erst dem Dschungelleben die richtige Weihe zu geben vermag. Zweimal war ich schon in der Lage gewesen, meine Gepäckkolonne durch eine Herde zu leiten, die auf beiden Seiten unseren Weg blockierte. Hier und da verstreut ästen sich trompetend und brüllend die Riesen. Obwohl ich inmitten der Herde hielt, um meine nachfolgende Kolonne zu erwarten, beachteten die wilden Elefanten in jedem Alter und in jeder Größe Tante Hilda nicht, sondern mochten sie zu den Ihrigen zählen. Erst als das Knarren und Quietschen der Karrenräder, das laute Geschaute der Ochsentreiber näher kam, wurden sie einen Augenblick stutzig. Ein zunächst dem Wege stehender Elefant gab dann aber das Warnungssignal, und in den nächsten Sekunden ging die gesamte Herde mit einem Höllenlärm flüchtig ab. Dann zitterte der Boden unter ihren gewaltigen Tritten und ihr schrilles fortwährendes Trompeten zeigte die Erregung, in die sie aus ihrer behaglichen Ruhe versetzt wurden. Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß eine Herde Elefanten niemals geschlossen angreift. Ebensowenig wie es die Herden anderen wehrhaften Großwildes tun. Wohl schließen sie sich bei Gefahr eng zusammen, tremulieren und gewähren so gewissermaßen einen drohenden Anblick. In solchen Fällen sind sie aber in der Regel nicht sicher, von welcher oder welchen Seiten ihnen Gefahr droht. Sind sie sich darüber klar, so gehen sie ab. Sie mögen sich aber irren, und die

Richtung auf die sie störenden Menschen nehmen. Ein Kind kann ohne Gefahr eine Herde von fünfzig Elefanten sofort zur Flucht veranlassen.

Aber wohl kann es sich ereignen, daß ein einzelner Mutterelefant zur Verteidigung seines Jungen aus der Herde heraus einen Menschen annimmt. Unangenehmer als mit einer Herde kann schon die Begegnung mit einem Einzelbullen werden, und es gibt wohl kaum ein den Menschen mehr gefährdendes wehrhaftes Wild als ein Rogue. Es wäre irrig anzunehmen, daß sich immer die Wut der Vernichtung dieser mit Überlegung handelnden Übeltäter nur gegen Menschen richtet. Theobalds Vater berichtet über seine Erlegung eines Rogue, dessen Boshaftigkeit sich gerade gegen gezähmte Elefanten wie Büffel richtete, Menschen aber verschonte. Der Schrecken, den ein einzelner Rogue unter den Eingeborenen hervorruft, wird kaum durch einen Tiger- oder einen Panther-Menschenfresser übertroffen. Auch hier ist der Schaden individuell verschieden, den die Bosheit solcher Bestien anrichtet, und es ist eine müßige Frage, welches Tier mit Recht mehr gefürchtet werden muß. Auf jeden Fall ist ihre Erlegung, entgegen der Ansicht Sandersons, meist mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Ich gebe gern zu, daß der Angriff eines Mutterelefanten den Schützen in eine ebenso gefährliche Lage zu bringen vermag, wie der eines Rogue. Elefanten und Tiger schießen ist, wie ich nochmals wiederholen möchte, eine weit einfachere Aufgabe, als die Erlegung eines Rogue oder man-eater Tigers. Die Auswahl der Fährtensucher ist schon vor der Verfolgung erschwert. Man kann es den Kurumbas nicht verübeln, da sie aus Erfahrung die Gefahr zu schätzen wissen, daß sie sich nur solchen Jägern anvertrauen, von denen sie überzeugt sind, daß sie auch ihren Mann stehen. Daher soll man sich schon im allgemeinen in Gegenwart der begleitenden Eingeborenen hüten, leichtsinnige Schüsse abzugeben, auch wenn dieselben nur einer Taube gelten.

Wegen des dichten Dschungels ist man in Indien gezwungen, möglichst nahe an den Elefanten heranzugehen, um einen tödlichen Schuß abgeben zu können. So muß man sich an einen Einzelelefanten auf wenigstens 20 bis 30 Schritt mit gutem Wind heranbirschen. Mit der Nähe wächst aber auch die Gefahr. Gewöhnlich geht jeder Elefant, wie überhaupt jedes wehrhafte Wild und Raubzeug dem Menschen aus dem Wege. Bei boshaften Einzelelefanten mag es dagegen oft nicht zutreffen. Daher muß es mein Bestreben

sein, mit dem ersten Schuß den Riesen, bevor er angeschweißt, die kurze Strecke zu mir zurückzulegen in der Lage ist, im Feuer zu strecken. Diese Absicht, deren Ausführung auf einer einzigen Patrone beruht, kann aber nur durch einen Gehirnschuß erzielt werden. Bei Lungenschüssen vermag der Elefant mich in der Regel noch zu erreichen, ehe die tödliche Wirkung eintritt. Der Gehirnschuß erfordert aber eine genaue anatomische Kenntnis des Schädelbaues, und man muß sich auch stets bei der verschiedenen Haltung des Elefantenkopfes die wechselnde Lage des Gehirns klar machen. In der Regel wird man geneigt sein, den Schuß in den Kopf zu hoch anzusetzen. Im übrigen erfordert er eine bedeutende Durchschlagskraft des Geschosses, welche durch die heutigen kleinkalibrigen Waffen gewährleistet wird. Es ist dabei fast gleichgültig, ob eine 6 mm oder eine Kal. 577 mit starker Nitroladung verwendet wird.

Ich habe wohl mein Herz schlagen hören und verheimliche nicht eine gewisse Erregung, die mich ergriff, als die Kurumbas Theobald und dieser mir die Nähe eines notorischen Rogues mitteilten, als ich gerade nach einem Gaursumpf ritt. In dem letzten halben Jahre war in den Kakonkota-Forsten ein halbes Dutzend Menschen von drei berüchtigten Rogues getötet worden. Die Kurumbas hatten einen dieser boshaften Gesellen an der Fährte und Richtung erkannt, die er in bestimmten Zeiträumen als Wechsel einhielt. — Während die Kurumbas ausgeschwärmt, die noch warme Fährte bestätigten, schallte in einer Entfernung von ca. 400 m das Brechen eines Elefanten herüber. Die Windrichtung wurde festgestellt, und es folgte eine kurze Beratung.

Nachdem ich die Hohlspitzengeschosse in den geladenen Büchsen durch Ganzmantel ersetzt, folgte der Anmarsch quer durch das verhältnismäßig lichte Dschungel auf das Brechen des Elefanten zu. Hier und dort hatte er den aus der Suhle noch mit Schlamm bedeckten Körper an dicken Baumstämmen gescheuert. Er mußte an 9 Fuß Schulterhöhe haben! Näher und näher ertönt von Zeit zu Zeit das Prasseln und Krachen im Holze vor uns. Jetzt muß er einen Bambusenklump bearbeiten. Laut berstet mit einem Knall, der an einen Flintenschuß erinnert, das schwanke Rohr. Da verschwinden die Kurumbas aus der Front. Jeder erklettert einen der Baumriesen, welche auch der stärkste Elefant nicht umzuwerfen vermag. Wir müssen auf 100 m heran sein. Das Brechen hat aufgehört. So hält Hilda auf den leisen Wink des Mahaut, um den genauen Standort des Bullen auszufinden. Es vergehen wohl zwei

Minuten — Totenstille. Wohl ertönen ringsum Vogel- und Insektenstimmen, aber die höre ich nicht, da mein Ohr nur auf ein bestimmtes Geräusch wartet. Soll der Bulle unsern Anmarsch schon gehört haben? — Nein, da rauscht es wieder vor uns in den Zweigen. Auf den Druck der Schenkel des Mahaut geht Hilda mit dem Rüssel hoch windholend, die Behänge öfters nach vorn klappend, wieder vorwärts. Sie hat natürlich auch ihren wilden Bruder schon gewittert und weiß die allgemeine Kriegslage durch ihre langjährige Praxis zu beurteilen. Wiederum feierliche Stille. Hilda steht. — Aber da — kaum 30 Schritt vor uns im Halbdunkel der Bambusen eine graue hohe Mauer. — Ich nehme das Zeißglas — richtig! Mit der Front zu uns steht bombenstill ein riesiger Elefant. Nicht mit einer Muskel rührt er sich. Der Rüssel hängt zur Hälfte herunter, die Spitze ist leicht nach innen gewickelt. Aber was ist das? — Der stumme Geselle hat ja keine Stoßzähne — keine Waffen? — Da kann er ja nicht der berüchtigte Rogue sein, der nach Beschreibung der Kurumbas ein 4 Fuß langes Gewaff tragen soll. — Muckna — raunt mir Theobald zu — aha, also ein waffenloser Einzelbulle.

Währenddessen rührt sich der Muckna nicht vom Fleck. Er scheint zur Gegenwehr eines Angriffs bereit zu sein, den er von der ihm so nahe aufrückenden Hilda erwartet. Mir liegt aber nichts ferner, als einen Muckna zu erlegen, und es heißt sich nun wieder aus der bedrohlichen Nähe, ohne den Burschen weiter zu reizen, zu entfernen. Nix — wie weg! So gebe ich nach weiterer Beobachtung dem Mahaut einen Wink und seitwärts zuerst, dann später von ihm abgewendet wird der Rückzug angetreten. Lächelnd kommen die Kurumbas wieder von den Bäumen herunter. Sie behaupten aber, sich in der Fährte nicht getäuscht zu haben. Trotz der Enttäuschung wirkt die wohlige Ruhe der Abspannung angenehm auf die Nerven. Schnell wird ein Tabak „Omnia vincit“ ins Gesicht gesetzt, und weiter geht die Birsche nach dem Gaursumpf. —

Aber halt, da bricht es ja wieder nach weiteren 400 Schritten. Ist das ein Getöse! Meine Kurumbas horchen und erklären, eine ganze Herde Elefanten äse sich dort. Gut! Für die Gaurs war es etwas spät geworden. Gehen wir an diese Herde heran, und es glückt vielleicht eine Stereoaufnahme. Ohne größere Vorsicht rückt Hilda der vermutlichen Herde auf. Wieder bleiben die Kurumbas zurück. Mit ausgezogenem Schieber der Kassette nähere ich mich der Stelle, wo Äste knacken.

Aber halt! Jenseits einer Grabenmulde, da steht ja ein Einzelelefant. Von weiteren Stücken war nichts zu hören noch zu sehen. Ich komme auf 30 Schritt heran. Er stand so tief im Schatten der Bambusen, daß an eine photographische Aufnahme nicht zu denken war. So lege ich die Kamera fort und nehme die Doppelbüchse auf.

Der Mahaut raunt mir zu, es wäre ein ganz junger Elefant mit ganz kleinen Stoßzähnen. Ihm grault es und er möchte mich zur Umkehr bewegen. Daran dachte ich gar nicht. Der Bulle stand zu uns breit: Beim näheren Zusehen mit Hilfe des Glases wurde mir der freiwerdende Kopf mit gewaltigen Waffen sichtbar. Donnerwetter, ist das ein Bursche! — Jawohl, kam es gepreßt aus Theobalds Munde, es ist der berüchtigte Rogue, der mit dem Muckna zusammengeht und schon so viel Unheil angerichtet hat. —

Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß öfters alte Einzelelefanten wie auch Einzelgaurs mit einem Altersgenossen sich verbinden, eine Freundschaft, die ihre beiderseitigen Interessen schützen soll. Sandersons berüchtigter Rogue von Kakonkota hatte ebenfalls einen Muckna in seiner Begleitung, die beide nach einem gemeinsamen Plane zu handeln schienen. Um so besser, so werde ich ihn nehmen, flüsterte ich Theobald zu, der seine schwere alte 8-Kal. nun auch fertig machte. Nur im Falle von Lebensgefahr hatte er von mir Erlaubnis, zu feuern. —

Erst muß ich in der Dschungeldämmerung durch das enge Ast- und Zweiggewirr mit dem Glase das Gehör des Bullen suchen, um in der Mitte zwischen den Sehern und dem Gehör das Geschoß anzubringen.

Kurz und scharf hallt der Knall der Büchse wieder. In dem nächsten Augenblick liegt auch schon der Bulle auf dem Rücken. Mit betäubendem Getöse begräbt er einen Bambusenklump unter sich und streckt alle vier Läufe gen Himmel. Ich führe sofort eine neue Ganzmantelpatrone in den abgeschossenen Lauf und warte.

Bravo! ruft Theobald — der ist erledigt! —

Von unserer Haltestelle aus konnte ich nur eine dunkle Masse sehen, aus der zwei Läufe hervorragten. Der Kopf war durch das dichte Gebüsch nicht zu sehen. Ich verlor den Elefantenkörper aus den Augen, als sich Hilda in Bewegung setzte, um durch die Grabenmulde näher heranzukommen.

Da, plötzlich ein schriller Trompetenton, der, mit der Luft durch den Rüssel ausgepreßt, Wut und Boshaftigkeit auszudrücken schien. Sofort wendet jetzt Hilda — sie macht nicht mehr mit!

Und als gleich darauf sich nochmals derselbe gleichtönende Trompetenstoß wiederholt, ist sie nicht mehr zu halten, und in der Richtung, von wo wir hergekommen, geht sie trotz aller Bemühungen flüchtig ab. —

Wem jemals im Dschungel der Reitelefant durchgegangen, mag sich von der unangenehmen Lage einen Begriff machen, in welche den Reiter die vielen Baumäste und womöglich noch Lianengeschlinge zu bringen vermögen. Hin flog Theobalds Topi-Jagdhut, und ich selbst hatte die größte Mühe, mich festzuhalten und nicht dem Schicksal Absaloms zu verfallen, am nächsten Baume hängen zu bleiben. — Dazu noch in einem so ungegebenen Augenblick! — Durch die Flucht ihres Jagdelefanten „Dod Kempa" quer durch die Dschungeln, verloren zwei englische Offiziere, welche den „Schrecken von Hunsur"[1]) erlegen wollten, ihr Leben. Sie wurden von dem Rücken des Jagdelefanten abgestreift und der nachstürmende „Peer Bux" zertrat sie zu Brei, bevor sie wieder auf die Beine kamen.

Nach ungefähr 150 Metern vermochte der Mahaut Hilda zum Halten zu bringen. Wir hielten in einem ziemlich übersichtlichen Bestande. Um drei Seiten führte eine Grabenmulde, die unsern Standplatz zu einem wahren Festungsglacis gestaltete. An einen Angriff des Bullen dachte ich nicht, und wir glaubten, er würde, wieder auf die Läufe gekommen, in entgegengesetzter Richtung abziehen. Doch, was ist das? — Ich höre den Schwerverletzten brechen und auf der Fährte Hildas herankommen. Ist das ein übler Bursche. Ich bereite mich zum Duell vor. Damit im Falle einer neuen Wendung oder Flucht Hildas der etwa nachfolgende Bulle beschossen werden kann, nimmt Theobald die von mir entgegengesetzte Front ein.

Jetzt sehe ich über den Rand der Grabenmulde geradeaus den Rüssel zum Windfangen quer durch die Luft fahren. Er muß unseren Stand gewittert haben. Wie angreifendes Großwild und Raubzeug beim überlegten Angriff die Flanke des Gegners zu gewinnen sucht, so macht er jetzt in der Grabenmulde gedeckt linksum. Dieselbe wird flacher, nach und nach wird der ganze Kopf sichtbar und in den durch das Gezweig brechenden Sonnenstrahlen blinken jetzt die mächtigen weißen Waffen. Da die beste

---

[1]) Sport and Adventure in the Indian Jungle. By Mervyn Smith. London. Hurst and Blakett, Ltd. 1904.

Verteidigung stets der Hieb ist, so nehme ich die mir auf 50 Schritte deutlich sich abhebende Schläfe aufs Korn und feuere.

Im nächsten Augenblick fuhr der Bulle herum und „tschriii" ertönte wieder laut und eindringlich sein Trompetenstoß. Das war wiederum zu viel für Hilda. Sie machte kurz Kehrt. Da ich die Front nach vorn hatte, konnte ich weder sehen noch schießen. Da donnerte Theobalds 8 bore. Der Mahaut, der sich auf das Abgehen Hildas dieses Mal besser vorbereitet hatte, brachte sie mit Hilfe des Ankus nach einigen Schritten Flucht zum Stehen. Der Rogue soll nun auf Theobalds Schuß auf die Kniee zusammengebrochen sein. Er war wieder aufgegangen und hinter den nächsten Bambusenklump verschwunden, so daß ich ihn überhaupt nicht mehr gesehen hatte. Schußfertig wartete ich noch einige Minuten. Die ungeheure Detonation der 8 bore und die „stopping power" dieses großen Kalibers hatten ihn von der Durchführung des Angriffs abgehalten. Ich verfolgte ihn nicht, da ich annahm, daß er sowieso bald eingehen würde.

Aber welche Fülle von Betrachtungen schließt sich an das Benehmen und die Taktik dieses Bullen. Nachdem er wieder nach seiner Betäubung durch den ersten Schuß hoch geworden, verfolgt er zielbewußt die Fährte seines Gegners, wittert und sucht nun die Flanke desselben zu gewinnen.

Alte verwundete Gaurbullen sollen ebenfalls, wenn sie von dem Jäger auf der Fährte verfolgt werden, abbrechen, umkehren und auf ihre eigene Fährte zu plötzlich von der Flanke angreifen. Von verwundeten Großkatzen weiß man es bestimmt, daß sie im dichten Gebüsch verborgen die Verfolger dicht herankommen lassen, um aus der Flanke mit einem Sprunge anzugreifen. Daher auch die häufigen Verluste an Menschenleben bei der Verfolgung kranker Großkatzen zu Fuß.

Mein erstes Gefecht mit einem Rogue war zu Ende — und verloren!

Ärgerlich und verbittert begann ich folgenden Morgen die Nachsuche. Als wir uns, zwei Kurumbas kurz voraus, dem Duellplatz vom vorigen Tage näherten, sprangen diese plötzlich auf dem engen Dschungelpfade zurück. In diesem Augenblicke sehe ich eine schwarze Masse, die ich als einen Bär erkenne, 20 Schritte vor uns über den Weg setzen. Ehe ich meine Büchse ergreifen und feuern konnte, donnerte schon Theobalds 8 bore dicht an meinem Ohre vorbei. Nichts war mehr zu sehen, dichter Pulverdampf

umgab uns. Ich ließ Hilda vorwärts stoßen, aber der Bär war schon verschwunden. Ich schnaufte! —

Wütend fuhr ich Theobald an, da ich die nicht direkt befohlenen Schüsse eines Shikaris nicht vertragen kann. „War es nicht der Rogue, der über den Weg setzte", frug er mich mit weit geöffneten Augen? Die Panik hatte einfach Theobald ergriffen und die schwarze Masse des Bären hielt er in seiner „Suggestion", deren Ursache die Furcht ist, für den angreifenden Rogue. Sinnlos feuerte er daher darauf los. Wie die Russen seinerzeit an der Doggerbank friedliche Fischerboote für feindliche Torpedoboote hielten, so war bei Theobald der Bär zum angreifenden Elefanten geworden. Theobald ließ es sonst niemals an Schneid fehlen und zeigte sich stets kühn und entschlossen. Damals dachte ich noch pharisäisch, das Gefühl einer Panik kann bei mir selbst nicht aufkommen. Später in Cochin habe ich mich jedoch einmal auch in diesem Punkte belehren lassen.

Die Nähe einer Gefahr bereitet leicht durch die Furcht den Boden phantastischer Einbildung vor. Ich glaube, ich bin an jenem Tage gegenüber dem jungen Theobald nicht gerade lieb gewesen. — Schweiß in Massen auf dem Anschuß des Einzelelefanten und wie mit Gießkannen gegossen seitlich und zwischen der Fährte. Dann die Stelle, wo ich zum zweiten Male schoß und der Bulle die Rechtswendung zur Attacke machte. Weiter die Stelle, wo er von Theobalds 8 bore auf die Knie gebracht und wieder seine Linksschwenkung. Später war er nochmals zusammengebrochen. Aber der Elefant selbst war nicht zu finden. Zwei Sambarhirsche gingen bei der Annäherung Hildas ab. Ich folgte denselben und hatte bald den einen Hirsch schußrecht, worauf ich ihn umlegte. Wenn man nun einmal Pech hat, kommt es gleich doppelt. Der stärkere Hirsch ging nach dem Schusse ab, der geringere lag auf der Strecke. — Der Sambar Mysores schiebt nur geringe Geweihe, und ich rechne ihn zu derselben Rasse, die auch in den nördlichen Ghats von Kanara vorkommt. Dieser Hirsch zeigte auch den schweißigen handtellergroßen Fleck an der Halsfront, den die Sambars zur Brunftzeit aufweisen. Nachdem er auf Hilda vertaut war, ging die Nachsuche noch eine weite Strecke ohne Erfolg. Erst nach meiner Rückkehr nach Mysore erfuhr ich, daß der kapitale Rogue an der Grenze von Coorg, zirka 8 km vom Anschuß von Kurumbas gefunden worden sei. Es ist eine mir jetzt bekannte Regel, daß Elefanten, die nicht auf der Stelle im Feuer bleiben,

nur in seltenen Ausnahmen noch zur Strecke kommen. Ich hätte also sofort noch zu Fuß den Elefanten weiter verfolgen müssen, nicht aber auf Krankwerden warten. Diese alte Jägerregel gilt hier beim Elefanten nicht. —

Weitere Tage goldener Denkblätter von Mysore folgten Am Neujahrstage 1905 kam ich nach einer vergeblichen Birsche auf Axishirsche gegen 7 Uhr morgens in mein Lager zurück. Hier erwarteten mich Kurumbas mit der Meldung, daß ein berüchtigter Rogue frühmorgens in den Begur-Forsten gesehen worden sei. Nach kurzer Frühstückspause brach ich zu Fuß auf, da ich dieses Mal wegen der leicht zum eigenen Verderben führenden Fluchtversuche Hildas im unrechten Augenblick gern auf sie verzichtete. Gegen 12 Uhr mittags hörten wir den Einzelgänger brechen, und mit gutem Winde folgten wir seiner Fährte weiter. Nach weiteren 10 Minuten hatte ich den Koloß vor mir, der nicht sehr lange aber sehr massive Waffen zu tragen schien. — Er ging zunächst von uns ab vorwärts, dann seitwärts. Der Mittagshitze wegen befand er sich in dichtem immergrünem Bestand und stets so gedeckt, daß ich zunächst gar nicht ausfinden konnte, wo der Kopf oder die Hinterhand sich befand. So zog ich wohl immer wechselnd eine Stunde auf 20 bis 30 Schritt hinter ihm her und konnte mit der gestochenen Büchse nicht abkommen. Einmal sah ich deutlich, wie er eine starke Liane mit dem Rüssel hin und her schwenkte. Die Büchse ging an die Backe, wie schon mehrfach zuvor. Nach meinen letzten Erfahrungen dachte ich aber gar nicht daran, ihm einfach ein Geschoß in den Kopf zu jagen. Er sollte nur noch einen Meter vorwärts treten und durch eine Gebüschlücke hätte ich seine Achillesferse, das Ohr frei gehabt. Aber diesen Gefallen tat er mir nicht, sondern ging zunächst rückwärts und kehrte mir dann wieder den Rücken. Als ich nun des Wartens müde seitwärts vorwärts stieß, um ihn breit zu bekommen, wurde er plötzlich schneller. Mit seinen Siebenmeilenstiefeln holte ich ihn nicht mehr ein, und unter fortwährendem Trompeten schien er jeden warnen zu wollen, ihm aus dem Wege zu gehen. — Erst um 7 Uhr abends kam ich erschöpft in mein Lager zurück. — Wieder eine Niete! — In den nächsten Tagen erhielt ich von den nach ihm ausgesandten Kurumbas, die ihn bestätigen sollten, keine Nachricht. Vierzehn Tage später fiel diesem Rogue wieder eine Kurumbafrau zum Opfer. —

So sollte und konnte es aber nicht weiter gehen. —

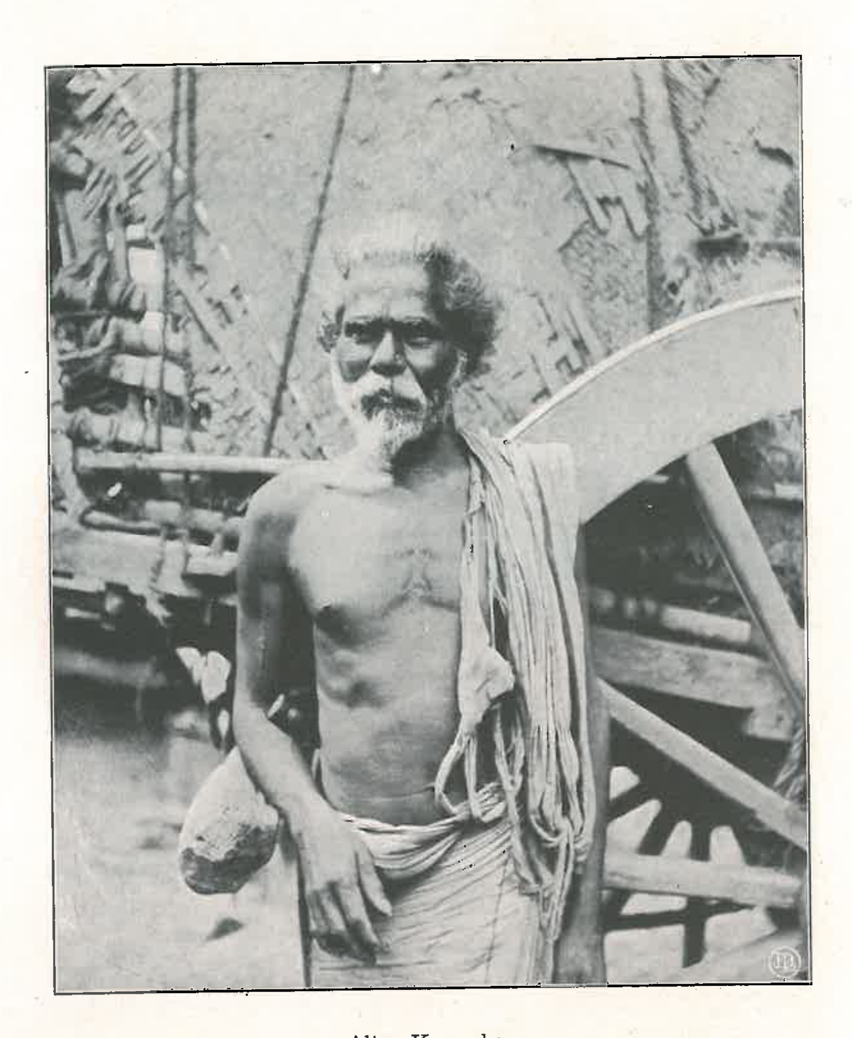
Als ich anderen Morgens wieder auf Hilda kletterte, und die alte Dame aus Vergnügen laut jauchzte, — eine ihr eigene besonders liebenswürdige Begrüßungsart — da ward mir in einer bestimmten Vorahnung besonders wohl zumute. Die Sonne kämpfte schon mit den Nebelschwaden, die in dichten Ballen über den Cubany-Fluß zogen, als ich ihn durchkreuzte. Weit im Hintergrund des Flußtales, welches eine weite Aussicht gestattete, winkten die hohen kahlen Berge der Nilgiris herüber. Verschiedene Eiskönige, von den Engländern Kingfishers genannt, sitzen am Uferrand. Ihr buntes Gefieder schillert in vielen Farben. Libellen in bronzenem Gold und anderen grellen Farben schimmernd, summen zwischen dem Schilf und bleiben zitternd im Sonnenglanz hier und dort über dem Wasser stehen. Von dem nächsten Baum, auf welchem Glanztauben aufgebaumt sind, ruft es „kotur kotur" in hastiger Folge. An den Teakpflanzungen von Kakonkota, die versuchsweise auf Anordnung von Sir Dietrich Brandis noch in den 70er Jahren angelegt sind, geht es vorbei, wie an dem eisernen Keddahtor, das ganz verrostet ist. Theobald sammelt eifrig Spinnen in allen Größen in verschiedene Alkoholgläser. Große schwarze mit gelben Platten, kleinere mit purpurroten Abzeichen, grasgrüne und viele andere in allen möglichen Farben werden seine Beute. Ein Netz von Spinnengeweben zieht sich von Baum zu Baum. Er hält das Glas unter das Spinnennetz und zerreißt die Fäden, damit die Spinnen direkt in den Alkohol fallen. Faßt man sie mit den Fingern, so lassen sie ihre Beine als unnütze Glieder fahren, und diese Selbstverstümmelung würde sie wertlos machen. Was für eine Spinnenwelt, wo Lieben und Fressen noch eins ist! Hier das dicke Spinnenweib, wie sie schon dick vollgefressen auf ihre weiteren Bräutigams wartet, um sie in ihr Netz zu locken und ihnen den Garaus zu machen. — Aber schwupp, da sitzt sie schon im Alkohol.

Fingerlange und noch tiefere kreisrunde Löcher sind massenhaft im Sande zu sehen. Sie sind von den Ameisenlöwen kunstvoll angelegt, die gierig auf dem Grunde der Fallgrube warten, bis ein Insekt hineinfällt. Wie kunstvoll ist der Fallgrubenrand bearbeitet! — Da ist der Sand besonders gelockert, damit das betreffende Insekt auf der schiefen Ebene sich nicht halten kann und mit „Steinschlag" in die Tiefe saust.

Der Morgen ist so frisch wie ein Altweibersommertag in Deutschland. Gleich Diamanten glänzen die Tautropfen, die an den



Junger Kurumba.



Alter Kurumba.



Kurumba-Familie.



Fertig zum Schuß.



Mein erster Gaur.
Gai-ur = gaur. Gai = Rind (Hindustani) Ur = Wald (Sanskrit).





Mein zweiter Gaur.



Erlegter Sambarhirsch.



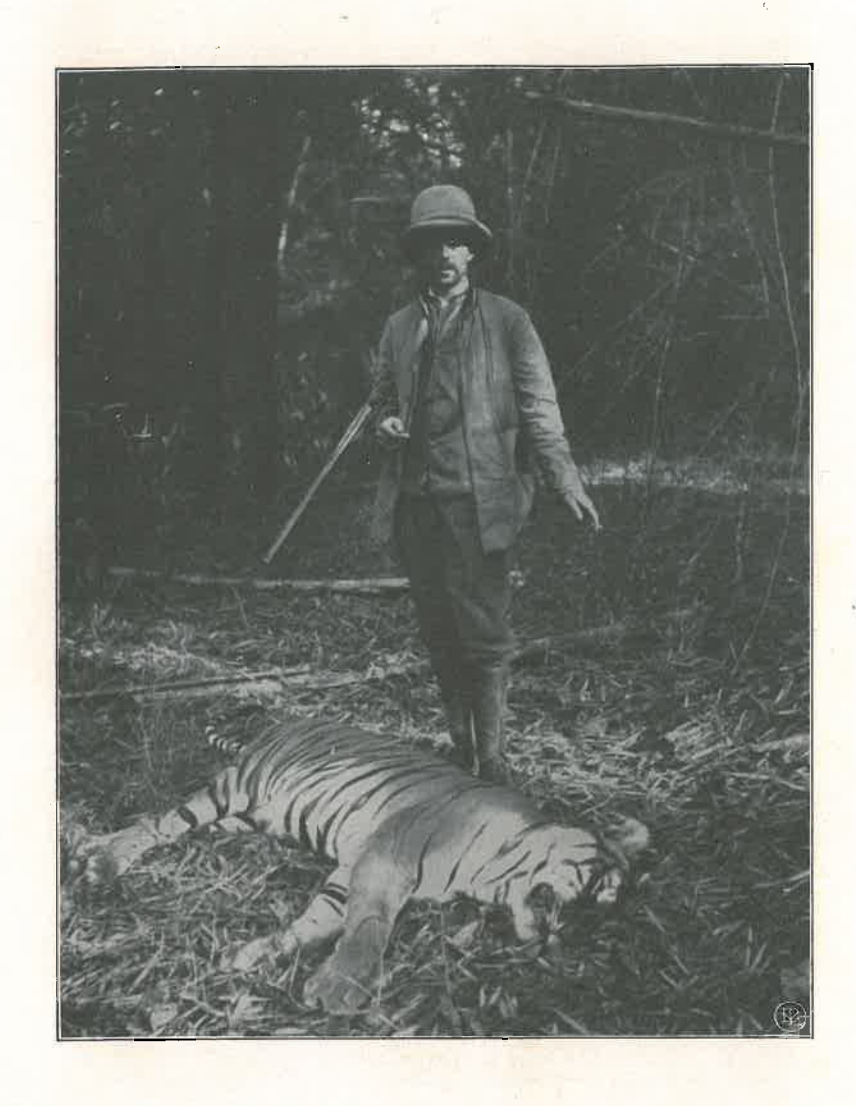
Aufbruch von einem Lagerplatz.



Nach Rackerli's Kampf mit dem Affen.



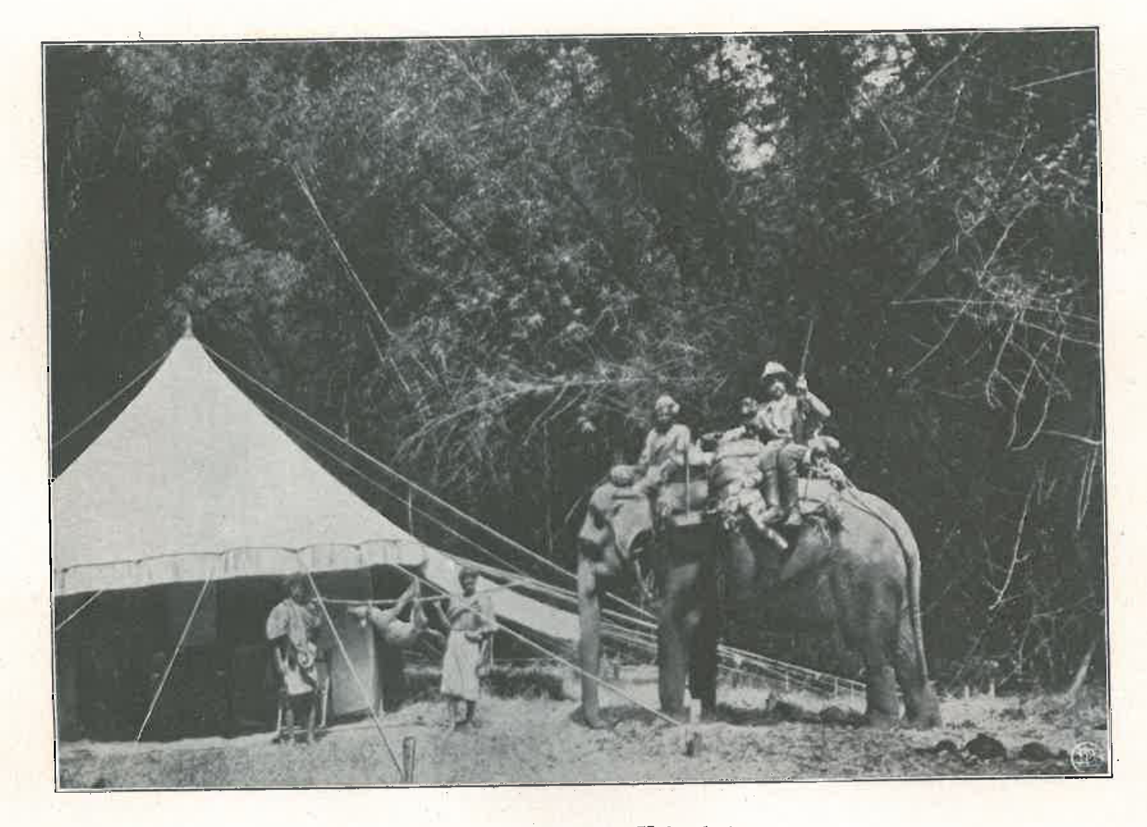
Weihnachtsmorgen im Lager.



Mein Tiger von Kakonkota.



Heimwärts durch den Cubany-Fluß.



Heimkehr ins Lager Kakonkota.



Rast am Cubany-Fluß.



Der erlegte Rogue.

Spinnenfäden aufgereiht sind, und bilden wahrhaft den Anschein von Brillantenkolliers. Sobald der das Laubdach allmählich durchdringende Sonnenstrahl sie erreicht hat, zeigen sie ihr ganzes Feuer und — versiegen! —

Da vor uns ein Sumpf liegt, der zahlreichen Axishirschen eine Suhle bieten soll, so bleiben jetzt die Kurumbas zurück. Doch halt! Was für eine gelbe Masse ist das da im niederen Grase geradeaus? — Hilda steht. — Da geht der gelbe schwarzgestreifte Klumpen hoch. Auf 10 Schritte, halbspitz zu uns — ein Tiger! Er versperrt uns den Pfad — kein Wort von einer Lippe, kein Ausdruck der Überraschung von unserer Seite.

Während ich, den Tiger fest im Auge langsam die Doppelbüchse vom Sattel nehme und entsichere, äugt er trotzig zu uns auf. Was wollt ihr? — Geht mir aus dem Wege, sonst holt euch der Teufel. Ich bin hier der Herr! — Weiter ist er wohl sicher in seinen Betrachtungen nicht gekommen. Mir fehlte auch gänzlich die Zeit, mich etwa hier aufzuregen. Und wenn ich sie gehabt hätte, so wußte ich, daß der unsichtbare Wasserstrahl mich in solchen Augenblicken nicht im Stiche gelassen hätte. Ich sehe jetzt weder den Kopf noch die Hinterhand des Tigers. Nur den Punkt des Halsansatzes, wo die Kugel hingehört. — Auf den Schuß setzt er in einer Flucht ab. Bevor seine Pranken die Erde zum zweiten Male berühren, knallt schon der linke Lauf.

Schon ist er verschwunden. Das ging alles so geräuschlos und schnell! — Auf meinen ersten Schuß sahen wir deutlich, wie der Tiger im Feuer zusammenfuhr. Ich wußte, daß ich bei beiden Schüssen vorzüglich abgekommen. War er nun wirklich zur Strecke? — Erst eine halbe Stunde Pause auf dem Flecke! Ich war unruhig und zählte wie eine Pensionstochter an meinen Knöpfen — habe ich ihn — habe ich ihn nicht! — Dann ging es zum Anschuß. Da ist aber nichts zu sehen — kein Schweiß, kein Schnitthaar, nur die tiefen Eingriffe. Aber ein Blick in die Richtung, die er genommen, und mein banger Zweifel ist gelöst. Da liegt er verendet mit der Front nach uns. Die Kurumbas werfen noch einige Steine nach ihm — er rührt sich nicht mehr. Ich war freudig überrascht beim Maßnehmen der Tigerin — als solche entpuppte sie sich — 9 Fuß Länge festzustellen. Für eine Tigerin eine seltene Größe. Im Gegensatz zu anderen Reitelefanten war Hilda beim Anblick der Großkatze keineswegs überrascht wie auch nicht bei Sicht der lebenden. Sie ließ sie willig auf ihren Rücken

schaffen und zog trompetend heimwärts. Ich folgte ihr zu Fuß hinterher.

Aber, was sind denn das für flüchtige Gestalten, die parallel unseres Weges an uns auf 80 Schritte vorbeigaloppieren wollen? — Schakale? — Dafür sind sie zu stark. Hier inmitten des Dschungels pflegen sie auch nicht zu sein, sondern sich mehr in der Nähe von Dörfern zu halten. — Wölfe? — Dafür sind sie zu klein. Ich halte auf einen der mit der Nase am Boden trabenden Räuber; er bricht mit jämmerlichem Geheul zusammen. Man sollte denken, der andere würde schleunigst verschwinden. Statt dessen stürzt er sich auf seinen Genossen und will ihn noch zerzausen. Haha — „den beißen die Hunde!" Auch dem zweiten gebe ich ein Geschoß, der nun aber heulend mit krummem Rücken flüchtet. Der erstere hat das Geschoß auch etwas weit hinten erhalten, und als ich mich ihm nähere, versucht er sich noch mit fletschendem Gebiß an mich heranzuschleppen. Ein Hieb mit einem Knüppel macht ihn stumm. Jetzt erkenne ich die Bestie. Ein weiblicher Wildhund (Cuon dukhunensis), eine willkommene Bereicherung meiner zoologischen Sammlung. Seine rostbraune mit grau vermischte Decke würde auch einen guten Pelz abgeben. Wo wilde Hunde jagen, da sind keine Hirsche zu finden. Ich weiß nun auch, warum die letzten Birschen nach Axis und Sambar vergeblich waren. Wilde Hunde gehören zu den größten Feinden eines Wildstandes. Sie jagen gewöhnlich in Meuten zu sechs bis zwölf Stück, und wehe dem Hirsch, den sie bei ihrer flüchtigen Galoppsuche hochmachen. Fast ausnahmslos fällt er den gierigen Räubern zum Opfer. Sie jagen stumm und beißen sich in den Weichteilen ihrer Opfer fest. Besonders haben sie es auf das Kurzwildbret abgesehen. Sobald sie den Hirsch auf diese Weise gestellt, versuchen sie von der Flanke her die Schlagader am Halse zu durchbeißen.

Wenn der Hunger sie peinigt, so sollen sie selbst vor dem Angriff auf Tiger und Bären nicht zurückstehen[1]). Daß sie selbst alte Gaurbullen überfallen und gerissen haben, ist, wie schon früher erwähnt, durch Colonel Evans, Rangoon, erwiesen. Ich bin überzeugt, daß solche Fälle auf Ausnahmen beruhen; die betreffenden Gaurs, Großkatzen und Bären sind krank und kurz vor dem Verenden gewesen. Nun wurde mit der seltenen Beute der Cubany-Fluß wieder passiert. Und als ich vor meinem fürstlichen Zelte, im Schatten der riesigen Bambusa Brandisii gelegen, anlangte,

[1]) Captain Baldwin. The Large Game and Small Game of Bengal.

kam mir zum ersten Male wieder Rackerli, von seiner Wunde ziemlich hergestellt, vor Freude bellend entgegen.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen? —

Die Tigerin war, wie es sich beim Abstreifen herausstellte, mit drei weiblichen Embryonen trächtig, die ich mir in Alkohol verwahrte. Sie mußte die prächtig gezeichneten Jungen wohl einen Monat später setzen, da sie fast vollständig ausgebildet waren. Nachmittags folgten noch einige Treiben in den Teakplantagen. Theobald erlegte einen Überläufer und ich ein Zwergmoschustier (Tragulus meminna). So ward dieser Jagdtag von einem seltenen Erfolge gekrönt. Mein Waidmannsheil sollte auch fernerhin anhalten.

Ein eingeborener Conservator of Forests erzählte mir im Rasthaus von Kakonkota von einem Rogue, auf welchen ebenfalls ein Preis gesetzt sei. Er treibe sein Wesen öfters in der Nähe eines Holzabfuhrplatzes und habe einen Forest Ranger, der ihm mit knapper Mühe entkommen, einige Tage vorher erst 400 Meter weit verfolgt. Der Weg zu einem Gaurswamp führte mich an diesem erwähnten Holzabfuhrplatz am folgenden Morgen vorbei. Den Rogue hatte ich inzwischen halb vergessen. Der war sicherlich schon in den letzten Tagen einige Meilen weiter gewechselt. Die Sonne brannte heiß, und ich saß träumend auf der schaukelnden Hilda, die von Zeit zu Zeit einen halben Liter Speichel mit dem Rüssel aus den Backentaschen sog, um ihre Haut damit zu bespritzen. Sie mußte wohl glauben, daß ich auch eine Erfrischung nötig hätte, und beglückte mich mit einem tüchtigen Sprühregen ins Gesicht. Wurde ich ihr dann deutlich, so faßte sie diese Anrempelung als eine Belobigung auf. Oder es war Schadenfreude über ihren wässrigen Witz, denn sie jauchzte wieder einmal vor Vergnügen.

Wir befanden uns auf einem breiten Wege und wollten gerade von diesem in das Dschungel abbiegen. Da zischeln die uns folgenden Kurumbas und deuten seitwärts in das Dschungel. Theobald verständigte mich, daß sich dort ein Hirsch befinden solle, worauf ich Hilda in der angegebenen Richtung in das lichte Dschungel eindringen ließ. Beide Läufe meiner Doppelbüchse enthielten Halbmantelpatronen, während ich Ganzmantel in einer Tasche wie gewöhnlich aus Vorsicht in Reserve mitführte.

Nachdem sich Hilda 100 Schritt weit im Dschungel Bahn gebrochen, sehe ich plötzlich statt des erwarteten Hirsches einen

Einzelelefanten mit braven Waffen kaum 60 Schritt, Front zu uns, regungslos stehen. Der Bulle hatte uns kommen hören und stand zum Angriff bereit wie eine Mauer. Der Mahaut läßt Hilda halten. Sobald sie steht, bewegt sich der Bulle halb schräg auf uns zu mit aufgerolltem Rüssel, zuerst langsam, dann schneller mit der unverkennbaren Absicht, unsere Flanke zu gewinnen. Nun hieß es, schnell handeln. Kammer auf, Halbmantel aus dem rechten Lauf heraus, Ganzmantel rein. Zum Patronenwechsel des linken Laufes fehlte die Zeit, denn schon war der Bulle auf 30 Schritte heran. Jetzt erkannte Hilda ihre Lage. Sie macht eine scharfe seitliche Wendung und will abgehen. Schon gräbt sich die Spitze des Ankus tief in ihre Schläfen. Der Mahaut hat glücklicherweise seine Geistesgegenwart behalten und — sie steht. Theobald tuschelt: „Er greift an, nehmen Sie ihn." Ich ziele — knaps — da — die Sicherung ist vor, der Stecher abgestochen. Schnell die Sicherung ab, und ohne zu stechen, gebe ich ruhig, halb spitz von vorn, dem jetzt auf 15 Schritt herangekommenen Bullen das Geschoß hinter den linken Seher. Die Wirkung ist großartig. Er bricht auf die Knie, rollt langsam auf die Seite und streckt die Läufe in die Luft. Er muß den Knall nicht mehr gehört haben. Nach erfolgtem Patronenwechsel gebe ich dem Verendeten noch ein Geschoß durch den Schädel — aber er rührt sich nicht mehr. Die ganze Handlung, von dem Augenblick an, wo ich den Bullen zuerst gesichtet, bis zum Schluß der Tragödie, hatte kaum eine Minute in Anspruch genommen.

Wie packend beschreibt doch Sanderson den Angriff eines Elefanten! Geräuschlos und wuchtig mit der Stetigkeit einer Dampfmaschine geht er vor sich. Den schrillen Angriffstrompetenstoß läßt er, wenn gereizt, vor dem eigentlichen Ansatz zum Angriff hören. Während der Attacke trägt der Elefant seinen Rüssel zusammengerollt, im richtigen Bewußtsein, daß es sein empfindlichstes Glied ist, welches geschützt werden muß. Er kann auch nicht stoßen, wenn er den Rüssel hoch trägt. Wie viele Sensationsbilder werden uns gezeigt, wo der Elefant mit hocherhobenem Rüssel auf die fliehende Menschheit zurast! Diese Zeichner haben niemals einen wirklich angreifenden Elefantenbullen geschaut. Auf diesen Irrtum sei ausdrücklich hingewiesen. Er faßt auch nicht seinen Feind mit dem Rüssel, sondern er stößt ihn mit den Waffen und, wenn er keine hat, mit dem Rüsselansatz zu Boden, um ihn dann zu zertrampeln. Mit dem Rüsselansatz, und nicht mit der

Stirn, bricht der Elefant dicke Baumstämme. Solange ein indischer Elefant den Rüssel hoch trägt, windet er und ist sich noch nicht des Standortes seines Feindes bewußt. Ich erinnere mich lebhaft eines Falles in Burma, wo ein Elefantenweibchen mit hocherhobenem Rüssel und gestellten Behängen flotten Schrittes auf mich zukam — bis auf zehn Schritte. Als sie mir aufrückte, hatte ich sie mehrfach mit dem Shikari zusammen angerufen. Sie schien sich gar nicht daran zu kehren. Schon hatte ich die Büchse an der Backe, den Finger am Drücker, da wendete sie endlich durch ein letztes Händeklatschen des Shikaris. Sie war wohl dösend auf uns zugekommen, ohne darüber klar zu sein, daß sie Menschen vor sich habe. Wie sie jetzt dicht vor sich den Feind erkannte, machte sie eine scharfe Wendung, und mit allen Tönen des Schreckens ging sie flüchtig und trompetend ab. Auf ähnliche Weise mögen zum Teil die Angriffe mit hoch erhobenem Rüssel und nach vorn gestellten Behängen in der Einbildung entstehen. —

Ich steige jetzt von Hilda herunter, die ihre Befriedigung über die glatte Abwicklung der Angelegenheit durch lautes Tremulieren kund gibt, und trete an den gestreckten Bullen heran, aus dessen Rüssel rauschend der Schweiß in Strömen sich ergießt. Die Waffen sind 1,13 m lang, also gerade nicht von besonderer Stärke. Er wurde auf nur 35 Jahre geschätzt, und seine Schulterhöhe betrug an Ort und Stelle gemessen 8½ Fuß (1 Fuß gleich 30½ cm), die Durchschnittsgröße eines erwachsenen indischen Bullen. Sanderson schreibt, daß gewöhnlich die Höhe der Elefanten übertrieben würde, und ich glaube, dies geschieht auch heute noch. Der höchste von Sanderson selbst gemessene Elefant hatte 9 Fuß 10 Zoll; er will niemals einen von über 10 Fuß gesehen haben. Da er viele hundert Elefanten aus den Keddahs selbst gemessen, so sollte man ihm doch glauben. Der von mir später in Cochin gemessene Elefant, welcher der größte in Gefangenschaft lebende von Südindien sein soll, hatte 10½ Fuß Schulterhöhe. Ein Skelett im Indian Museum in Calcutta mißt 11 Fuß 3 Zoll, so daß er lebend wohl 12 Fuß erreicht haben mag. Story[1]) schreibt, daß ein Elefant in Ceylon von der waffenlosen Rasse Elephas maximus ceylanicus von 9 Fuß 9 Zoll erlegt worden sei. Rowland Ward erwähnt in seinen Records of Big Game die Höhe eines Elefanten von Burma u. a. mit 10½ Fuß, von Ceylon mit 10 Fuß 1 Zoll. Sir Samuel Baker erwähnt, daß die Durchschnittshöhe des Ceylon-Elefanten nur 7 Fuß betragen soll.

[1]) Story, Hunting and shooting in Ceylon, S. 110.

Lydekker schätzt nach allen sicheren Quellen die Höhe eines indischen starken Elefantenbullen auf rund 9 Fuß, die eines indischen Weibchens auf 8 Fuß, in Ceylon sei aber der Durchschnitt 7½ bis 8½ Fuß.

Noch mehr Quellen stehen mir zur Verfügung; doch genug. Darnach verstehe ich nicht, wie z. B. die Maße von Ceylon-Elefanten mit 14 Fuß und darüber angegeben werden können. Die Herren werden wohl selbst nicht gemessen, sondern das Messen den mit den höchsten Maßen schreibenden Shikaris überlassen haben, so daß man glauben könnte, es gäbe Elefanten unter 12 Fuß Schulterhöhe überhaupt nicht. — Bis Saris, mein Präparator, an Ort und Stelle, wurde der Kopf des Elefantenbullen mit Zweigen bedeckt, damit Geier die Schwarte, welche ich mir bewahren wollte, nicht vorzeitig zerstörten. Zuerst kommen in den Mysoredschungels in der Regel die Krähen zum Luder, dann erst stellen sich die Geier ein. Der Kopf und die unteren Läufe wurden abgetrennt und auf Karren mühselig zum Cubany-Flusse gebracht.

Aus Kakonkota und Umgegend waren die zerstreut lebenden Kurumbas herbeigeeilt und über die Erlegung des Rogue hoch erfreut. Jetzt erfuhr ich erst, daß dieser Rogue, als welchen sie den Erlegten bestimmt wieder erkennen wollten, wenige Wochen vorher einen Holzarbeiter getötet habe. Zwei Leute wurden im Walde von ihm überrascht. Während der eine Kuli zertrampelt wurde, hatte der andere Zeit, auf einen dicken Baum zu flüchten Einen Augenblick später wäre er ebenfalls am Baume zerquetscht worden. Der Bulle soll sich mit den Waffen daran festgerannt haben, und während er versuchte, wieder loszukommen, sei der Kuli höher hinauf geklettert. Nach längerer Belagerung sei er schließlich langsam, nicht ohne seine Wut nochmals an dem toten Gefährten ausgelassen zu haben, davon getrollt.

Unmöglich ist die Geschichte nicht.

Die Kurumbas bauten vor dem Rasthause in Kakonkota einen Triumphbogen, und hier gaben sie am Abend ihre Kriegs- und Liebestänze zum Besten. Hatte ich doch die Leute von einem Alp befreit, einen Teil ihres Schreckens genommen. Welch phantastisches Bild, wenn die schwarzen Gestalten im Schein des Mondes und des Lagerfeuers ihre wilden Stabreigentänze aufführten. Verstummte ihr rhythmischer Gesang, so vervollständigten wilde Elefanten, welche durch die vom Monde beleuchteten Wasserfluten des Cubany zogen, in der Ferne das Konzert. Erst spät nach

Mitternacht brachte mich Hilda durch den Fluß zu meinem Zelte zurück.

Bald zwang mich der Geruch der Tiger- und Elefantenreste mein Lager am Cubany aufzugeben, um es mit dem schon einmal vorher bezogenen Camp Kalkera zu vertauschen. Hier fahndete ich auf einen alten Einzelgänger Gaur, der von Kurumbas nach einer langen Pause wieder bestätigt sein sollte. Einen zweiten Herdbullen hatte ich inzwischen auf eine ähnliche Weise wie den ersten aus dem Swamp kommend, verfolgt und erlegt. Er hatte sich mir spitz gestellt. Ein Schuß spitz von vorn auf einen Gaur ist ein bestimmtes Risiko mit älteren Schwarzpulverwaffen. Die 9,3 mm-Büchse bewährte sich mit dem Schuß auf die Wamme glänzend. Er machte Kehrt und mit dem bewehrten Haupte hin und her schwenkend, brach er schon nach 100 Schritten verendend zusammen. Die Trophäe mit 84 cm (33 Zoll) Auslage war schon bedeutend stärker als die meines ersten Gaurs.

Nun sollte mir doch noch der Rekord der Mysore-Gaurbullen beschieden sein, das Beste, was ich aus diesen herrlichen Waldungen mit heimbringen konnte. An jenem denkwürdigen Morgen stießen wir zunächst auf eine Elefantenherde. Unbehelligt von uns zog sie langsam und äsend weiter. In der Nähe eines Swamps kam uns noch ein einzelnes Elefantenweibchen entgegen. Das junge Ding hatte sich verspätet und den Anschluß an die weit entfernte Herde verloren. War sie krank oder gar liebeskrank? Hatten es ihr die blendend weißen Waffen eines Adonis von ihrem Stamme angetan, mit dem sie so lange geflirtet hatte? Sie sah noch von dem nächtlichen Schwärmen ganz verstört aus, und als Hilda ihr näher kam, winkte sie der alten Tante einige Male liebevoll mit dem Rüssel zu. Die Exzesse der jungen Dame schienen der alten Gevatterin in ihrer abgeklärten, konservativen Weltanschauung jedoch nicht zu gefallen. Sie dachte gar nicht daran, den höflichen Gruß des Backfischs zu erwidern. Der Mahaut flüsterte Hilda einige Worte zu, die nun vom nächsten Ast einen Zweig abriß und mit demselben den Gruß der leichtsinnigen Schönen erwiderte. Lange noch äugte sie der ihren Weg fortsetzenden Hilda nach und schien in Gedanken über die komische Alte vertieft zu sein.

Aber dort — eine schwarze Masse, die langsam einen Hügel hinaufzieht! — Ein Einzelgaur! — O, sehen Sie das gewaltige Gehörn, raunte mir Theobald zu. — Der Bulle zog von uns ab, von Zeit zu Zeit die Fliegen wehrend, wodurch die geschwungene Form

der starken Wehr sichtbar wurde. Um die folgende, jetzt seitwärts ausholende Hilda schien sich der Einzelgänger nicht zu kümmern. Er äugte nicht einmal nach dem ihm näher kommenden Elefanten, so daß ich ihn bald auf 60 Schritte breit hatte. Beide Läufe der Doppelbüchse krachten kurz hintereinander, und mit erhobenem Haupt rast der totwunde Bulle vorwärts. Nur an fünfzig Gänge. Dann schlägt der dumpfe Fall seines schweren Körpers an mein Ohr. Als ich herankomme, ist er verendet.

Aber was für eine Trophäe! Ein ganz schwarzer bejahrter Herr mit aschgrauer Stirn. Beide Geschosse saßen nicht weit voneinander hinter dem Blatt. Was die stets mitgeführten englischen Zollmaße nun feststellen, läßt mich noch mehr meinem Jubel Ausdruck geben.

Länge eines Horns 80 cm (31½ Zoll).
Umfang 52½ cm (20½ Zoll).
Auslage 95½ cm (37½ Zoll).

Im Lager werden die Maße mit Rowland Wards Tabellen verglichen, aus denen ich sehe, daß es einer der stärksten Gaurs ist, die je geschossen. Weniger in Länge eines Horns und in der Auslage als in dem Umfang. Hier kommt er an zweiter Stelle. Seine Schulterhöhe betrug genau 6 Fuß, und er befand sich auf der Höhe der Entwicklung. 20 bis 25 Jahre mochte er wohl zählen.

War das ein Fest! Nochmals kostete ich den ganzen Reiz des Dschungellebens. Alle Beschwerden waren vergessen, und ich sah die Umgebung nur in rosigem Lichte. Der Kamm ward mir geschwollen. Nur allzubald sollte er wieder elend zusammenschrumpfen.

Um noch einen zweiten Tiger meiner ausgezeichneten Strecke hinzuzufügen, marschierte ich in Richtung auf Hunsur ab, welches an der Straße nach Mysore liegt. Meine Leute hatten fast ohne Ausnahme am Fieber gelitten, und ich war sehr erfreut, daß es mich bisher verschont hatte. Mit jämmerlichen Mienen, weinend, frierend und über Schmerzen im Rücken und in den Gliedern klagend, kamen sie abwechselnd morgens und abends zu meinem Zelte, andere suchte ich auf ihrem Lager auf. Welche Freude, wenn nach kurzer Behandlung das Fieber, diese unabwendbare Geißel des Dschungels, wich. Sobald sie mit dem Chinin aussetzten, stellte sich wieder ein Rückfall ein. Deshalb mußte sich schließlich die ganze Gesellschaft täglich zweimal vor meinem Zelte versammeln, um vor meinen Augen das Chinin zu schlucken.

Bei mir stellten sich dagegen jetzt Darmbeschwerden ein. So machte ich wieder einen Rasttag in einem Lager unweit von Heggadevankota. Nachmittags besuchte mich ein des Weges kommender Missionar, welcher wußte, daß ich Deutscher und Gast des Maharajah war. Er sprach nicht englisch mit mir, wie ich es erwartete, sondern französisch. Bei einer Tasse Tee fragte ich ihn nach seiner Heimat. —

„Je suis né à Mulhouse." —

Sie meinen wohl Mühlhausen, setzte ich deutsch fort. Da sind Sie doch deutschen Ursprungs, denn Sie müssen doch erst nach 1870 geboren sein? — Nun antwortete er mir auch flott in unserer gemeinsamen Muttersprache. Dieses kosmopolitische Gebahren verdroß mich sehr. Das war mir zu viel! Wie freut man sich doch, einen gebildeten Europäer in der Wildnis zu begrüßen. Und dann dieser Reinfall. — Er war aber mein Gast, und als solchem bot ich ihm meinen besten Tropfen an.

Währenddessen kam Lahori mit der Meldung, ein riesiges Krokodil läge auf einem Felsen des Cubany, welcher kaum 50 Schritte hinter meinem Lager vorbeifloß.

Der Pater erhob sich und empfahl sich. Damit war ich einverstanden. Wie oft habe ich unter Missionaren, ganz gleich welcher Religion sie angehören, prächtige Menschen getroffen, in deren Gesellschaft ich mich sehr wohl fühlte. Für einen solchen Vertreter der Zivilisation hatte ich nichts übrig.

Ich birschte das Krokodil an und rutschte am steilen Uferrand aus. Ich machte schlapp und mir schwanden die Sinne.

Als ich nach langer Zeit wieder erwache, gossen mir meine Leute einen Eimer Wasser nach dem andern über meinen entblößten Oberkörper. Zu Bett gebracht, schüttelte Frost meinen Körper. Weidewund, wie ich war, wußte ich mir bald nicht mehr zu helfen. Ich lese wiederholt meinen ärztlichen Ratgeber. Was meine umfangreiche Feldapotheke an Heilmitteln für Darmkrankheiten besaß, hatte ich bald gebraucht, ohne Linderung zu spüren. Das Fieber setzte höher. Scheußliche Angstzustände vermehrten das Leiden. Ein greuliches Gefühl ist es, hilflos und allein sich sagen zu müssen, nun bist du mit deiner Weisheit und den guten Ratschlägen Theobalds zu Ende. —

Sollen wir nicht dem Pater nachsetzen? — Vielleicht finden wir ihn auf seiner Weiterreise, fragt Lahori. — Der weiße Mann bleibe mir vom Leibe! — Was nun? — Nachdem man sich schließlich

durchgerungen, erreicht man das Gefühl der Apathie — es ist alles gleich! —

Da in der nächsten Nacht quietscht ein Ochsenkarren heran. Einen Hindudoktor haben meine Leute aufgetrieben, und während er vor meinem Bette mit seinem nackten Gebein auf und ab tanzt, ruft er mir laut, an seine Heldenbrust schlagend, fortwährend zu: Trust on me! Trust on me! — Ich mache Sie gesund! —

„Nun, Doktor, was wollen Sie mir denn Schönes aus Ihrer großen Kiste geben? —

O — Chloroform and Terpentine! —

Gut — dann machen Sie los." —

Und wirklich! Chloroform innerlich und Terpentinumschläge taten mir wohl. Das Vertrauen zum Doktor stieg, und damit wieder die Hoffnung. Der Doktor hatte sein Zelt neben dem meinigen aufgebaut. Die Besserung hielt an.

Gleich während der ersten Nacht meines Krankseins hatte endlich mal ein Tiger eins meiner Rinder gerissen. Ein Panther riß ein zweites und der Tiger bald ein drittes. Das letztere war mit der Zeit schon bis auf den Kopf und einige Rippen, die er sorgsam mit Blättern zugedeckt, verschlungen! Jetzt gerade ausgerechnet mußte das kommen! — Meine Gesundung war schon so weit fortgeschritten, daß ich eine Machan errichten lassen konnte. Hilda trug mich zum Ansitz. Lahori baumte mit auf, da ich wegen meiner bedeutenden Schwäche eventuell Hilfe bedurfte. In der Dämmerung hörte ich nicht weit hinter mir den Tiger einmal anstoßen. Er kam aber nicht. — Da schlagen freudige Elefantenjuchzer an mein Ohr. Nun verstand ich das Ausbleiben des Tigers. Man hatte gegen meine Anweisung Hilda nur 300 Meter entfernt warten lassen. Natürlicherweise ließ der Tiger vergrämt die kümmerlichen Reste des Rindes fahren.

Inzwischen war der Wagen, den ich vom Marstall bei Beginn meiner Krankheit erbeten hatte, angekommen. Wegen der vielen Relaispferde konnte ich ihn nicht mehr warten lassen. Mein Bedarf für weitere Tigerversuche war ebenfalls gedeckt. Nach mehrfachem Pferdewechsel traf ich abends im Governmenthouse ein. Kurz vor meiner Abfahrt schrieb ich noch dem britischen Oberförster des Hunsur-Distrikts einen Dankesbrief für seine liebenswürdigen Bemühungen. Dabei machte ich ihn noch auf diesen Tiger aufmerksam, der sicherlich bei einem neuen „Kill" zu fassen wäre. Einige Wochen später erhielt ich die traurige Kunde, daß

dieser Oberförster in seinem Distrikt bei der Verfolgung eines schwerkranken Tigers von diesem getötet wurde. War es derselbe Tiger, den ich ihm zum Abschuß empfohlen? —

Die Mysore-Dschungeln mit ihren vielen Freuden aber auch Leiden lagen hinter mir. Der Maharajah war zurzeit in Madras, wohin ich nach einigen Tagen der Ruhe mich begeben konnte. Von Sr. Hoheit sowohl wie von Sr. Exzellenz Lord Ampthill, welcher nach einjähriger Vertretung von Lord Curzon seinen Gouverneurposten in Madras wieder angetreten hatte, wurde ich in gewohnter Güte bewillkommt und beglückwünscht.

„Vor dem Baume, davon man Schatten hat, soll man sich neigen."

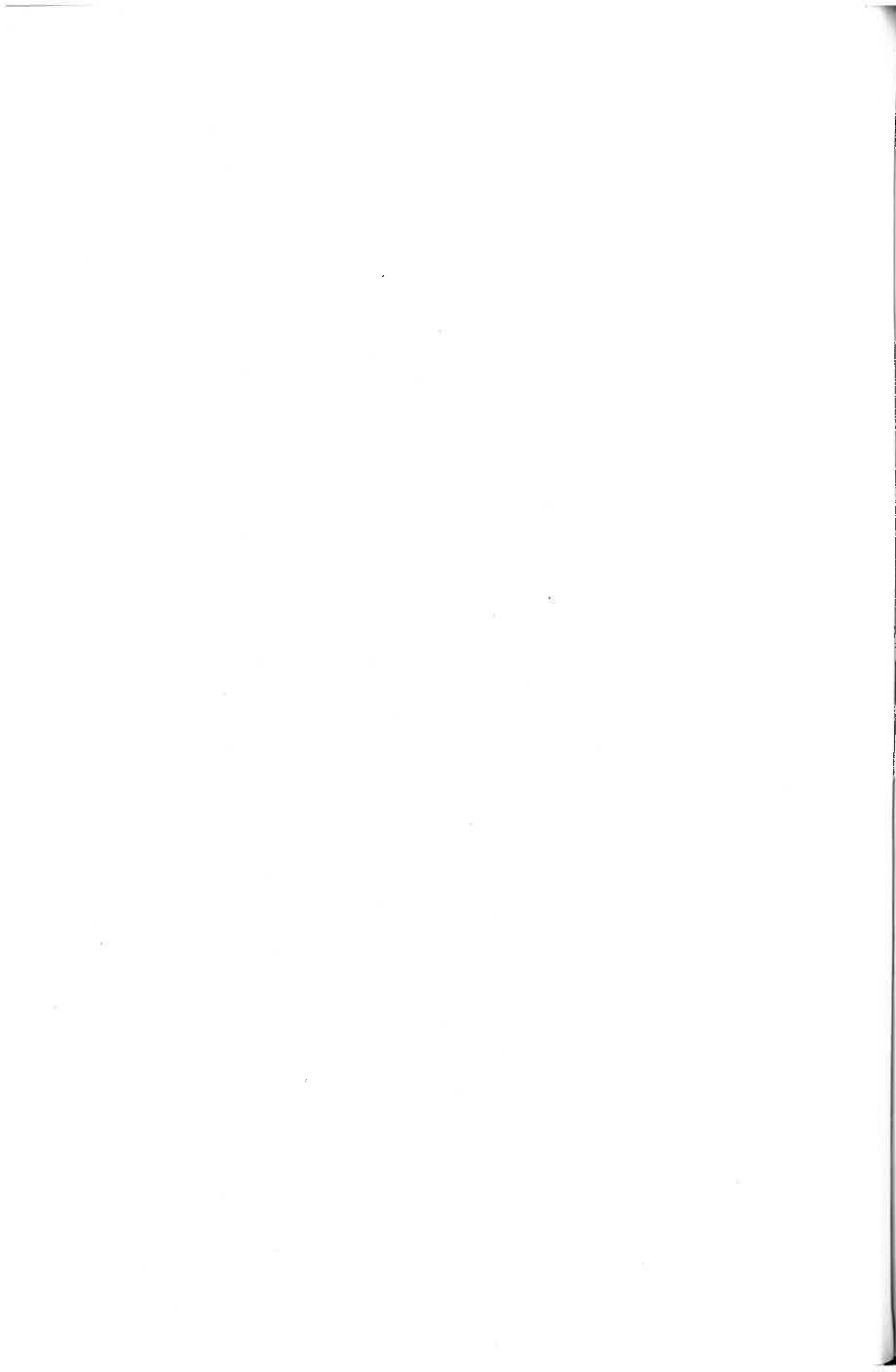
Und ich tat es in Aufrichtigkeit.

Meine einzelnen Jagdepisoden waren den hohen Herrschaften zu meiner Überraschung bekannt. Der alte Mr. Theobald hatte sie in der „Madras Mail" und anderen Zeitungen inzwischen veröffentlicht. Da ich noch immer hoffte, von meiner Bazillenruhr zu genesen, so begab ich mich zunächst nach Calcutta. Leider versagte alle ärztliche Kunst, so daß ich meine weitere Expedition mit der Absicht, von Chittagong aus durch die Berge nach Pakokku in Ober-Burma zu marschieren, aufgeben mußte. Nach weiteren vier Wochen entschloß ich mich heim zu reisen. In Colombo übergab ich außer dem Kashmirbären einen tibetanischen Schäferhund Herrn John Hagenbeck, der beide Tiere liebenswürdigst nach dem Berliner Garten befördern ließ. Mit Mühe und Not erreichte ich noch den Hafen, den ich mit tausend Masten nahezu ein Jahr vorher verlassen hatte. — Neapel! —

Im deutschen Hospital fand ich hervorragende Fürsorge und auch Rackerli eine gastliche Stätte. Aber erst ein halbes Jahr später sollte ich langsam genesen.

So wechseln in scharfem Kontrast Stunden und Tage des Glücks in den Dschungeln mit denen der Verzweiflung. Trotzdem behalten sie stets ihre alte Anziehungskraft.

Heute himmelhoch jauchzend — morgen zu Tode betrübt!



II.

Assam und Ostbengalen



Schwer stampfte und schlingerte die „Avoca“ der British India Steam Navigation Company, kurz B.I.L. genannt, gegen eine grobe Dünung NNO. steuernd, im Busen von Bengalen an. Bald nachdem der Dampfer Madras verlassen, zogen stürmische Wetter auf. Schon seit zwei Tagen war es dem Kapitän unmöglich gewesen, eine genaue Ortsbestimmung vorzunehmen, da weder der Stand der Sonne durch die gelbgraue Nebel- und Wolkenwand sichtbar wurde, noch nachts die Gestirne sich in der fast ägyptischen Finsternis zeigen wollten. Es war eine unangenehme Lage für die Schiffsführung, und nur mit halber Kraft und unter häufigen, schauerlich klingenden Sirenentönen, wenn sich die Nebel wieder mehr verdichteten, ging es durch die schäumende und kochende Flut vorwärts. Für jene Jahreszeit, Mitte Dezember 1906, waren diese Witterungsverhältnisse als ganz außergewöhnliche zu bezeichnen, wo die See frei von Monsunen und eigentlich spiegelglatt sein sollte. Endlich klärte es sich ein wenig auf, und wir befanden uns kurz vor der Mündung des Hugli, in der Nähe des ersten Feuerschiffs, wo schon die Lehmwasser des gewaltigen Stromgebiets der Sunderbans die See weithin gelb färben und der Lotse an Bord genommen wird.

Nach Ankunft in Calcutta erfuhren wir des Rätsels Lösung. Wir waren in die Ausläufer eines Zyklons gekommen und die Berichte über dieses Naturereignis füllten die Spalten der indischen Zeitungen. Ein Seebeben war damit verbunden gewesen und an der Westküste von Burma bei Akyab, nicht weit von unserer Fahrstraße, war plötzlich eine kleine Insel vulkanischen Gesteins aus der Tiefe des Meeres emporgetaucht, die nach der kurzen Dauer von vier Wochen wieder unter dem Meeresspiegel verschwinden sollte. Das ewige Lied vom Werden und Vergehen in einer nicht zu alltäglichen Form. Ein Spiel gewalttätiger, unterirdischer Naturkräfte. Wohl uns Menschlein, die wir nur den Tanz der Wellen spürten! —

Assam, das Dorado des anglo-indischen Sportsman, sollte dieses Mal auf meiner dritten Ausreise mein nächstes Ziel sein.

Nun, man fährt einfach dahin, wo uns die einschlägige Literatur die wildreichsten Gebiete verheißt. Man packt seinen Rucksack und zieht los. Es ist ja nur eine Geldfrage, zumal die Jagd in Indien frei ist! — Soll es doch im Terai, jener sumpfigen Niederung, die dem Himalaya vorgelagert ist, und im Tale des heiligen Stromes Brahmaputra von Großwild und Tigern nur so wimmeln. Muß es dort herrlich sein und lustig zu knallen! — Ganz so einfach ist es indessen nicht. Gilt es doch erst die feste Burg der Machthaber zu stürmen, wo Empfehlungen die Rolle der dünnen und dicken Kanonen übernehmen. Mir war auch dieses Mal neben kleineren Kalibern ein kostbares und sehr mächtiges Geschütz in äußerst gütiger Weise zur Verfügung gestellt, das ich nur aufzufahren brauchte. Und weit sprangen wiederum die prunkvollen Tore des im weißen Glanze strahlenden Regierungspalastes in Calcutta auf, in dem jetzt der Earl of Minto, des großen Kaiserreichs Verweser, die Völker von 300 Millionen Seelen regierte. Unvergeßlich sind die Stunden vizeköniglicher Prachtentfaltungen demjenigen, der sie jemals geschaut. Was menschlicher Luxus in orientalischem Glanze dort während der Hoffestlichkeiten des höchstgestellten Beamten auf dem Erdenrund dem Auge bietet, wirkt einzig blendend und übertrifft noch weit den Prunk der festlichen Veranstaltungen, die ich bei europäischen gekrönten Häuptern zu schauen Gelegenheit hatte.

Aber solche Betrachtungen liegen weit ab von meinem Dschungelpfade. Aus berufener Feder sind sie oft genug geflossen. Der Trubel der Calcuttaer Saison zur Weihnachtszeit stand meinen Plänen im Wege und verzögerte beträchtlich meine Vorbereitungen. Von allen Gegenden strömt um diese Zeit die europäische Welt in der indischen Kapitale zusammen, um sich von anstrengender Tätigkeit zu erholen und die Sorgen des alltäglichen Lebens für einige Tage zu vergessen. Ein Hauptkontingent der durch die Freuden der Großstadt Angezogenen stellen die Teeplantagenbesitzer, die Masse der anglo-indischen Agrarier. Und ich denke, das Glas Sekt, das sie dort genießen, ist ihnen für die Entbehrungen, die das Landleben mit sich bringt, wohl zu gönnen.

Indes nur zu schnell vergingen die fröhlichen Stunden im Kreise lieber Freunde. Ich gedenke nur noch mit Freuden des gastlichen Hauses unseres Generalkonsuls des Grafen Quadt-Wyckradt-

Isny und seiner liebreizenden Gemahlin, dessen Tore täglich für mich offen standen. Auch der bejahrte deutsche Konsul Herr Blake und der immer hilfsbereite Herr von Menges öffneten mir, wie schon früher, ihr deutsches Heim. Wie immer, so mußte auch hier bald geschieden sein, und ich gedachte schon am 1. Januar 1907 zu starten. Aber ein dringendes Telegramm aus Benares von dem Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit, des Landgrafen von Hessen, eines nahen Verwandten des englischen Herrscherhauses, dessen Ankunft ich in Calcutta erwarten sollte, hielt mich noch für eine weitere Woche fest.

Obwohl ja leider Sr. Königlichen Hoheit eine Jagdausübung nicht möglich ist, so bringt er den indischen Wild- und Jagdverhältnissen doch ein hohes Interesse entgegen, und mit Stolz zeigte er mir ein kapitales Sambargeweih, das ihm der Maharajah von Benares zum Geschenk gemacht hatte. Seinem Adjutanten, meinem früheren Bataillonskameraden, Freiherrn Guntram Schenk zu Schweinsberg, gab er möglichst jede Gelegenheit zur Jagdausübung in Indien, und seine Freude war besonders groß, wenn derselbe eine brave Trophäe von seinen Jagdausflügen heimbrachte.

Meine Absicht war, als ich mich mit Mr. P. C. Lyon, dem Chief Secretary des Lt. Governor von Assam, über das Jagdgebiet, das mir liebenswürdigst zur Verfügung gestellt werden sollte, verständigte, nach dem Distrikt von Sadyia, einer Station im äußersten Osten im Grenzgebiet Oberassams, zu gehen. Mr. Lyon, dem ich noch persönlich eine Empfehlung seines früheren Chefs, des ehemaligen Gouverneurs von Assam, Sir Charles Lyall, überreichen durfte, machte gegen Sadyia einige Einwendungen, die mich bestimmten, von diesem Plane leider abzugehen. Wenn ich auch gar nicht daran dachte, unsichere und strittige Grenzgebiete aufzusuchen, so mußte ich von vornherein in Rücksicht auf meine hohen Gönner alles vermeiden, was der englischen Regierung in den Grenzgebieten Ungelegenheiten hätte bereiten können.

So entschied ich mich für den Distrikt Sibsagar, in welchem ein besonders wildreiches Gebiet, die Kasirongareserve, liegt, die mir Mr. Lyon noch besonders empfahl. So fuhr ich schließlich am 8. Januar nach Goalundo mit der Bahn, um von dort die Fahrt auf einem Brahmaputradampfer nach Ober-Assam fortzusetzen.

Mein alter treuer Diener Lahori hatte wohl zwei andere Diener mitgebracht, aber keinen Präparator. Auf Saris aus der Mochi-, der Lederarbeiterkaste, welcher 1901/02 und 1904/05 meine Ex-

peditionen begleitet hatte, mußte ich dieses Mal verzichten, was mir nicht schwer wurde. Bearbeitete er doch nur dann die ihm anvertrauten Decken und Bälge in Kashmir und Mysore leidlich, wenn man ihn täglich und stündlich unter Aufsicht nahm. Er hatte mit der Zeit gelernt, die Schnapsflasche lieb zu gewinnen, und ein mit Alkohol behafteter Hindu niederer Kaste ist ein schreckliches Geschöpf der Rasse homo sapiens. Geradezu schlagend zeigt sich bei Vertretern der niederen Kasten der Fluch der Vererbung. Die beste Erziehung und hebender Verkehr mit höheren Kasten können nicht die kaum überwindlichen Schranken, welche ihnen auf dem Lebenswege durch das Blut ihrer Eltern gezogen worden sind, durchbrechen. Lahori hatte als mein ständiger Begleiter allmählich auch das Präparieren ziemlich gelernt, und ich bin dieses Mal bei meiner Beute mit seiner und anderer Eingeborenen Hilfe auch leidlich gut ausgekommen.

Eine ganze Woche dauerte die Fahrt stromaufwärts auf einem der zahlreichen Brahmaputradampfer, und sie gehört zu den reizvollsten Flußfahrten, die mir auf asiatischen Riesenströmen beschieden waren. Zwar war in den ersten Tagen das Landschaftsbild gerade nicht sehr abwechselungsreich, solange wir noch die weiten Jute- und Reisfelder Bengalens zu beiden Seiten der massigen braunen Wasserfluten sich ausbreiten sahen. Ähnlich wie bei den Missouri- und den Nildampfern sind auf dem Oberdeck der breiten Raddampfer die Passagiere untergebracht, und zwar die der ersten Klasse auf dem vorderen Deck. Das Unterdeck ist nur für die Ladung bestimmt. Erfreut war ich durch die Sauberkeit, welche auf dem Europäerdeck herrschte.

In dieser Beziehung war ich durch die Dampfer auf den Riesenströmen Sibiriens gerade nicht verwöhnt. Noch denke ich mit Grauen an den „Cesarewitsch", einen Amurdampfer, auf dem ich 14 Tage gondelte. Für uns Passagiere erster Klasse gab es ein ganzes Waschbecken, in dem man das Wässerlein aus dem strohhalmdicken „Hähnchen" mit List und Tücke in der hohlen Hand aufzufangen versuchte, sonst wäre es sofort wieder durch das Loch am Boden des Beckens geschlüpft. Und dennoch war dieses einzige Waschlokal für 16 Passagiere — natürlich alles Russen, darunter auch drei Fürsten und Gouverneure — vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast dauernd leer. Mich bewahrte vor diesem Weihwaschkessel ein eigenes Aluminiumbecken. Aber um Wasser in meiner Kabine zu erhalten, mußten erst verschiedene Rubel springen. —

Hier auf dem Brahmaputradampfer „Hawk“ war man, obwohl keine Fürsten am Bord sich befanden, vor solchem Wassergeiz geschützt. Die Besatzung einschließlich der Kapitäne waren Eingeborene, welche ohne Karten den schwierigen Verhältnissen der Schiffsführung Rechnung tragen mußten. Eine genaue Karte über die Tiefenverhältnisse des Strombettes anzufertigen hat keinen Wert, da dasselbe alle Jahre, besonders während der Regenzeit, bedeutenden Schwankungen in bezug auf die Breite wie Tiefe unterworfen ist. Dadurch ergeben sich natürlich allerhand Schwierigkeiten für die Schiffahrt. Es war eine gewöhnliche Erscheinung, daß in dieser Jahreszeit unser Dampfer gelegentlich im Grunde stecken blieb. Diese Leistung brachte er wenigstens alle Tage einmal, in der Regel aber am späten Abend bis zum Sonnenaufgang fertig. So hatten wir schließlich in acht Tagen im ganzen drei Tage Verspätung.

Der Gedanke an die Schrecken einer Strandung wie furchtbar! — Plötzlich ein Knirschen, Knistern und Krachen — dann ein Ruck, der das Schiff in allen seinen Teilen erbeben läßt! — Radabautz! — Und rauschend gurgelnd drängen die Wassermassen durch das Leck in den Schiffsbauch! —

Von alledem ist hier nichts zu bemerken. Lustig paddelt mit ungezählten Pferdekräften unser Dampferchen gegen Strom, pfeift alle Nase lang, wie sich das gehört, und versucht sich geschäftig mit der Zeit mehr und mehr zu einem Meilenfresser zu entwickeln. Da plötzlich rutscht er ein bissel auf dem Sande und sitzt fest. Das Paddeln der Schaufeln wird abgestellt. Zufällig ist es gerade Abend, zu welcher Zeit die Leute gewohnt sind, schlafen zu gehen. Da nun die Karre fest sitzt, so sagt der Kapitän seinem Steuerkollegen gute Nacht und sucht, befriedigt seine Tagespflicht getan zu haben, das Ruhelager auf. Und bald darauf schnarchen und sägen mehr oder weniger Passagiere wie Mannschaften.

Während an den sibirischen Strömen u. a. eine Uferbeleuchtung zur Ermöglichung der Nachtfahrt eingerichtet ist, deren Unterhaltung eine Menge Aufsichtspersonal benötigt, hat man den Brahmaputradampfern elektrische Scheinwerfer gegeben, die eine bessere und nicht allzu kostspielige Beleuchtung des Riesenstromes gewähren. Diese ständige elektrische Anlage entspricht an Leuchtkraft den mächtigen Leuchtkörpern, die auf den den Suezkanal passierenden Schiffen während der Nacht angebracht werden.

Diesem oder jenem Leser wird das schöne Schauspiel im Suez-

kanal wohl erinnerlich sein, wenn durch das Dunkel der Nacht plötzlich im grellen Licht des Scheinwerfers Fledermäuse und Nachtinsekten auftauchen, die gleich großen glitzernden Diamanten von reinstem Wasser ihr Gaukelspiel im blendenden Licht gewissermaßen tanzend vollführen, um im nächsten Augenblick wieder außerhalb des Lichtkegels im Dunkel der Nacht zu verschwinden. Einen solch prächtigen Diamantentanz gewährte uns der riesige Scheinwerfer von 30000 Kerzen jede Nacht auf dem Brahmaputra und ich erinnere mich besonders des lebhaften Feuerspiels eines Abends, nachdem wir Dhubri passiert hatten, wo der Strom aus seiner westlichen Richtung nach Süden dem Meere zustrebt.

Wir waren wie gewöhnlich mit fast vorschriftsmäßiger Pünktlichkeit gegen 11 Uhr abends festgefahren. Der Scheinwerfer leuchtete weit hinein durch die Nacht und ließ den Strom in seinem Lichte eine tiefblaue Färbung annehmen. Behaglich saß ich im langen Stuhl und schaute dem gespenstigen Spiel der lebenden Diamanten, in Gestalt von ungezählten Nachtfalterarten aller Größen, zu. Die weiße Lichtquelle des Scheinwerfers hatte sie aus weiter Entfernung angezogen. Eine geradezu weihevolle Stimmung lag über dem mächtigen Strome ausgebreitet. Die Stille der Nacht unterbrach nur das leise Gurgeln und Schäumen des gegen die Schiffswände am Bug drängenden Wassers. Nur von Zeit zu Zeit schallt vom fernen Ufer herüber das Klagen und Heulen von Schakalen, die sich auf ihrem Raubzug befinden oder das scharfe Kiwitt Kiwitt eines Käuzchens, das ebenfalls durch die elektrischen Lichtstrahlen angezogen scheint und über dem festsitzenden Boot einige Male seine Kreise zieht.

Ich trete näher an die Bordwand hinter den Scheinwerfer und schaue auf die fast indigoblaue Flut, die in der Ferne von den marmorweiß schimmernden niederen Alluvialuferbänken auf beiden Seiten begrenzt wird. In derselben treiben eine Unzahl Blätter, kleine Zweige und andere Holzstücke. In dem blendenden Lichtkegel hat jedes Blättlein, jeder treibende Gegenstand eine verschiedene aber ausgesprochene Färbung angenommen, und so scheint die tiefblaue Fläche mit unzähligen bunten Papierschnitzeln bedeckt, gleichsam als wenn auf das Wasser Konfetti des Karnevals in allen Farben gestreut worden wäre. Mit gelben, grünen, roten Flecken in allen Nuancen und Regenbogenfarben ist sie übersät und gleicht mehr oder weniger in der Nähe gesehen einem buntgestickten Teppich.

Aber noch eine neue Pracht steht mir bevor. — Weit voraus auf 250 bis 300 m tauchen helle weiße Punkte auf. Ich bringe mein Zeißglas auf diese Erscheinung und erkenne in den langsam sich dem Schiffe nähernden Gestalten einen Flug Pelikane, die der Strom uns entgegenführt. Die weißen Vögel scheinen selbst zu schlafen oder zu träumen, und diese sonst so scheuen Fischräuber nähern sich mit der Strömung ohne eigenes Zutun dem Boote immer mehr. Sie wollen sich selbst nur im Lichte baden und versuchen, aneinanderdrängend, in dem immer enger werdenden Lichtkegel zu bleiben. Aus dem prächtigen Schneeweiß ihres Gefieders ist in der Nähe ein glänzendes Silber geworden und sinnend denke ich Böcklins „Gefilde der Seligen" zu schauen. Traumverloren baden diese schimmernden Vogelgestalten in der mitternächtigen Sonne, in einer Quelle und Fülle des Lichts, das sie, wie alle Geschöpfe der Sonne, mit Zaubergewalt in ihren Bannkreis zieht. Noch immer scheinbar regungslos kommen die Riesenvögel in der Nähe des Bugs aus dem schmal gewordenen Lichtkegel heraus, gehen plötzlich mit mächtigem Schwingenschlag auf und fallen an zweihundert Meter stromaufwärts wieder ein.

Wohl hätte ich die Pelikane mit Schrot auf nahe Entfernung erlegen können. Ich dachte aber gar nicht daran, den nächtlichen Zauber und die fast andächtig stimmende Darstellung einer indischen Idylle dusch einen Schuß zu unterbrechen. Hunderte von toten Nachtfaltern, alles Opfer des nächtlichen Lichtspuks, bedeckten jeden Morgen die Umgebung des Scheinwerfers an Bord, eine wahre Fundgrube für den Entomologen.

Einige Tage später konnte ich vom Dampfer aus vor Sonnenuntergang einen Pelikan mit der Mauserbüchse erlegen, den ein Mann der Besatzung von dem haltenden Dampfer mir aus dem Strome holte. Im übrigen war die Fauna auf dem Strome und in der Nähe geradezu arm zu nennen. Nur gelegentlich näherten wir uns einzelnen Paaren von Brahminen-Enten (Casarca nutila) in ihrem hellbraunen Gewande, die aber scheu, wie alle Entenarten, noch vor Schußweite aufgingen. Die Fahrt an und für sich wurde nun durch die Reihe von Gebirgszügen südlich und nördlich des Stromes sehr abwechselungsreich. Während im Süden die Garo- und später die Khasiberge dichter an das Ufer herantreten, begrenzen im Norden die hohen Berge von Butan das weite Tal. Am reizvollsten ist Gauhati gelegen, wo der Strom sich zu einem kleinen See verbreitert, in dessen Mitte eine kleine Insel mit einem

alten Hindutempel sich erhebt, während lieblich bewaldete Höhen und dunkelgrüne Teegärten auf scheinbar rotem Lateritboden das Becken umgeben. Aber schon bald östlich Tezpur weitet sich wieder das Tal, das von hohen Grasdschungeln bewachsen die charakteristische Landschaft Ober-Assams aufweist, und von fern her grüßen im Norden die Berge des mächtigsten und höchsten Gebirgszugs der Welt herüber. Wieder teilt sich der mächtige Strom in mehrere Arme, und wo die reichen Ablagerungen der braunen Flut irgendeinen festen Punkt fassen können, bilden sich in kurzer Zeit kleine und größere Inseln, besonders da, wo die Strömung gering ist; je weiter man nach Osten kommt, um so bedeutender scheint sich die Stromversetzung noch zu vermehren.

Auf den Uferbänken sonnten sich besonders während der warmen Nachmittagsstunden Scharen von Krokodilen. Ungefähr 20 dieser häßlichen Panzerechsen konnte ich in einer Linie nebeneinander aufgereiht in allen Größen beobachten. Diese Krokodile gehören einer langnasigen Art, den sogenannten Schnabelkrokodilen (Gavialis gangeticus Gm.), an, welche den Brahmaputra und den Ganges bevölkern. Ist schon an und für sich das Krokodil eines der für mich widerwärtigsten Geschöpfe, mit welchen uns die Natur bedacht hat, so ist der Gavial oder Garrial, wie er von den Assamesen genannt wird, wiederum der ausgesucht häßlichste Typus der Riesenechsen. Während ich schon mehrfach, besonders in Mysore, das Sumpfkrokodil (Crocodilus palustris) und das Leistenkrokodil (Crocodilus prorosus Schmid) erlegt hatte, glückte es mir auch hier, eines dieser Schnabelkrokodile vom Dampfer aus zu schießen. Der Kapitän war so liebenswürdig, so nahe wie möglich an die sich in der Sonne badenden Krokodile heranzufahren, so daß ich immerhin auf 100 m einige Male Gelegenheit hatte, zu feuern. Obwohl ich glaube, mehrfach eine tödliche Wirkung erzielt zu haben, blieb nur ein einziger Gavial im Feuer. Er mochte wohl eine Länge von ungefähr 12 Fuß gehabt haben. Die größten werden wohl über 18 Fuß lang.

Schwimmen sie im Wasser, so ist es in der Regel nur Munitionsverschwendung, auf sie zu feuern. Denn man sieht nur den Panzerhöcker auf der Nasenspitze, der einige Zentimeter über den Wasserspiegel hervorragt. Da ich überall an den Ufern des Stromes Eingeborene sich waschen und baden sah, öfters nur in geringer Entfernung von den Stellen, wo die Schnabelkrokodile lagerten, so bilden letztere im allgemeinen für Menschen und Vieh keine Gefahr,

obwohl auch hier einzelne alte bemooste Häupter mit Recht gefürchtet werden. Wie die Rogueelefanten oder die Menschenfresser-Tiger, scheinen sich auch hier einzelne ältere Krokodile zu Viehtötern und weiter zu Menschenfressern auszubilden. Sie sollen das im Flusse sich tränkende Vieh in das Maul beißen und dasselbe soweit in das tiefe Wasser mit sich ziehen, bis es ersäuft. Häufig findet man im Magen erlegter Krokodile Armspangen und anderen Schmuck der Männer und Weiber. Daraus darf man noch nicht immer schließen, daß die Krokodile die den Schmuck tragende Person getötet haben. Entweder findet gelegentlich das Krokodil solche Zieraten, die verloren wurden, und schluckt sie in Verbindung mit anderen Gegenständen herunter, oder sie stammen auch von Leichen. Wie die Statistik lehrt und im allgemeinen das freie Benehmen der Eingeborenen in Flüssen, wo Krokodile zahlreich sind, beweist, ist die Gefahr für Mensch und Tier durch die Riesenechsen nicht so groß, wie sie sich der Laie oft durch übertriebene Mordgeschichten, ähnlich wie bei den Schlangen, denkt.

In Kokillamukh, am nördlichen Ufer des Brahmaputra im Sibsagardistrikt gelegen, verließ ich den Dampfer, um den in der Nähe dieser Dampferstation zurzeit im Lager sich befindlichen Deputy Commissioner aufzusuchen. Ich hatte von der Station Gauhati aus eine Woche vorher schon die Verbindung hergestellt und das Empfehlungsschreiben seines Vorgesetzten diesem Herrn zugesandt mit der Bitte, wo und wann ich ihm meine Aufwartung machen dürfe. Währenddem fand ich in Kokillamukh im Rasthause Unterkunft, welches auf Schwimmtonnen am Flußufer ruhend nahe dem Landungsplatz der Dampfer verankert lag.

Da der Deputy Commissioner nur einige Kilometer von Kokillamukh sein Lager aufgeschlagen hatte, so gondelte ich am folgenden Morgen nach meiner Ankunft mit Lahori und Rackerli, der nun schon seine zweite Indienfahrt mit Liebe und seinem klaren Hundeverstand genoß, auf einem primitiven Einbaumboot im dicken Nebel auf dem Brahmaputra los. Nach etwa zwei Stunden, nachdem es klar geworden, wurde ich wieder an das Ufer gesetzt, wo zwei Elefanten warteten, die mich in das nur einige hundert Meter entfernte Zeltlager brachten. Sollte doch also schon der Deputy Commissioner meine Ankunft in Kokillamukh erfahren haben? —

Ich war über die Aufmerksamkeit, mir Elefanten entgegen zu senden, freudig überrascht, bis mir der Mahaut auf dem Wege zum Lager ein Schreiben überreichte. — Eine erste kleine Enttäuschung!

— Das Schreiben war nicht an mich, sondern an einen Geistlichen gerichtet, den der Deputy Commissioner zum Besuche erwartete. Da letzterer gerade auf Entenjagd sich befand — ich hörte von Zeit zu Zeit den Knall der Schüsse im Lager — so sandte ich sofort die Reitelefanten an das Stromufer zurück, wo auch richtig eine halbe Stunde später ein Reverend anlangte, mit dem ich mich ausgezeichnet unterhielt.

Nach einer Weile holte er aus seinem Gepäck eine Flinte hervor und forderte mich auf, mit ihm jagen zu gehen. Als wir uns einigen Tauben genähert hatten, fragte er mich, ob ich auch schießen könne. Da ich ihn bat, er möchte selbst schießen, so schloß er daraus, daß mir eine Belehrung über die Handhabung einer Waffe sehr wohl zustatten kommen könne. „Sehen Sie, hier müssen Sie drücken, dann geht vorn der Schuß raus.“ Gesagt, getan und ein Täublein fiel vom Stengel. Stolz ging er zum Lager zurück, und ich war es mit ihm im Bewußtsein, auch von einem Geistlichen in Assam praktischen Schießunterricht erhalten zu haben. —

Schließlich kam die Jagdgesellschaft auf Elefanten reitend, mit reicher Beute an Enten und Bekassinen heim. Als erster sprang gewandt eine Gestalt mit langen aufgelösten Locken vom Elefanten, die sich bei näherem Hinzutreten als die Dame des Hauses in Hosen entpuppte. Kühl bis ans Herz hinan war die Aufnahme. Mein Erstaunen wuchs, als ich hörte, daß inzwischen mein Empfehlungsschreiben noch nicht eingetroffen war. Obwohl mir vom Chief Secretary des Lt. Governor die Kasironga-Reserve, einer der besten Jagdgründe Ober-Assams, empfohlen war, erklärte jetzt der Deputy Commissioner sie merkwürdigerweise für geschlossen. Statt dessen empfahl er mir warm die Namborwälder bei Barpathar, die ich als wildarm von Hörensagen kannte. Ich bat, mir gütigst Nachricht zu geben, wenn das Empfehlungsschreiben ihn erreicht haben würde, und zog mich etwas betroffen in mein Gehäuse von Kokilamukh zurück.

Ahnend, daß ich dort lange hätte warten können — denn mir ist niemals die Nachricht zugegangen, daß die Empfehlung eingetroffen wäre, — brach ich einige Tage später nach Golaghat, etwa 40 km südlich der Station Nigri Ting gelegen, auf. Von dort konnte ich sowohl die Kasironga-Reserve wie auch die Namborwälder leicht erreichen. Die Sache wurde jetzt immer schöner. In Golaghat empfahl mir sofort der dortige liebenswürdige Assistant Deputy Commissioner doch in der Kasironga-Reserve zu jagen. Als ich ihm

mitteilte, daß diese Reserve geschlossen und mir der Deputy Commissioner die Namborwälder empfohlen habe, unterbrach er mich: „Nein, der Herr hat selbst kürzlich die Namborwaldungen kreuz und quer durchstreift und trotz seiner Jagdpassion auch nicht ein Stück Großwild zur Strecke gebracht. Dagegen ist die Kasironga-Reserve, die in meinem Bezirk liegt, nicht geschlossen. Sie soll es vielleicht einmal werden."

Noch deutlicher drückten sich verschiedene Teeplantagenbesitzer aus. „Die Kasironga-Dschungeln sind offen, und ein jeder von uns kann dort jagen, soviel es uns beliebt. Sie also auch. Wenn nicht der Deputy Commissioner und seine Frau von einem solchen Jagdneid erfüllt wären, würden Sie niemals auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Wir bedauern unendlich, daß auf diese Weise die britisch-indische Gastfreundschaft, zumal Ihnen gegenüber, verletzt wird."

Die Entrüstung war eine allgemeine, zumal als noch ein liebenswürdiger Brief von dem Sekretär des Lt. Governor einlief, in welchem er mir mitteilte, daß er mich an den Deputy Commissioner nochmals, nunmehr „formally" empfohlen habe. Ich hielt es trotzdem nicht für richtig, gegen den Willen des Deputy Commissioner in die Kasironga-Reserve zu gehen, sondern entschied mich, die nicht geschlossenen Grasdschungeln an der Grenze der Kasironga-Reserve aufzusuchen, um nicht irgendwie als Gast Sr. Exzellenz des Vizekönigs, gegen einen seiner Beamten anzustoßen. Ich sollte es doch wenigstens sein. —

Der Assistant Deputy Commissioner von Golaghat war mir gegenüber in jeder Beziehung hilfsbereit, mietete Elefanten und versah mich mit den nötigen Karten und Papieren, so daß sich bald meine kleine Kolonne nach Bokakhat in Bewegung setzen konnte. Da nur ein einziger Elefant in Golaghat zurzeit für meine Zwecke abkömmlich, so habe ich mich mit diesem einen Dickhäuter begnügen müssen. Vierzehn Tage später kam der Deputy Commissioner selbst nach Golaghat, nahm die übrigen für mich bereitgestellten Elefanten, die mir nachfolgen sollten, in Beschlag und begab sich mit seiner jagdfreudigen Gemahlin selbst in die Kasironga-Reserve. Mich haben die Elefanten niemals erreicht, da sie von dem Deputy Commissioner wieder heimgeschickt wurden!

Es wäre nun total falsch, diesen beinahe einzigen Fall von Unduldsamkeit, den ich während der vielen Jahre, wo ich Indiens Gast war, erlebte, zu verallgemeinern. Diese fast sibirischen Zustände

sind für Indien ganz einzig dastehend, gewissermaßen als „Feringhi", trotz der höchsten Empfehlungen, behandelt zu werden. Nachdem ich schon auf den Sadyia-Distrikt hatte verzichten müssen, wurde mir auch das zweite Revier durch die Willkür eines einzelnen Beamten geschlossen. Diese Ausnahme bestätigt jedoch nur die Regel und ändert nichts an der Tatsache, daß in der Welt die britisch-indische Gastfreundschaft einzig dasteht.

Den besten Beweis dafür lieferten mir wieder die zahlreichen Teeplantagenbesitzer, deren Gastlichkeit keine Grenzen zu kennen schien. Verdankt doch Assam in erster Linie seine Entwicklung den Teepflanzern. Seitdem die an Kohlen, Erdöl und Mineralien so reiche Provinz im Jahre 1826 nach einem Kriege mit Burma an Indien fiel und Mr. Bruce die wildwachsende Teepflanze (Thea assamica) dort glücklicherweise entdeckte, ist Assam durch die harte und stetige Arbeit der Teepflanzer zu einer der ertragreichsten Provinzen der Krone Indiens geworden, nachdem auch das Mutterland große Kapitalien angelegt hatte. Man hört oft die weitverbreitete Ansicht, daß die Missionare allein die ersten Kulturträger einer Kolonie sein müßten. Nicht die Mission hat Assam zur Blüte gebracht, auf die es heute stolz sein kann, sondern hier haben die Teepflanzer allein zivilisierend gewirkt, indem sie die Bevölkerung zur praktischen Arbeit erzogen, ohne an ihre inneren sozialen Verhältnisse zu rühren.

Der Assamese ist an und für sich faul und indolent und heute noch ein schlechter Arbeiter, wenn auch ein großer Teil der Bevölkerung Ober-Assams mit der Teekultur beschäftigt ist. Daher waren und sind die Teepflanzer gezwungen, sich aus anderen Teilen Indiens Arbeiter zu verschaffen, die sie in ihren Plantagen ansiedelten. Heutzutage verfügen sie über einen festen Stamm gewöhnter Arbeiter. Die Pflanzer sorgen aber nicht allein für das leibliche Wohl ihrer Leute, sondern auch für das Seelenleben. So lernte ich später bei Chittagong in Kodala einen Pflanzer kennen und schätzen, welcher seinen Hindus einen Tempel und seinen Mohammedanern eine Moschee auf eigene Kosten erbaut hatte. Durch dieses schöne Zeichen von Toleranz erwarb er sich in hohem Maße die Liebe seiner verschiedenen Glauben angehörenden Arbeiter, die zu dem alten Herrn wie zu ihrem Vater aufblickten und ihrem Brotherrn das zwischen Arbeitgeber und -nehmer so notwendige, zur gemeinsamen fruchtbaren Arbeit gehörende Vertrauen und Verständnis entgegenbrachten.

Dieser vorzügliche Landwirt erzielte im Jahre 1906 auf den Plantagen, die ihm zum Teil selbst gehörten, 3200 Maunds (ein Maund gleich 80 engl. Pfund) Tee, für welche er 120000 Rupies Reingewinn erzielte bei 700000 Rupies Unkosten. Seine Gesellschaft konnte daher eine Dividende von 23 Proz. verteilen. Der Tee von Chittagong wie von Ober-Assam ist sehr gerbsäurereich und schmeckt daher kräftig und bitter. Mit dem weniger gerbsäurehaltigen, dafür weit aromatischeren Tee von den Südabhängen des Himalaya z. B. in richtigem Verhältnis gemischt, ergibt er wohl das beste Teegetränk der Welt. Nach und nach wird man auch in Deutschland auf die hervorragende Güte indischen Tees, dem immermehr mit Recht der Vorzug gegeben wird, aufmerksam. Die Gastfreundschaft der Teegartenbesitzer ging so weit, daß sie oft vor der Abfahrt auf meinem Wagen noch ein großes Zehnpfundpaket Tee eigener Ernte verstauten, so daß ich nach Rückkehr nach Deutschland wohl eine Teestube hätte eröffnen können.

Es bleiben mir noch besonders die gastlichen Herrenhäuser von Halmirah und Naharjan in Erinnerung, deren entzückende Lage in gut gehaltenen Parks glauben machen konnte, man befinde sich auf einem großen heimischen Edelsitz und nicht in der weit entlegenen Nordostecke Indiens. Hier kommen die Gutsnachbarn aus der Umgegend nachmittags zu Pferde, in Autos und eleganten Gespannen zusammen, und während die Hausfrau in der von „Jelänger-Jelieber“ umrankten Veranda den köstlichen Tee bereitet, ergötzt sich eine zahlreiche Gesellschaft auf dem grünen kurz gehaltenen englischen Rasen an Tennis und Golf.

Und erst die traulichen Stunden am flackernden Kaminfeuer bei einem Glase echten Spatenbräus! — Welch ein Reiz liegt in diesem Plantagenleben und wie heimisch weiß es die englische Frau zu gestalten! Beinahe hätte ich gesagt „gemütlich,“ das Wort, das nicht in das Englische zu übersetzen ist.

Wie gewöhnlich waren die Nächte zur Winterszeit in Assam empfindlich naßfeucht und kühl, da kalte Luftströmungen aus den ewigen Schneebergen von Norden in das weite Tal herunterdringen. Feuer sind vom November bis Februar im Hause notwendig, und öfter friert es sogar während der ersten Morgenstunden.

Während der folgenden heißen Zeit, wo im übrigen Indien eine drückende Hitze herrscht, fällt in Ober-Assam reichlich in Zwischenräumen Regen. Das Resultat ist eine sehr feuchte Atmosphäre und eine überaus üppige Vegetation. Das Klima ist selbst für den

Europäer im ganzen so zusagend, daß die Kinder der Plantagenbesitzer auf den Teegärten während des ganzen Jahres verbleiben können und nicht nach den Hochgebirgsstationen im Himalaya geschickt zu werden brauchen.

Obwohl ich über ein Jahr in der Heimat zubringen mußte, um die schwere Dysenterie, die ich mir in Mysore geholt, zu überwinden bin ich in dem wegen Darmkrankheiten übel berüchtigten Assam stets gesund geblieben. Auch ist es mit der Malaria in Assam trotz des Reichtums an Wasser und Sümpfen nicht sehr schlimm. Eine böse Ausnahme machen im nordöstlichen Indien nur das Terai und die Dooars, welche eins der wenigen Gebiete in Indien sind, in denen das Schwarzwasserfieber vorkommt. Ich möchte aber ausdrücklich noch darauf hinweisen, daß Schwarzwasserfieber nur an bestimmte Gebiete gebunden ist und nicht etwa die einzige schwere Form der Malaria darstellt, eine Ansicht, die man häufig antrifft.

Von der kleinen Anhöhe des Herrenhauses von Naharjan sah man über das Brahmaputra-Tal bis zu den in blauen Tinten getauchten Gebirgsketten des Himalaya. Das weite Tal selbst, soweit das Auge reicht, ist bedeckt mit hohen über verlassene Betten des mächtigen Stromes gewachsenen Grasdschungeln. Zahlreiche Uferreste und Sümpfe bezeichnen noch das frühere Strombett. Sie liegen mehr oder weniger in den Dschungeln zerstreut und werden von den Assamesen „Bhils“ genannt. Diese Graswälder mit dem sogenannten 4—6 m hohen Elefantengras waren für mich, bevor ich Indien kennen lernte, das charakteristische indische Dschungelgebiet. In Wirklichkeit ist es hauptsächlich auf Assam und den untersten Südabhang des Himalaya beschränkt. Dank der undurchdringlichen fast nur mit Hilfe von Elefanten passierbaren Grasdickungen hat sich noch ein verhältnismäßig bedeutender Wildstand vor seinem größten Feind, dem Menschen, zu retten gewußt. Und so weisen diese Grasdschungeln noch Tierrassen auf, die in anderen Teilen Indiens schon längst ausgestorben sind, wie u. a. das Rhinozeros.

Hier in den nahezu undurchdringlichen Verstecken fand das Rhino noch bis vor einigen Jahrzehnten neben großen Herden von Elefanten und Büffeln eine sichere Zufluchtsstätte. In den letzten Jahrzehnten ist auch unter ihnen stark aufgeräumt worden, bevor gewisse Schutzgesetze erlassen wurden. Die heutigen Schongesetze Assams genügen aber immer noch nicht den bescheidensten Anforderungen, um den Wildstand vor gänzlicher Ausrottung zu

bewahren. Wohl hat die Regierung bestimmte Reserven geschaffen. Solange aber noch in jedem Dorfe Dutzende von Eingeborenen sitzen, mit der Erlaubnis, Gewehre zu führen, von denen sie reichlich Gebrauch machen, ist an eine Rettung der Assam-Wildbestände gar nicht zu denken. Obwohl die Eingeborenen Hindus sind, scheuen sie sich nicht, jede Kreatur, der sie habhaft werden können, zu töten und das Wildbret für einige Annas an die Dorfbewohner zu verkaufen.

Wildreserven, die erste Etappe auf dem Wege zu Naturschutzparks, genügen nicht in einem Lande, wo der Abschuß weiblicher Stücke überall, wie in Assam, gestattet ist. Mir ist es ein Rätsel, daß bisher die Plantagenbesitzer und Beamten noch keine Abhilfe geschaffen. Man scheint sich in Calcutta selbst noch keine rechte Vorstellung von der Wildverwüstung zu machen, obwohl gerade Herren der dortigen Regierung diese gesegneten Wildgründe jährlich aufsuchen. Ein Beispiel spricht hier Bände. Die verdienstvolle Direktion des großen Indian Museum in Calcutta drückte mir gegenüber ihr Bedauern darüber aus, daß der Vizekönig in den geschonten Revieren des Maharajah von Cooch Behar ein Rhinozeros zur Strecke gebracht habe. Man sollte doch die kümmerlichen Reste dieses seltenen und fast vorsintflutlichen Geschöpfes nicht gänzlich ausrotten. Ich erlaubte mir den Einwand, daß doch der Vizekönig an erster Stelle wohl noch das Recht für sich in Anspruch nehmen dürfe, ein Rhino zur Strecke zu bringen, und gab mich Illusionen hin, welchen bedeutenden Schutz die Reste dieser Dickhäuter in Assam noch genießen würden.

An Ort und Stelle konnte ich mich überzeugen, daß gerade dem Rhino von den Eingeborenen am meisten nachgestellt wird. Denn nach ihrem Aberglauben wird das Horn des Rhino (Rhinoceros unicornis) zu medizinischen Zwecken für eine Summe bis 300 Rupies verkauft. An verschiedenen Stellen unweit von Bokakhat fand ich in den Sümpfen Hütten gebaut, aus denen Eingeborene die zur Tränke und Suhle kommenden Dickhäuter auf nahe Entfernung mit ihren Vorderladergewehren bombardiert hatten. Sie müssen sie wohl auch zur Strecke bringen, sonst würden sie bald diesen Sport von selbst aufgeben. So stellt sich die Theorie des Wildschutzes in der Praxis dar.

Daher allein schon kann es kein Wunder nehmen, wenn das Rhino heutzutage als so gut wie ausgerottet betrachtet werden muß. Jetzt gibt es noch drei, ja vielleicht vier verschiedene Rassen des

Rhino, die in Assam und den Grenzgebieten von Burma vorkommen sollen. Gewöhnlich ist es das Rhinoceros unicornis, das größte indische mit einem Horn bei Männchen wie Weibchen, das noch am zahlreichsten in den Gebieten von Cooch Behar angetroffen wird. Von Java über die malayische Halbinsel durch Burma hindurch kommt bis in das Sikkhim Terai und in die Sunderbans in der Nähe von Calcutta ein kleineres Rhino vor (Rhinoceros javanicus), welches sich auch schon in dem netzartigen Aussehen der Schwarte von dem ersteren unterscheidet. Dieses trägt ebenfalls nur ein Horn, das beim Weibchen in der Regel fehlen soll.

Während die beiden erwähnten Rhinorassen nahezu unbehaart sind, hat die kleinste Rasse (Rhinoceros sumatrensis lasiotis), die durch ganz Siam, Burma bis nach Chittagong vorkommt, eine mehr behaarte Schwarte und zwei Hörner. Ein weiteres zweihörniges Rhino soll das sagenhafte Singpho-Rhino aus den hohen Gebirgszügen, die zwischen Assam und dem Chindwin-Tal von Burma liegen, sein. Genaues ist darüber noch nicht bekannt. Es lag in meiner Absicht, von Sadyia aus in das Singpho-Grenzgebiet vorzustoßen, um auch u. a. dieser Rhinofrage näher zu treten. Ich selbst bin im hohen Grasdickicht zweimal auf Rhinos, wahrscheinlich Rhinoceros unicornis, gestoßen, die, auf nur ca. 10 Schritte hochgemacht, schnaubend abgingen. An einen Schuß war nicht zu denken, und obgleich ich ihnen nachfolgte, habe ich nur ihre Fährte gesehen. Einen überlegten Angriff auf Menschen, wie er von seiten der Großkatzen, Rogueelefanten, dem Gaur und Büffel bekannt ist, traut man ihren Fähigkeiten kaum zu. Sie gehen aber in ihrer einmal eingeschlagenen Richtung rücksichtslos vorwärts und haben bei solchen Gelegenheiten, wie es sich selbst bei der Hofjagd in Cooch Behar 1907 ereignete, einen Elefanten glatt überrannt.

Tiger sind in Assam noch verhältnismäßig häufig und ihre Fährten verirren sich bis in die Teegärten. Bei meiner Ankunft in Bokakhat hatte gerade ein Tiger, nur 200 Schritte vom Dorf, eine Kuh zerrissen. Vier Dorfgewaltige hatten sich auf einer Machan sofort angesetzt. Sie schwatzten aber so eifrig, daß der wieder an das Luder zurückkehrende Tiger rechtzeitig gewarnt wurde und kehrt machte. Sehr oft vergiften auch die Assamesen das Luder, und der Tiger fällt ihnen auf diese Weise mühelos zur Beute.

Es war Anfang Februar. Wo die Sonnenstrahlen an einzelnen Stellen durch das Grasdickicht den Boden, besonders an den schma-

len Dschungelpfaden erreichen konnte, da sprossen Veilchen in Blau und Weiß mit köstlichem Wohlgeruch. Man denke sich einen Tiger, der auf Veilchen schreitet! —

Noch waren die Grasdschungeln meist grün und nicht ganz trocken. Alljährlich um Mitte Februar beginnen die ersten Grasbrände. Erst wenn die ausgedörrten Graswälder abgebrannt sind und aus ihrer Asche das neue Gras emporschießt, welches dem Wilde gute und frische Äsung bietet, beginnt die eigentliche Jagdzeit Assams. Aber, was ich hier betonen möchte, ausgeschlossen ist die Jagd auch in den Monaten nicht, da das Gras sehr hoch ist. Nur sind Jagdelefanten, die ja in Assam zahlreich und im allgemeinen leicht zu beschaffen sind, zur Ausübung der Jagd noch notwendiger, als in anderen Provinzen Indiens. Die besten Strecken werden erzielt, wenn in den weiten Grasfluren mit Hilfe von Elefanten in einer Linie oder mit Hunderten dieser nützlichen Dickhäuter in großen Kesseln getrieben wird. Mit 6—8 Elefanten in Linie kann man schon gute Resultate erzielen. Bei Jagden des Vizekönigs, indischer Fürsten und hochfürstlicher europäischer Gäste werden z. B. in Cooch Behar oder in Terai große Kesseltreiben veranstaltet mit 200—400 Elefanten. Auf diese Weise erlegte Lord Curzon noch vor wenigen Jahren in 5 Tagen im Nepal Terai 28 Tiger.

Da die für mich geheuerten Elefanten mich niemals erreichten, mußte ich mit einer einzigen alten Elefantendame, Amalaswintha genannt, fürlieb nehmen und mich darauf beschränken, die Sümpfe alias Bhils abzubirschen oder einzelne Fährten zu verfolgen. Mein Mahaut, ein indolenter Assamese, der noch niemals Jagden mitgemacht, erschrak schon, wenn ein Vogel vor dem Elefanten plötzlich aufging. Bekanntlich überträgt sich die Furcht, wie jeder andere Wechsel der Gemütsstimmung des Mahauts, sehr leicht auf den Dickhäuter. Sie haben dafür ein sehr feines Gefühl und verhalten sich genau nach der Stimmung und den Nerven ihres Herrn und Führers. So prustete und wendete schon das liebe dicke Gemütstier, wenn ein Käfer brummend im Grase aufging, als ob es seinen Mahaut darauf aufmerksam machen zu müssen glaubte. Und mit dieser Ausrüstung sollte ich Tiger schießen! — Wurde ich aber dem Mahaut recht deutlich, und ich bin es ihm öfters, besonders im Anfang geworden, so ging es ganz gut vorwärts, und bald hatte auch der Elefant einen ganz anderen Schritt am Leibe.

Gewöhnlich ereignete sich zwischen mir und dem Mahaut eine

weniger liebenswürdige aber eindringliche Auseinandersetzung beim Zusammentreffen mit Büffeln, deren Erlegung ich als das Hauptziel meiner Assam-Expedition betrachtete. Der wilde Assam-Arniriesenwasserbüffel — ich finde leider keinen kürzeren deutschen Namen für diese Rasse — ist der mächtigste und wehrhafteste Vertreter der asiatischen Büffel. Und in der Tat ist er ein gewaltiger Recke, der seine Kollegen aus anderen Ländern in vieler Beziehung, sowohl durch seinen mächtigen Körperbau und das für das Genus bos einzig hoch und weit entwickelte Gehörn, als durch seine Wildheit und Kühnheit überragt.

Die Ausübung der Jagd auf den Assamwildbüffel wird mit Recht zu der gefährlichsten gerechnet, welche Asien aufweist, wenn ich auch hier wieder hervorhebe, daß eine Gefahr während der Ausübung der Jagd von Fall zu Fall bei demselben Tier individuell verschieden ist. Schon der zahme Wasserbüffel, der vielen Lesern von den Mittelmeerländern und Südasien her bekannt ist, zeigt in der Regel wohl einen gewissen drohenden Ausdruck, der letzte Rest von Wildheit bei diesen entarteten Rassen.

Über den lateinischen Namen des Assam-Büffels scheinen sich die Gelehrten noch nicht einig zu sein. Bos bubalis L., Bos Bubalus oder Bubalus arna sind Namen aller asiatischen Büffelrassen in der Gesamtheit. Ich unterscheide aber als Jäger in Indien allein schon mehrere Arnirassen nach ihrer verschiedenen Stärke und ihrem Verbreitungsgebiet. Wir finden den Wildbüffel (verwildert?) einmal in Nordostindien und zwar in den Ebenen des Brahmaputra und des Ganges, in den Terais, bis zu den Sundarbans und der Ostküste von Midnapore und Orissa. Weiterhin kommt er in den Zentralprovinzen in der Umgegend von Raipur vor. Auch in Haiderabad fällt er unter das Wildschongesetz. In Burma ist er u. a. speziell im Bassein-Distrikt häufig und weiterhin noch in verschiedenen Gebieten auf der malayischen Halbinsel. Alle diese genannten verschiedenen Rassen, welche wohl den Namen Riesenbüffel verdienen, haben gewaltige Trophäen. Die Bassein-Büffel z. B. geben den Assam-Büffeln an Stärke und selbst an Länge ihres Gehörns kaum etwas nach. Aber ähnlich wie bei den Hirschen und Antilopen scheinen auch die Büffel je näher dem Äquator am Geweih oder Gehörn zu verkümmern. Einen Beweis bietet uns nächst den engen Grenzen der Insel dafür der Ceylon-Büffel. Wie die gesamte Wildfauna Ceylons gewissermaßen nur ein minderwertiger Abklatsch gegenüber der festländisch indischen ist, so bildet auch

hier der Wildbüffel keine Ausnahme. Der Ceylon-Wildbüffel hat gegenüber seinem festländischen Kollegen auch schon viel von seiner wilden Kühnheit verloren. Doch schließt das ja nicht aus, daß in Ceylon ebenfalls eine Begegnung mit dem Wildbüffel recht verhängnisvoll werden kann. Das mag aber auch schon bei zahmen Büffeln geschehen, wie es u. a. Wißmann in Indien erlebte.

Zwei typische Gehörnformen, die auch bei zahmen mehr oder weniger ausgeprägt sind, unterscheidet man bei den Wildbüffeln, eine kreisförmige runde und eine gerade Form mit nach innen kurz eingewinkelten Spitzen. Die erstere nennt Hodgson Bubalis spiroceros und Lydekker Bos bubalis typicus, die andere bubalis macroceros. Hierbei kann ich mir nun nicht denken, daß diese beiden Abweichungen eine verschiedene Rasse bilden sollen. Ich habe mehrfach, ja selbst in ein und derselben Herde, die gewöhnliche kreisrunde Form und die mit nach innen kurz eingewinkelten Spitzen gesehen. So bin ich erstaunt, in dem Journal of the Bombay Natural History Society zu lesen, daß selbst einer der bekanntesten Büffeljäger, der Maharajah von Cooch Behar, nur ein einziges Exemplar von der geraden Gehörnform (macroceros) erlegt haben soll, das er dem Britischen Museum überließ. Ich selbst habe keinen macroceros erlegt und kann daher die Richtigkeit meiner Behauptung nicht beweisen.

Von der dunkelbraunen — dun coloured — Büffelrasse Ober-Assams, welche Bos bubalis fulvus genannt und von der ein Exemplar im Indian Museum Calcutta aufbewahrt wird, habe ich keine Spuren gefunden. So bleibt dem zoologischen Systematiker in bezug auf die Büffelrassen fast genau soviel Arbeit übrig wie u. a. bei den verschiedenen Rassen des Sambars. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß auch schon nach den Maßen Rowland Wards der Riesenbüffel von Assam und Bengalen die erstrebenswerteste Büffeltrophäe für den Jäger bildet. — Mit dem edlen Gaur verglichen, verliert der Büffel indessen an Reiz für den Jäger.

Trotz seiner enormen Trophäen und seiner Wildheit erreicht er niemals die Würde und die Majestät der ganzen Erscheinung, welche den Gaur zum Edelwilde unter den Boviden macht. Trotzdem ist der Büffel unter den Eingeborenen in Gegenden wie in Assam, wo beide vorkommen, gefürchteter als der Gaur, und alte Büffelbullen terrorisieren gewissermaßen große Felder, auf denen Eingeborene ihre zahmen Büffel weiden lassen.

Es ist ein gar nicht seltenes Vorkommnis, wie ich es auch erlebt

habe, daß bestimmte wilde Einzelgänger die Hirten bei Bewachung der zahmen Herden zur Flucht zwingen. Zu ihrer Sicherheit bauen sich die Leute hier und dort in den Feldern hüttenartige Hochsitze, von wo aus sie die Büffel von den bebauten Feldern jagen, um sich gegen Wildschaden zu schützen. Die Assamesen haben es andernteils wieder sehr gern, wenn ein wilder Büffelbulle ihre zahmen Kühe beschlägt, da sie den Wert der Zuchtwahl durch Einführung neuen Blutes zu würdigen verstehen. Die Gehörne der zahmen Büffel geben aber an Stärke und Aussehen den Trophäen der wilden Büffel kaum etwas nach, und es ist schon mehr als einmal vorgekommen, daß eifrige Sportsmen zahme Büffel statt wilder bona fide zur Strecke brachten.

Andernteils kann man ähnlich wie bei den Elefanten ganze Herden von Büffeln im naturtreuen Grasdschungel auf die photographische Platte bringen. Ein Kenner wird kaum den Unterschied finden, ob sie tatsächlich wild waren oder ob der kühne Photograph zahme Tiere auf die Platte gebannt hat. Noch einfacher ist das Vergnügen für einen Globetrotter, sich einige Gehörne von zahmen Assam-Büffeln für billiges Geld zu kaufen. Sie sehen meist genau so aus wie die wilden. Der Wildbüffel ist äußerst scheu und hält sich ähnlich wie die Rhinos während des größten Teiles des Tages in den hohen und sehr dichten Elefantengrasdschungeln verborgen.

General Kinloch[1]) sagt von den Assam-Grasdschungeln in seinem Wildbüffel-Kapitel: „Ich kenne Grasdschungeln, welche nicht größer sind als eine englische Quadratmeile, und ich bezweifle, daß ein Mensch, welcher allein ohne Nahrung und Kompaß hier gelassen wird, jemals wieder herauskommt. Es würde nur ein glücklicher Zufall für ihn sein, wenn er es vermöchte. Denn kein Gemach der schönen Rosamunde war jemals derartig das Zentrum solch verzweigter Labyrinthe, wie sie durch die Dschungelgänge des Rhinozeros und Büffels gebildet werden. Eine Vorwärtsbewegung, ausgenommen auf diesen schon mehr tunnelähnlichen Pfaden selbst, ist unmöglich."

Von der Richtigkeit dieser Worte wurde ich gleich in den ersten Tagen bei Bokakhat überzeugt. Der Ortsshikari wollte mich zu bestimmten Bhils führen, welche Wildbüffel gegen Abend zur

---

[1]) Large Game Shooting. By Brig. General Alexander A. A. Kinloch. Calcutta, Thacker, Spink and Co. 1892.

Äsung und Suhle aufsuchen sollten. Schon mehrere Male hatte meine Morgenbirsche dahin versagt.

Um 3 Uhr nachmittags waren wir — Lahori, der Shikari, der Mahaut und ich — auf dem Elefanten in nordwestlicher Richtung aufgebrochen, wo die Karte undurchdringliches Dschungel bezeichnete. Ich schärfte noch dem Shikari ein, daß ich bei Anbruch der Nacht irgendwo wieder auf einem Wege landen müsse, und in froher Erwartung nahm uns bald das dichte und hohe Graslabyrinth auf. Wir erreichten auch mehrere Bhils, die wohl frische Büffel- und Rhinofährten aufwiesen, aber außer einer Reihe von verschiedenem Wassergeflügel und Stelzvögeln war kein Stück Wild zu sehen.

Die Vogelwelt nahm mein ganzes Interesse in Anspruch. Da verrannen die paar Nachmittagsstunden schnell, und ich dachte nicht eher an Rückkehr, zumal sich auch der Shikari still verhielt, bis die Sonne blutigrot über dem weiten Graswald zur Neige ging.

Nun drängte ich zur Heimkehr, und lächelnd erwiderte mir der Shikari, daß wir bald wieder auf festem Boden sein würden. Die Sicherheit, mit der der Einheimische mich Fremden einwiegte, beruhigte mich vollkommen, da schon in ähnlichen Lagen mein Mißtrauen eingeborenen Führern gegenüber sich stets als unberechtigt herausgestellt hatte. —

Der Sumpfboden der Bhils schwankt unter jedem Tritt unseres Dickhäuters, der gemächlich aber vorsichtig jeden Fuß langsam vorwärts setzend, kaum von der Stelle kommt. Gurgelnd und quatschend versinkt jeder Lauf wohl einen halben Meter tief in dem schwammigen Gelände, und das Herausziehen eines einzigen Fußes erfordert immer viele Sekunden, bis ein knallartiges Geräusch, das an das Herausziehen eines Flaschenpfropfens erinnert, mir anzeigte, daß Amalaswintha einen Meter Bodenfläche mühsam gewonnen hatte. Und hinter dem Elefanten brodelt und summt das in die tiefen Löcher eindringende braune Sumpfwasser, welche durch die umfangreiche Elefantenfährte entstanden sind. Endlich sind wir auf der trockenen Uferbank des Bhils angelangt, und auf einem Dschungelpfad mit festem Boden geht es etwas lebhafter vorwärts. Aber schon war in diesen Grastunnels die Nacht hereingebrochen, zumal die breiten Grashalme 2 m hoch über unseren Köpfen zusammenschlugen.

„Kennst du auch den Weg?" fragte ich den Shikari. — „Ratko atscha hai, Sah'b." — Na, wenn ihm die Nacht nicht unangenehm,

da kann ich wohl beruhigt sein. Die Umrisse meiner Leute konnte ich schon nicht mehr erkennen. — Nach einigen Minuten schien die Bewegung des Elefanten ins Stocken zu geraten, und ich wußte nun, daß Amalaswintha den Dschungelpfad verloren hatte. Mühsam bahnte sich die alte Dame, mit ihrem Rüssel das hohe Gras vor sich umlegend, Schritt für Schritt ihren Weg.

Der Himmel war von Dunstwolken bedeckt und auch kein Stern war sichtbar — es herrschte eine wahrhaft ägyptische Finsternis.

Verflixt und zugenäht! Ist das hier etwa noch ein Weg? — Keine Antwort. Nur die Elefantentante pustete und schien unter ihrer schweren Last und der harten Arbeit wahre Seufzer auszustoßen.

Ich nahm meine Streichhölzer aus der Tasche und beleuchtete mühsam meinen Kompaß, den ich stets an meiner Uhrkette trage. Ja, wir haben ja nördliche Richtung eingeschlagen. — Wir müssen ja nach Südosten, also reiten wir gerade vom Lager ab. — Der Shikari blieb still, Lahori und der Mahaut ebenfalls. — Nun fuhr ich mit der Hand durch die stockdunkle Nacht und traf bedauerlicherweise gerade den Schädel des Shikari. Weißt du jetzt noch Bescheid? — Endlich wimmerte es kläglich zurück: „Nay, Sah'b."

So übernahm ich, es mochte gegen 8 Uhr abends sein, die Führung nach dem Kompaß. Von Zeit zu Zeit spendete ich ein Streichhölzchen, um mich von der eingeschlagenen südöstlichen Richtung zu überzeugen, und so ging es mit schneckenhafter Geschwindigkeit mühsam weiter. Jetzt hörte das Grasdschungel auf und Amalaswintha stieg einen Grabenrand hinunter. Wir befanden uns wieder in einem Bhil. Saugend und quatschend versank wieder ein Elefantenlauf nach dem andern langsam und tief in der modrigen Suhle. Jetzt rauschte das Wasser und tiefer versank der schwere Koloß mit jedem Schritte in dem sumpfigen Gewässer. Es war ein keineswegs himmlisches Wonnebewußtsein, so losgelöst in der pechfinsteren Nacht, da ich weder den vor mir sitzenden Mahaut noch den Elefanten sehen konnte, gewissermaßen schwerer als die Luft, von der unsichtbaren Elefantenmotorenkraft im Wasser herumgetragen zu werden. Aber noch erreicht das Wasser nicht die am Elefanten herunterhängenden Beine.

Plötzlich prustet Amalaswintha besonders unwirsch auf. Ihr tastender Vorderlauf findet keinen Grund und von selbst macht sie Kehrt! Also zurück! — Hier geht die Karre nicht weiter. —

Diese Kehrtwendung dauerte 2—3 Minuten, und endlich nach weiteren 20 Minuten haben wir die nur 30 m entfernte Uferbank wieder erreicht. Es folgt abermals das Aufleuchten des Zündhölzchens. Ich muß sehr sparsam sein, die Lichtspender gehen zu Ende, und Lahori selbst hat auch nur ein halbes Dutzend dieser kostbaren Streichbalken. Jetzt geht es in südlicher Richtung an der Bank des Bhils entlang im dicken Labyrinth des Elefantengrases eine weitere Stunde. Von Zeit zu Zeit lese ich mit dem Feuerschein der letzten Zigarre mühsam den Kompaß und die Uhr ab. Vor uns geht schnaubend ein Stück Großwild, Rhino oder Büffel, auf, dem wir uns auf einige Meter genähert hatten, und dieses Geräusch reißt mich aus meinen Träumen. Von der Ferne trägt ein laues Nordwindchen schwach den heulenden Ton einer Dampfsirene vom Brahmaputra herüber. — Im übrigen eine unheimliche Stille. Von dem Knacken und Brechen des Grases abgesehen, stöhnt und seufzt die alte Elefantentante unter der schweren Last, die sie widerwillig in der dunklen Nacht so lange spazieren tragen muß. —

Endlich durchqueren wir wieder ein anderes Bhil, das nicht so wasserreich ist, und am südöstlichen Himmel geht der im fünften Zwölftel abnehmende Mond um Mitternacht auf. Schließlich doch eine Hilfe zur Orientierung! Mich dankbar meiner Lehrer im Kadettenkorps erinnernd, bestätige ich die eingeschlagene richtige Marschrichtung nach dem freundlichen Nachtwandler, der so stille geht. —

Und weiter geht es quer durch das Elefantengras. Ich lasse von Zeit zu Zeit halten, der Shikari muß sich auf den Elefanten stellen, auch tue ich es in der Hoffnung, daß uns von weit und breit her vielleicht der Schimmer eines Feuers winken, d. h. die Nähe einer menschlichen Ansiedlung verraten könnte. — Aber „Nay, Sah'b" klang es immer stereotyp aus dem Munde des Shikari zurück.

Nach einer weiteren Stunde kommen wir auf eine freie Fläche mit festem Boden, und endlich ist die Schlacht gewonnen. Einige hundert Meter weiter glaube ich in dem blassen Mondschimmer einen dürren Baum ohne Blätter zu erkennen. Ich lasse darauf zu halten, und richtig — ein Telegraphenpfahl an einer Straße. Nun wird mein Volk geschwätzig, und nach einer weiteren Stunde erreichte ich gegen 3 Uhr morgens mein Lager.

Mein Bedarf von den Fähigkeiten des Shikari war hinlänglich gedeckt, und ich nahm seinen Dorfkonkurrenten in meine Dienste. Mit dem letzteren bin ich fernerhin auch ganz gut ausgekommen,

obwohl er ein weit vorgeschrittener Opiumesser war. Ohne ein bestimmtes Quantum Opium, das er nicht rauchte, sondern als einen Priem nahm, machte er nicht mit. An und für sich ist Opium nicht schädlicher wie andere Gifte, z. B. der Alkohol, und das Übel des Übermaßes gleicht sich in seinen Folgen aus. Nur bestimmte eingeborene Händler dürfen in Assam das Opium verkaufen, und zwar auf einmal nicht mehr an eine Person als für 10 Annas, wofür der Käufer 1 Rup. Opiumgewicht erhält. Ein solcher Opiumhändler bezahlt der Regierung für das Monopol monatlich 152 Rup. und macht dennoch gute Geschäfte. Um ein größeres Quantum mitnehmen zu dürfen, erhielt ich vor meinem Abmarsch von Golaghat eine besondere Erlaubnis. Wenn ich meinem Opiumshikari des Abends als kleine Strafe für seine Nachlässigkeit kein Opium verabreichen ließ, so war er sicher am anderen Morgen erst recht nicht zu gebrauchen. Ohne Opium konnte er keinen Schlaf finden. So mußte ich leider dieses Laster noch unterstützen.

Um die weiten Anritte zur Birsche in den Bhils zu vermeiden, verließ ich Bokakhat und schlug mein Lager nahe einer weltverlassenen Ansiedlung, Kanhilmari genannt, in der direkten Nähe von Sümpfen, den besten Büffelgründen, auf. Am nächsten Morgen gegen 5 Uhr, als ich mich gerade auf dem Marsche zu einem bestimmten Bhil befand, wurde der noch nicht beginnende Tag von einem Erdbeben eingeleitet, das zweite größere, das ich in Indien erlebte. Mächtig rollte der unterirdische Donner während 20 Sekunden, der von dem Himalaya aus Norden kommend die Erde in ihren Grundfesten erbeben ließ. Erschreckt, kreischend und schnatternd flogen Reiher, Enten und anderes Sumpfgeflügel auf, welche vorzeitig geweckt, nach kurzer Zeit wieder beruhigt einfielen.

In einem Bhil, das ich gerade vor Sonnenaufgang erreichte, traf ich nur frische Fährten im Morgentau, aber keine Büffelherde an. Sie hatte schon das schützende Dickicht aufgesucht. Ein nebelfreier Tag war angebrochen, und die durchsichtige kristallklare Luft gestattete mir eine weite Fernsicht von einer Bhilbank über die schier endlosen Grasdschungeln hinweg. Und weit im Hintergrund nach Norden hin entrollt sich ein langes blaues Band, die Kette des Himalaya. Noch verdeckt grauweißes Nebelgewölk die Gipfel der hinter den blauen Vorbergen liegenden gigantischen Gebirgsmassen. Und als der kühle Morgenwind die hintere Wolkenwand in Fetzen reißt, taucht eine neue Welt auf und die ersten

Strahlen der Sonne beleuchten rosig die in voller Klarheit nun hervortretenden Spitzen ewiger Schnee- und Eisriesen. Über dem blauen Bande der Vorberge ein Korallenband ewigen Eises! — Dort oben ein anderes Land, eine andere Welt, die noch nie des Menschen Fuß betreten! —

Aber nur kurze Zeit dauert das Farbenspiel. Dunstwolken steigen auf und verhüllen die Pracht. Ein grauer Vorhang macht der Herrlichkeit ein Ende. Gerade als wenn die Berggötter aus Neid dem Menschlein, das da unten im Tale wandelt, nur einige Minuten lang einen Einblick in ihre Welt gestatten wollten. Und geradezu trostlos grau und greulich empfangen mich wieder die verdorrten Graswälder mit ihrer niederdrückenden Nüchternheit.

Inzwischen war ich an ein zweites Bhil herangekommen. Den Shikari ließ ich gewohnheitsgemäß sich auf den haltenden Elefanten stellen, um den Sumpf übersehen zu können, zumal einige Madenhacker darüber kreuzten. Dieses Mal klappte er aber gleich einem Taschenmesser wieder zusammen.

„Panch Pois hay, Sah'b!" — Also eine Herde von fünf Büffeln. Ich ritt vorwärts und konnte von der Bhilbank aus nun auf 200 Schritte die Herde sehen, worunter ich bald einen guten Bullen mit breiter Auslage (Hodgsons macroceros?) erkannte, der im Lager saß. Fünfzig Schritte weiter drei Stück, die ich nicht Zeit hatte zu beobachten. Denn schon, bevor der Elefant hielt, eräugte uns ein Kalb, und das trotzig langgezogene äkh — äkh — der Warnungsruf des Büffels tönte mir entgegen. Die Herde schien nicht wie Gaurs oder Sambars den Elefanten aushalten zu wollen, eine Beobachtung, die ich auch später immer bestätigt fand. Es mag sein, daß die Büffel fast immer zuerst über dem Dschungelgras die Menschen auftauchen sehen und deshalb auch den Elefanten nicht herankommen lassen.

Kurz bevor die Herde flüchtig abging, machte ich noch auf den einzeln stehenden starken Bullen mit der 9,3 mm Doppelbüchse Dampf. Vorwärts stürmte die Herde und war in den nächsten Sekunden schon von dem deckenden Graswald aufgenommen. Ich ritt genau an den Einwechsel des Bullen und fand auch sofort Schweiß in richtiger Höhe an den Gräsern. Aber was ist das? — Da rauscht, knackt und bricht es hier und dort auf mich zu! — Ich war vom Elefanten heruntergeglitten, um genau den Schweiß zu untersuchen. Jetzt sprang ich einige Schritte vom Dschungelrande, um wenigstens 10 Schritte Schußfeld zu haben, zurück und

machte fertig. Die ganze Herde schien, Kopf an Kopf, in einer Front nebeneinander aufmarschiert, den Eindringling annehmen zu wollen. Eine ganz eigenartige Haltung, welche von allem Großwild in dieser Weise nur die Büffel zeigen dürften. Andere einzelne Stücke wehrhaften Wildes — niemals eine Herde — greifen wohl an oder sie flüchten, bis sie in Sicherheit zu sein glauben. Diese Büffelherde sucht nur erst Deckung, schließt dann zusammen und macht nach dem Feinde zu Front. Wohl an fünf Minuten stand ich schußbereit und erwartungsvoll, was da kommen sollte. Dann erst machte die Herde schnaubend langsam kehrt und zog noch öfters stehen bleibend, in das Labyrinth zurück. Ich glaubte wenigstens den Bullen an der Stelle verendet vorzufinden, verfolgte die Fährte noch an 300 m weit und kehrte, da der Schweiß immer spärlicher wurde, mit leeren Händen in das Lager zurück. Ich tröstete mich zunächst in dem Gedanken, daß später die Geier, die sehr zahlreich in Assam vorhanden, mir den verendeten Büffel verraten würden. Aber kein Geier meldete mir die frohe Botschaft.

Fast jedesmal, wenn ich Büffel beschossen, zeigten sie, im Grasdschungel wieder vereint, eine drohende Haltung. Es ist mir nie bekannt geworden, daß eine „Herde" Büffel einen Menschen angegriffen hat, obwohl ich es für möglich halte. Dagegen ist tatsächlich bewiesen, daß eine Herde Büffel einen Tiger angegriffen, und ich halte es nicht etwa für eine Fabel, die uns Rudyard Kipling in Mowglis Kampf gegen Shere Khan erzählt.

Mir berichtete ein durchaus glaubwürdiger Zeuge von einem Kampf einer Herde Büffel gegen einen angeschossenen Tiger, der sich vor seinen Augen in Bengalen abgespielt haben soll. Der Vater dieses Augenzeugen, ein in Indien wohlbekannter General und passionierter Sportsmann, hatte einen Tiger angeschweißt, welcher schwerkrank in ein dichtes und wenig umfangreiches Grasdschungel nicht weit von einem Dorfe flüchtete. Da es zu gefährlich schien, ohne Elefanten zu Fuß dem Tiger zu folgen, so erbot sich der Büffelhirt des nahen Dorfes, die zahmen Büffel zu holen, um mit ihrer Hilfe den Tiger herauszutreiben. Die Anwesenden brachten sich auf Bäumen zunächst in Sicherheit, zumal der Hirt erklärte, selbst nicht mehr Herr der Herde zu sein, wenn die Büffel den Tigerschweiß wittern würden. Dann warf er ein Stück Tuch mit Tigerschweiß benetzt unter die Herde und kletterte selbst schnell auf. Sofort wurden die Büffel unruhig. Als der Leitbulle nun die frische Schweißspur gefunden, bleib er witternd stehen, die Flanken

mit dem Schweife schlagend. Darauf schlossen sich die hundert Büffel Kopf an Kopf in einem Halbkreis zusammen, und stürzten in rasender Fahrt auf das Dickicht, worin der Tiger steckte. Brüllend kam er bald heraus. Die Büffel schlossen einen Kreis um ihn und griffen ihn an. Auf 100 Schritte konnte der Zeuge beobachten, wie sie die riesige Katze hin und her warfen, was ein wunderbares Schauspiel gewesen sei. Der Tiger ward bald nur noch eine unkenntliche Fleischmasse. Nach dem Kampfe ließ die Wut der Büffel noch nicht nach, die nun untereinander zu kämpfen begannen und selbst gegen Bäume rannten. Erst nach Stunden beruhigten sie sich. Der Hirte kletterte dann von seinem Baum herunter, ging in Richtung auf sein Dorf, lockte die Herde, die ihm nun ruhig folgte. Erst jetzt konnten die Zeugen auch ihre luftigen Sitze verlassen.

Ich gebe die „Story" hier wieder, auch wenn ich die Wahrheit nicht verbürgen kann. Jedoch ist mir der Zeuge einwandfrei, und ich selbst halte seine Erzählung nicht für unmöglich. —

In den letzten Tagen hatten die Grasdschungeln angefangen abzubrennen. Hier und dort flammte es am Nachmittage und gegen Abend auf, nachdem die Tagessonne den letzten Rest des Morgentaus und der Feuchtigkeit in dem jetzt nahezu graugelben Elefantengras hinweggesaugt. In den meisten Fällen stecken es die Eingeborenen an. Je nach der Trockenheit des Grases und den Windverhältnissen brennen Quadratkilometer große und nach und nach umfangreichere Flächen in kurzer Zeit ab. Wo noch heute undurchdringliche Wälder gestanden, bietet sich morgen eine weite schwarzgebrannte Fläche dar. Sie werden von allen Wildarten wegen der salzhaltigen Asche mit Vorliebe aufgesucht. Mein Lager stand auf einem freien trockenen Platz und wurde durch die Brände in der Nähe in keiner Weise gefährdet. Aber einen grandiosen Anblick gewähren diese einzigartigen Grasdschungelbrände besonders gegen Abend, wenn die blutrote Feuersglut verheerend und vom Winde gepeitscht, wohl an 10 m hoch gen Himmel schlägt.

Soweit das Auge reicht ein Flammenmeer! — Hei, wie das knattert, zischt und prasselt gleich einem tausendfachen Pelotonfeuer, von Zeit zu Zeit von dumpfen Detonationen unterbrochen. Die Rauchentwicklung ist gewöhnlich je nach dem Feuchtigkeitsgehalt des Grases gering. Hochauf züngeln die einzelnen Feuerwogen und wälzen sich je nach den einzelnen Windstößen dahin; bald langsam und allmählich, bald mit großer Geschwindigkeit

vorwärtsschreitend, wenn die Glut reichen und nahrhaften Boden gefunden und der Abendwind sie anfacht.

So gewährte mir eines Abends ein gewaltiges Flammenspiel ganz in der Nähe meines Lagers noch einen besonderen Genuß, nachdem meine Leute nach Sonnenuntergang das Dschungel in Brand gesetzt hatten.

Diese Grasdschungelbrände vermögen aber unter der Tierwelt nicht so verheerend zu wüten, wie u. a. die Prairiebrände Amerikas. Auch der Mensch hat genügend Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, wenn er einen Weg kennt, der aus dem Labyrinth herausführt. Als ich am folgenden Morgen nach Tagesanbruch die Brandfläche vom vorhergehenden Abend abritt, konnte ich die Kadaver vieler Schlangen bemerken, die erstickt oder zum Tode geröstet waren. Es waren wohl an dreißig Stück, die ich beim Überreiten dieser zirka 1 km breiten Brandfläche rechts und links vom Elefanten herunter erblickte. Vorher und später habe ich in Assam keine Schlange im Dschungel gesehen. Ein Zeichen, welche Menge dieses Gezüchts sich vor den Augen des Menschen verbergen kann. Die meisten gehörten zwei verschiedenen zirka 2—3 Fuß langen Arten an. Ein Dutzend davon, die vom Feuer weniger verbrannt als erstickt waren, und aufgeringelt in Verteidigungsstellung wie noch lebend an etwas mehr vom Feuer geschützten Stellen lagen, wanderten in Spiritus. — Die Schlangengefahr ist in Assam gering zu nennen. Major Wall[1]), der bekannte indische Schlangenspezialist, hat in Ober-Assam in zwei Jahren 615 Spezimen gesammelt. 555 davon waren harmlos und 60 giftig. Also kommen auf je 20 Schlangen nur zwei giftige. Während dieser beiden Jahre kam ihm kein Fall von Schlangenvergiftung zur Kenntnis.

Als ich einige Stunden später wiederum die Brandfläche auf dem Heimwege durchquerte, konnte mein Auge keinen Schlangenkadaver mehr entdecken. Eine Anzahl Raubvögel, wahrscheinlich Schlangenadler — auch hier reicht meine laienhafte Kenntniss in der Ornithologie nicht aus, sie richtig zu benennen — kreisten über der schwarzen Asche, in der sich wie in losem Schnee jede Wildfährte abdrückt. Sie hatten das Feld von dem Schlangengezücht gesäubert. Wie schnell und sicher arbeitet doch diese Luftpolizei. Und was leisten erst in dieser Beziehung die Geier!

In der Nähe des Lagers saßen sie in Massen. Hier warteten sie

[1]) The Snakes of Assam. Journal of the Bombay Natural History Society. Vol. XIX. Nr. 4.

träge, auf den einzelnen Baumwollbäumen hockend, oder im stolzen Fluge, der dem des Adlers gleicht, am blauen Firmament kreisend auf die Abfälle. Sie können sich aber auch mit dem Beginn des Fraßes beherrschen, denn zuerst muß der Führer an Ort und Stelle sein, dann erst folgt die Menge. Ist derselbe nicht anwesend, so warten sie womöglich stundenlang. Es herrscht also Disziplin unter der fraßgierigen Gesellschaft. Mit heiserem Gekreisch und häßlichem Gezänk öfters noch Attacken untereinander ausführend, streiten sie sich um die Atzung. Ein Bild, das ihrer ganzen Widerwärtigkeit entspricht.

Hier konnte Rackerli seinen gewaltigen Mut austoben. Vor meinem Zelte sitzend, bewachte er eifersüchtig seine von ihm abgenagten Knochen. Ich mochte ihn abzulenken versuchen, aber er hatte für mich keine Zeit. Er hörte und äugte nur nach den häßlich krächzenden Krähen und den diebischen Geiern. Diese schienen ihn wenig zu respektieren, was scheinbar sein Ehrgefühl sehr kränkte und ihn mit steigender Kampfesstimmung erfüllte. Ohne sich auf die Erde niederzulassen, holte ihm das Diebesgelichter die Brocken weg, die er beim besten Willen nicht mehr imstande gewesen wäre, selbst zu bewältigen. Dann fuhr der kleine schwarze Satan in wilder Wut wie von einer Tarantel gestochen auf die niederschwebenden Diebe, die er doch niemals faßte. Wütig und schmerzlich erschallte dann sein ohnmächtiges Gebell. Mit der Zeit bildete er sich als ein guter Birschjäger dabei aus. Gleich einer Katze schlich er sich an die vom Lager nur in kurzer Entfernung befindliche Küchenabfallstätte, um dann mit lautem Gebell, seinem Hurrageschrei, damit auch der nötige moralische Effekt nicht fehlte, in die Geierschar hineinzurennen.

Da der Geier sehr feige ist und nie ein lebendes Tier angreift, so hatte Rackerli stets einen großen augenscheinlichen Erfolg. Alle Aasfresser stoben in die Lüfte. Er war Sieger und fühlte sich auch als solcher, wie sein — das feige Gesindel verachtender — Blick bezeugte. Und stolz wie ein Torero mit Ansätzen zum spanischen Tritt, begab er sich würdig auf seinen Platz vor meinem Zelt zurück. — Aber nur für kurze Zeit. Die Geier kehrten zurück und das Kampfspiel begann von neuem.

Armer, kleiner Rackerli! Wie hast du dich da wieder als Held bewährt. Hier hatten doch seine Angriffe einen bedeutenderen Erfolg, als wie gegen die Fixköter in Kashmir oder die Affen in Mysore!

Wenn er mir hätte antworten können, welche Provinz Indiens ihm am besten gefallen habe, so würde er sicher Assam genannt haben. Rackerlis Tatendurst wurde soweit gestillt, daß er Furcht verbreitete. Auch war es nicht so heiß, daß sein Lecker sich stets außerhalb des Fanges befinden mußte. So konnte er seine Fähigkeiten und seinen Mut glänzend zeigen ohne selbst Schaden zu nehmen. Gutes Rackerli, wie fühltest du so menschlich! —

Kaum einen Kilometer vom Lager entfernt wurde ich eines Morgens auf eine Anzahl Geier aufmerksam, welche beständig um einen bestimmten Punkt in luftiger Höhe ihre Kreise zogen. Schon dachte ich an meinen angeschweißten Büffel, den ich nun durch ihre Hilfe finden sollte. An Ort und Stelle fand ich, von den Geiern noch unberührt, ein gefallenes Büffelkalb. Dasselbe mochte wohl an 14 Tage alt sein und zeigte eine tiefe Wunde hinter den Rippen, von einem Büffelstoß herrührend. Es soll nicht selten bei wilden Büffeln vorkommen, wie mir meine Leute versicherten, daß Büffelkühe in Abwesenheit der Mutter, die sich nur eine kurze Strecke vom Kalb zu entfernen braucht, dasselbe aus Eifersucht oder Mutterneid töten. Wie weit diese Erklärung der Wahrheit entspricht, konnte ich nicht feststellen. Aber verständlich ist sie schon. Im übrigen habe ich Kälber bei den Herden in allen Größen gesehen, so daß ich glauben muß, daß die Büffelkühe nicht allein im Sommer setzen, wie Lydekker behauptet, sondern das ganze Jahr über.

Endlich sollten doch meine täglichen Birschversuche vom Erfolg gekrönt sein. Noch in der Dunkelheit war ich, wie gewöhnlich, am frühen Morgen aufgebrochen. Die hohen Grashalme trieften vom kalten Tau, als ich die engen Tunnels auf Amalaswintha im Dämmerlicht passierte. Nur die Lederjoppe kann hier vor gründlicher Durchnässung schützen. Ist man noch etwas schläfrig, so wirkt das kalte nasse Bad erfrischend und ermunternd. Will man sich der hohen Grashalme, die wie nasse Peitschen in das vom Tropenhut nur gering beschützte Gesicht schlagen, erwehren, so darf man sie nicht festhalten. Zieht der Elefant weiter an, so kann es vorkommen, daß die scharfen harten Gräser die Finger bis auf die Knochen durchschneiden. Äußerlich naß wie ein Pudel waren wir auf eine 200 Schritt lange Brandfläche gelangt, auf der schon wieder die ersten frischen Grasspitzen die Aschendecke durchbrochen hatten. Gerade diese kräftigen jungen Gräser lieben die Büffel und in ihrer Nähe halten sie sich gern auf.

Da — ich traue meinen Augen kaum, bewegt sich ein schwarzer gewaltiger Klumpen auf zirka 100 Schritt auf der Blöße im Dämmerlicht und hebt sich von der verbrannten dunklen Umgebung nur schwach in seinen Umrissen ab. „Ein alter Einzelbulle", raunt mir mein Shikari zu und zu gleicher Zeit hält der Mahaut den Elefanten an. Der Bulle hatte das Herannahen des Elefanten auch bemerkt und stellt sich nun breit hin, die Front zum schützenden Graswalde. Nach Büffelart das weitspannende Gehörn nach hinten legend, äugt er trotzig auf die ihm ungewohnte Erscheinung. Aber schon habe ich in dem beginnenden Büchsenlicht Visier und Kimme der schweren 577-Doppelbüchse zusammengebracht und die gewaltige Entladung reißt den stillen Morgen aus seinem Schlummer. Noch bevor die durch den Rückstoß in die Höhe fahrende Mündung wieder in ihre horizontale Lage gebracht ist, war der Büffel im Dschungel verschwunden. Nur an 100 Schritt weit höre ich das eigentümliche Geräusch des Grasrieselns — dann ein dumpfer Fall, und bald zeigt mir das deutlich vernehmbare Schlagen mit den Läufen, daß mein erster Büffelbulle zur Strecke gebracht ist.

Zunächst setze ich meine Birsche nach einem entfernteren Bhil fort und bemerke auch am anderen Ende desselben auf mindestens 300 m eine äsende Büffelherde. Ich versuche mich noch näher heranzubirschen und lasse Amalaswintha gedeckt am Rande des wasserreichen Sumpfes vorgehen. Die liebenswürdige bejahrte Dame erfreute sich stets einer guten Verdauung und weithin, gerade in diesem für mich denkbar ungünstigen Augenblick „knallerten und ballerten" ihre intimsten Geräusche laut über die morastige Fläche. — Im nächsten Augenblick ist auch schon die Büffelherde im Dschungel verschwunden, und ich halte mit dem Mahaut eine dringliche Besprechung über die Linderung des Elefantendarmkollers. Wenn ich nun Rizinus oder Vichywasser eimerweise oder auch die schönsten Tricks moderner Kurpfuscherei bei ihr angewandt hätte, kein Mittel würde imstande gewesen sein, ihren Vergaser zu beruhigen oder ihre gesellschaftlichen Formen zu verbessern, auch der Appell an ihr sonst so ausgeprägtes Taktgefühl mißlang. Die vorzügliche Verdauung blieb und hat mich noch mehrere Male im ungeeigneten Moment gestört. Wie würden doch hier wieder die Kashmiris gesagt haben? — „Kismet!" —

Als ich nach zwei Stunden an den verendeten Einzelgänger herankam, fand ich zu meiner Enttäuschung nur einen mittelstarken Bullen, von je 1 m (40 Zoll) Gehörnlänge. Jedoch war der

Umfang eines Horns mit 43 cm (17 Zoll) bedeutend. Tiefe Narben von Kämpfen mit Nebenbuhlern zeigte das fast kreisrunde formvollendete Gehörn. Eine aschgraue in das Schwarze gehende Farbe wies die fast haarlose Decke bis auf die schmutzig grauen Unterläufe auf. Ich versuchte das Wildbret schmackhaft zubereiten zu lassen, aber hier versagte die Kochkunst Lahoris vollkommen. Nicht einmal die Zunge war schon wegen ihres unangenehmen Beigeschmacks gekocht oder gepökelt zu genießen. Ihr Geschmack verriet das Sumpftier.

Schon einige Tage später traf ich eine kleine Herde Büffel wiederum im hohen Grase und trieb sie vor dem Elefanten her auf eine nahe Brandfläche. Als die beiden stärksten Stücke konnten nur zwei dicht hintereinander stehende Büffel in Frage kommen, die Front gemacht hatten und sich trotzig den Störenfried ihrer Mittagsruhe näher anäugen wollten, bevor sie weitere Entschlüsse zur Flucht oder zum Ausharren faßten. Durch ihre flache Gehörnhaltung konnte ich in den paar Sekunden, die mir zum Handeln übrig blieben, nicht erkennen, welches von beiden Stücken der Bulle war. Als mir Lahori noch zuraunte, der vorderste in Front sei der Bulle, gab ich ihm das Geschoß spitz schräg von vorn am Kopf vorbei auf das Blatt. Als die Büffel herumwarfen, erkannte ich leider zu spät in dem zweiten hinteren Stück den Bullen, während das erstere, eine Büffelkuh, nach 50 Schritten verendend zusammenbrach. Ich war über meine Verwechselung gerade nicht erbaut, wurde aber bei Ansicht der Trophäe durch die edle geschwungene Form und die Länge des Gehörns versöhnt, welche 1,14 m (45 Zoll) betrug.

In diesen Tagen — um Mitte Februar — wurden nun meine Bemühungen fast täglich durch jagdlichen Erfolg oder durch überaus interessante Beobachtungen belohnt. Schon an dem andern Morgen, als ich zu den Büffelkuhresten ritt, um eventuell den Besuch eines Tigers festzustellen, wurde ich von Diana begünstigt. Ich war auf dem Wege dahin soeben durch einen kurzen Grastunnel auf eine kleine Grasfläche gelangt, als vor mir auf nur 30 Schritt ein geweihter Hirsch stand. Ich nahm die neben mir auf dem Strohsattel des Elefanten liegende Büchse auf, entsicherte und warf den Hirsch durch einen Schuß auf den gut sichtbaren, dem Sambarhirsch eigenen, von Haaren entblößten, ovalen Halsfleck um. Als ich vor meiner Beute hielt, stand ich zunächst vor einem Problem. Ein graubrauner bis auf die Schalen fast gleichmäßig

gefärbter Hirsch mit einer rotbraunen Mähne und ebenfalls rotbraunen längeren Bauchhaaren lag vor mir. Sollte er ein Schweinshirsch (Cervus porcinus) sein? Dafür sprach diese Färbung und das regelrechte 47 ½ cm (18 ½ Zoll) lange Sechser-Geweih mit einem Umfang von 12 ½ cm. Weiterhin die steile Form und die Art der Endenbildung. Für einen Sambar schien er zu klein, für einen Schweinshirsch zu groß. Gegen den Schweinshirsch sprach auch die Mähne. Nach der Zahnbildung, die auch schön gefärbte Grandeln aufwies, mußte er ungefähr ein 4jähriger Hirsch sein.

Die Para- oder Schweinshirsche kommen in vielen Gegenden des Indus-, Ganges- und Brahmaputra-Tales wie auch in den Grasebenen Burmas zahlreich vor, und ich hoffte bestimmt, sie in Assam zu erlegen. Auch das einzelne Stück sprach hier für den Schweinshirsch, der meist ein Einzelleben führt, und mit allen möglichen Zweifeln, wohin ich den Hirsch systematisch zu rechnen hätte, ritt ich, nachdem er hoch mit Gras bedeckt war, um ihn vor den Geiern zu schützen, heimwärts. Gegen Abend kam ich wieder mit Lahori auf demselben Wege zu der vielleicht 30 m im Geviert messenden kleinen Brandfläche. — Ich traue meinen Augen nicht. Wiederum steht ein lebender Hirsch auf demselben Fleck. Auch dieses Mal nehme ich erst die Doppelbüchse vom Sattel und lege den zweiten abgehenden Hirsch von demselben Standplatz um. Nun lagen beide Hirsche nur 10 Schritt voneinander. Dieser zweite Hirsch war aber ein „richtig gehender" Sambar von eher schwarzgrauer als schwarzbrauner Färbung und mit einer prächtigen Mähne geschmückt. Die Farbe der Unterläufe ging in ein helleres Grauweiß über. Das steile Sechsergeweih, das sich gleich hinter den Augsprossen stark verjüngt, mit einem ausgesprochenen Hinterende wie bei dem Hirsch vom frühen Morgen, zeigte eine Länge von 68 ½ cm (27 Zoll) bei einem kapitalen Umfang von 23 cm (9 Zoll). Die Grandeln waren scharf abgeschliffen. Ein sehr alter, wohl schon zurückgesetzter Hirsch. —

Nachdem die Trophäen auf dem Elefanten verstaut waren, ritt ich nach dem Lager zurück, während der Shikari zurückblieb, um noch das Wildbret zu zerwirken. Aber der Opiumshikari blieb aus. Als er nach dem Abendbrot gegen 7 Uhr noch nicht im Lager war, sandte ich den bewaffneten Lahori auf dem Elefanten aus, um ihn zu suchen. Nach einer Stunde brachten sie den Shikari heim. Der Kunde hatte einen Büffel im Grase rieseln hören, worauf er einen einzelnen Baum erkletterte. Erst auf Anrufen Lahoris meldete er

sich, um dann von seiner luftigen sicheren Höhe auf dem Elefanten zu landen. Der Shikari war gewöhnlich gar nicht so furchtsam. Diese Flucht zeigte mir aber wiederum, wie sehr die Eingeborenen den Wildbüffel fürchten.

Am folgenden Morgen erlegte ich bei der Morgenbirsche in einem wasserreichen Bhil eine in Assam nicht seltene Tüpfelkatze (Felis viverrina Benn.). Dieselbe ließ mich, am Rande des Wasserspiegels fischend, auf 30 Schritte herankommen. Leider teilte die 102 cm lange und 36 cm hohe Wildkatze, welche die Engländer bezeichnenderweise Fischkatze nennen, das 9,3 mm Geschoß fast in zwei Teile. Ihre schöne mit schwarzbraunen Tupfen gezeichnete erdgraue Decke konnte ich daher nicht ganz bewahren. Eine Fischhaut zwischen den Zehen und ein verhältnismäßig sehr starker Kopf, den man für einen kleinen Pantherschädel halten könnte, zeichnet diese äußerst bösartige von den vielen kleinen Wildkatzen, die alle in Indien heimisch sind, aus. Sie mag wegen ihrer verschiedenen Abweichungen unter ihrer Rasse einer noch nicht näher beschriebenen Spezies angehören.

Auf dem Heimwege kam ich wieder an der bewußten kleinen Brandfläche vorbei, wo ich Tags zuvor die beiden Hirsche erlegt hatte. — Ja, ist denn das Hexerei? — Zum dritten Male steht ein geweihter Hirsch auf dieser Fläche neben den beiden erlegten. Auch diesen legte ich unter den gleichen Umständen, wie bei den beiden ersten, auf die Decke. Es war der gleiche, wenn auch etwas geringere Hirsch wie Nr. 1, ähnlich einem Schweinshirsch in Färbung und Geweih mit 43 ½ cm Länge, also um 4 cm kürzer. Nie vorher noch später habe ich in Assam außer auf dieser kleinen Brandfläche einen geweihten Hirsch gesehen. Und alle drei innerhalb von 27 Stunden erlegt! —

Diese Hirsche gehören trotz ihrer verschiedenen Färbung und dem Unterschied der Größe derselben Sambarrasse an. Der stärkste, alte, zurückgesetzte Hirsch war wohl fast doppelt so schwer, wie die drei- und vierjährigen jüngeren Vertreter seiner Rasse. Trotzdem erreichte wohl der starke Hirsch nicht die Größe und das Gewicht der anderen größeren vorderindischen Sambars, vor allem nicht derjenigen der Zentralprovinzen. Auch dieser Hirsch sollte nicht allein für den zoologischen Systematiker, sondern für jeden Jäger zu unterscheiden sein. Er ähnelt noch in vielen Beziehungen am ersten dem eigentlich hinterindischen Cervus equinus Cuv., ist aber stärker wie der im Zoologischen Garten Berlin befindliche Pferde

hirsch von den Sundainseln. Als Sambar-Pferdehirsch habe ich ihn auch vorläufig benannt.

Auch sonst bot das Tierleben in den Bhils von Kanhilmari allerhand interessante Beobachtungen und Erlebnisse. Die zahlreichen Wasserlöcher und Teiche, die teilweise durch Wasserarme miteinander verbunden sind, bargen eine Menge Fische, deren Fang für meine Küche sich im allgemeinen nicht lohnte, da ihnen ein zu modriger Geschmack anhaftete. Abgesehen von der Fischkatze, den Pelikanen, Störchen und Reihern, die ich beim Fischen in diesem stagnierenden Sumpfwasser antraf, stieß ich auf zahlreiche Fischotter. Diese behenden Räuber konnte ich eines Morgens bei einer Fischjagd überraschen. Ich kam gerade dazu, wie 9 Otter gemeinschaftlich einen Wasserteich abtrieben. Sie gingen hierbei taktisch formiert in Keilform vor und trieben sich auf diese Weise die Fische gegenseitig zu. Auf 30 Schritte beobachtete ich sie während einiger Minuten. In gleichmäßigem Tempo und in denselben Abständen voneinander schwammen sie in offenem Dreieck, gewissermaßen einen Sack bildend, vor und drängten die aufgescheuchten Fische mit der offenen Seite dem Lande zu. So veranstalteten sie, in dem ziemlich seichten Wasser gelegentlich tauchend und dem Ufer nahe, ein regelrechtes Treibjagen.

Als sie den näher herankommenden Elefanten nun eräugten, glaubte ich, sie würden verschwinden. Aber das Riesentier schien ihre Neugierde zu erwecken, und unter lebhaften Pfeifen- und Zischtönen kamen sie auf den festen Boden. Hier bauten sich alle 9 Otter in einer Linie, auf ihren Schwänzen sitzend, gleichsam Männchen machend, auf. Ich ließ nun den Elefanten halten und versuchte die Kamera fertig zu machen. Mit dem deutlichen Ausdruck der Neugierde, lebhaft die Köpfe reckend und vor Staunen sich hin und her bewegend, saßen sie wohl annähernd eine halbe Minute vor mir. — Nun hatte sie Amalaswintha auch eräugt. Ihr schienen wohl die kleinen Geschöpfe gefahrbringend, und unter Heben ihres Rüssels einen scharfen Prustlaut ausstoßend vertrieb sie mir die neugierige Gesellschaft, bevor ich die Kamera bereit hatte. Im nächsten Augenblick war ihr Erstaunen in Entsetzen umgeschlagen, und sie warfen sich wieder in ihr Element, wo sie sofort tauchten und bald am jenseitigen Teichufer im hohen Grase verschwanden.

Im allgemeinen sind die indischen Otter kleiner als unsere Lutra vulgaris Erxl. Die beiden Otter, welche ich gelegentlich in Mysore

erlegte, gehören wohl der Lutra ellioti an. Diese von Assam werden wahrscheinlich den krallenlosen Lutra leptonyx Horsfeldi angehören. Da ich kein Exemplar mitbrachte, so ist auch hier die Bestimmung zweifelhaft.

Fast täglich traf ich in den engen Grastunnels auf Tigerfährten. Sie waren also nicht selten, wenn auch schon ein Tiger genügt, um viele Fährten zu machen. Meine ausgesetzten Büffel und Rinder wollten sie jedoch nicht reißen, so daß ich darauf verzichten mußte, in Assam, im Lande der Tiger, zu Schuß zu kommen.

Unvergeßlich ist mir jener Morgen, wo es mir beinahe gelang, auf dem Heimwege von der Büffelbirsche das Liebesspiel zweier Tiger mit anzuhören. Ich hatte gerade eine Bhil erreicht, als ich durch das Rohren einer Großkatze im tiefen Baß hinter mir im hohen Elefantengras aufmerksam wurde. Keine 30 Schritt von mir ließen sich abwechselnd zwei Tiger vernehmen, die vielleicht 5 Schritte voneinander ein wahres Konzert vollführten. Das brunftige mir wohl vertraute langgezogene Rohren wurde von Zeit zu Zeit durch kurzes Anstoßen ersetzt. Es traten Pausen von höchstens einer Minute ein. Dann wurde das verliebte Tigerpärchen, als welches ich es durch sein ganzes Verhalten ansprechen mußte, wieder laut, ohne daß es sich zu nähern schien. War das ein Großkatzenkonzert, eine Minne im Dschungel! — Das Gras war an dieser Stelle fast 3 m hoch, und für mich war guter Rat teuer. Ich hatte stets in meiner Lederjoppe eine Hasenquäke, mit deren Klagelauten ich Beobachtungen, die sehr oft interessant waren, beim Zusammentreffen mit Affen und anderem neugierigen Gesindel zu machen pflegte. So versuchte ich, selbst gedeckt, mit dem Angstschrei die Tiger aus ihrem Schlupfwinkel herauszulocken. Die Folge war nur, daß das Tigerpaar für ca. 3 Minuten zu minnen aufhörte. Nichts regte sich. Als ich wieder mein hohes Lied begann, setzte ungeniert von neuem das Rohren ein. Wieder war meine Weisheit zu Ende. Auch auf das Mäuselocken mit den Lippen, das schon fast so laut wie Rattengezwitscher wurde, erfolgte nichts. Treiber aus dem weit entfernten Lager zu holen und die Tiger auf die freie Blöße des Bhils zu treiben, schien auch keine Aussicht auf Erfolg zu haben. So blieb mir nichts anderes übrig, als sie direkt mit dem Elefanten anzugehen.

Ich gab nun zunächst meinem Mahaut im Flüsterton eine eindringliche Warnung, daß er auf alle Fälle vorwärts gehen solle.

„Nay Sah'b, ich lese in meinem Buch, wir kriegen sie nicht." — Sein Buch war seine innere Handfläche, und wenn wir morgens auszogen, glotzte er regelmäßig in seine Hand und sagte mir mit seinen Künsten der hohen Chiromantie den Erfolg oder Mißerfolg, natürlich meist verkehrt, voraus. Jetzt hielt ich ihm aber meine Faust vor die Nase und behauptete, das wäre mein Buch. — Unentwegt war inzwischen das Liebesspiel der beiden Tiger weitergegangen, ein Getöse für Götter. Nun drang ich direkt auf den Hauptbrüller ein. Das Rauschen des Grases und das Brechen der hohen Grashalme schien sie nicht zu stören, so daß ich genau die Richtung einhalten konnte. Die Liebe machte sie fast taub. So kam ich, die 577-Doppelbüchse schußfertig auf fünf Schritte heran, und noch immer tönte das Rohren. Erst kurz vor den Füßen des Elefanten brach dasselbe ab. Jetzt mußte ich jedem Augenblick darauf stoßen. Da, ein kurzes ärgerliches „Wuh!" — ein Rieseln durch das Gras, und der Zauber war zu Ende. Ich drehte nach links scharf um, wo fünf Schritte weiter der zweite Tiger sein mußte, aber auch hier sah ich nicht den ersehnten gelben Klumpen. Er war ebenfalls auf und davon. Ich kam mit dem Winde, um meinen Elefanten nicht zu vergrämen. Jetzt, wo Amalaswintha die Witterung direkt vom Lager erhielt, wurde sie sehr unruhig, drehte sich erst mehrfach im Kreise herum und ging dann nur schwer vorwärts. Ich folgte der Fährte des ersten Tigers auf ungefähr zweihundert Schritt bis zu einem weniger hohen Grasbestand; dann erst kehrte ich heim. Bei mehreren Elefanten in Linie kann man sie gut vorwärts treiben. Bei einem Elefanten brechen sie in irgendeiner Richtung seitwärts aus. — Der Mahaut freute sich jetzt am meisten. „Ja, mein Buch weiß alles." Er las sofort aus seinen Handlinien einige Rupies Backschisch, die er erwarten dürfte. Und damit hatte er wieder mal Recht.

Diese Tigergeschichte brachte mich auf den Gedanken, bei meinen späteren Expeditionen Baldrian, das Moschus für verliebte Katzen, mitzunehmen. Wahrscheinlich würden auch noch andere starkriechende Stoffe denselben Zweck erfüllen. Ich habe später in Cochin auf Tiger und in Kanara auf Panther vergebliche Versuche mit Baldrianöl gemacht. Sie damit anzukirren mißlang vollständig; grau zeigte sich wieder alle Theorie. Wie mir Herr Dr. O. Heinroth über Versuche im Zoologischen Garten Berlin mitteilte, die er liebenswürdigst auf meine Bitte hin machen ließ, reagieren die Großkatzen nicht mehr auf diesen Baldriangeruch wie

andere Raubtiere auch. Am ersten schienen noch die Bären im Zwinger durch Petroleum erregt zu werden. —

Nur zu schnell war inzwischen der Monat März herangekommen. Das Hauptziel meiner Expedition, die Erlegung des Wildbüffels, hatte ich trotz der mir im Anfang entgegenstehenden Schwierigkeiten erreicht. Wollte ich noch vor dem Eintritt des Südwestmonsums Anfang Mai eine weitere Expedition unternehmen, so mußte ich hier meine Jagden jetzt abbrechen. Die beiden großen Vertreter der indischen Boviden, den Gaur und den Büffel, hatte ich auf meiner Strecke, nun galt es nur noch womöglich den Gayal (Bos frontalis) zu erlegen, der in den Grenzgebirgen von Vorder- und Hinterindien in wilden Beständen vorkommen sollte. Da Sanderson in den Chittagong-Bergen einen wilden Bos frontalis erlegt haben wollte, so zog ich vor, mich in diese interessanten Grenzgebiete von Ostbengalen und Burma zu begeben.

Glänzende Gastlichkeit ward mir wiederum bei meinem Rückmarsch nach Golaghat auf den Plantagen. Im Halmirah-Teegarten hatte ich die Bekanntschaft des Distriktoffiziers der hochinteressanten Naga-Berge, Capt. Reid, gemacht, welcher die Liebenswürdigkeit hatte, mich nach Kohima, seiner Residenz, einzuladen. Dort sollte ich das Leben und Treiben der Bergbewohner, der Nagas, an Ort und Stelle kennen lernen. Leider mußte ich aus Zeitmangel darauf verzichten. Aber interessante Aufschlüsse über die grausamen Nagas habe ich persönlich noch in Halmirah von Mr. und Mrs. Reid empfangen können.

Einzelne Nagas sah ich zuerst auf dem Brahmaputradampfer während meiner Ausreise. Die Hunderte von eingeborenen Passagieren an Bord boten zusammen ein seltsames Gemisch der nordöstlichen Mongoloiden Indiens. — Die große mongolische Rasse, welche Indien im Norden und Osten begrenzt, zeigte auf diesem kleinen Völkermarkt eine ganze Reihe von Mischungen mit drawidischem und wohl auch arischem Blut.

Schon die Bengalis weisen nach Sir Herbert Risley[1]) einen mongolisch-drawidischen Typus auf, und in dem Assamesen herrscht ohne Zweifel der mongolische Einfluß vor. Weder die Bengalis noch die Assamesen haben eine kriegerische Ader. Sie wurden in den periodischen Raubzügen, welche seit Jahrhunderten die mongolischen Bergvölker in ihr Gebiet unternahmen, stets von diesen

[1]) The People of India. By Sir Herbert Risley K. C. I. E., C. S. I. Calcutta. Thacker, Spink & Co. 1908.

unterjocht, ihre Weiber und ihr Hab und Gut wurde entführt, ohne daß sie sich jemals zur energischen Gegenwehr entschließen konnten. Andernteils wurden die Bergvölker in der Ebene nicht seßhaft, da sie durch die dort herrschende erschlaffende Hitze gezwungen wurden, bald wieder in ihre heimatlichen Berge zurückzukehren. So verblieben die ganzen Gebirgszüge zu beiden Seiten des Brahmaputra stets in den Händen von Rassen des mongolischen Typus bis zum heutigen Tage. Ich sah Garos, Khasias und Nagas, welche südlich des großen Stromes wohnen. Weiterhin Bewohner von Nepal — aus denen Indien seine besten Soldaten, die Gurkhas, rekrutiert, — sowie Leute aus Butan, Akas, Daphlas und Miris. Je weiter nach Osten mit der Zunahme mongolischen Blutes, um so wilder und gefürchteter werden diese rauhen Bergvölker, wie die Abors und die Chulikota Mishmis oder Midhis. Diese sollen noch jeden Weißen, der in ihre Gebiete eindringt, mit dem Tode bedrohen. Die anglo-indische Regierung zahlt diesen wie auch anderen raublustigen Grenzvölkern bestimmte Geldsummen, damit sie Frieden halten. Aus diesem Grunde werden auch, um unnötige Reibungen zu vermeiden, alle europäischen Reisenden berechtigterweise abgehalten, diese reichen Gebirgsländer aufzusuchen. In ihnen kommt die immer noch fast sagenhafte Bergantilope, der seltene Takin (Budorcas taxicolor Hogds.), vor, dessen gnuartiges Gehörn und Decke, sowie ein lebendes junges Tier aus Butan die Mishmis in englische Hände brachten. Der bekannte Ornithologe Dr. h. c. Ernst Hartert[1]), der Direktor des berühmten Rothschildschen Museums in Tring, welcher sich längere Zeit in Sadyia aufgehalten, sagt mit Recht, „daß in diesen Bergen ein guter zoologischer Sammler noch viele Entdeckungen machen würde, denn ein Land, das solche wunderbare Tiere wie Budorcas taxicolor und den seltenen prächtigen Fasan Lophophorus sclateri beherbergt, muß auch in anderen Gruppen viele spezialisierte Formen haben."

Dasselbe kann man wohl auch noch von den Naga-Bergen behaupten, obwohl diese heutzutage viel zugänglicher wie die obengenannten geworden sind. Denn Capt. Reid erzählte mir von verschiedenen Tieren, die ihm Rätsel bedeuteten. Eins glaube ich nach seiner Beschreibung als den hochinteressanten Katzenbär (Aelurus fulgens), der im letzten Jahre zum ersten Male aus dem Himalaya lebend in den Berliner Garten gekommen, erkannt zu haben. Sehr

[1]) Aus den Wanderungen eines Naturforschers. Von Ernst Hartert, R. Friedländer. 1901/2.

willkommen war mir die Kenntnis Capt. Reids von Land und Leuten aus seinem Bezirke. Kohima selbst liegt zirka 1600 m über dem Meere in den Bergen der Nagas, die Höhen von über 3000 m erreichen. Reid benötigte neun verschiedene Dolmetscher, um sich mit seinen wilden Untertanen verständigen zu können.

Den ersten Eindruck, den ich von diesen in Waffen und buntem Federschmuck strotzenden Mongoloiden hatte, war der, einen Indianer aus dem wilden Westen vor mir zu haben. Ihr muskulöser und kräftiger Körperbau, eine bestimmte Würde, ihr energischer Gesichtsausdruck, ihr malerischer Aufputz mit Vogelfedern, erinnerten mich lebhaft an die Cooperschen Heldengestalten. Sie müssen mit den Malaien nahe verwandt sein. Die Nagas zerfallen in eine Anzahl streng abgesonderter Stämme (Khels), von welchen ein jeder in der Theorie eine exogame Gruppe von Blutsverwandtschaft zeigt. Sie haben ihre eigenen Gebiete und leben mehr oder weniger stets mit der Umwelt im Kriege.

So sind die Angami-Nagas, welche noch bis vor wenigen Jahren die Ebene von Golaghat und Sibsagar brandschatzten, einer der gefürchtetsten Stämme. Noch alljährlich bewegen sie sich auf dem Kriegspfade gegen ihre blutsverwandten Nachbarn, und oft sind Strafexpeditionen von Kohima aus, seitens der zwei Kompagnien Gurkhas, welche dort Capt. Reid zur Verfügung stehen, notwendig gewesen, wie auch eine andere gegen die Daphlas. Ihre Dörfer sind sämtlich stark mit Palissaden oder massiven Steinwällen befestigt, denen tiefe Gräben vorliegen, deren Boden mit spitzen Bambuspfählen bespickt ist. Die Zugänge zu diesen Dörfern sind in der Regel nur so breit, daß ein einzelner Mann passieren kann. Starke hölzerne Tore, von Schildwachen bewacht, sichern die Eingänge. Oft sind es nur 5—7 m hohe Baumstämme, auf welchen Tritte eingeschnitten sind, die den Verkehr über die Brustwehren gestatten.

Die Religionsanschauungen der Nagas sind noch rein animistische und je nach den Stämmen verschieden. Einige glauben, daß ihre Seelen nach dem Tode gen Himmel fliegen und dort Sterne werden. Die Seelen böser Menschen müssen aber sieben verschiedene Existenzen als Geister durchmachen, und werden schließlich in Bienen umgewandelt. Auch herrscht Aberglauben in üppigster Form. Er hängt nicht etwa, wie man so oft vorauszusetzen geneigt ist, mit den animistischen Anfängen einer Religion zusammen. Selbst irgendeine der großen alten Religionen, die heutzutage auf dem Erdenrund verbreitet sind, schützt kaum mehr gegen den

Aberglauben als eine animistische Religionsbetätigung in ihren bescheidensten Anfängen, was wir alle Tage beobachten können. Man soll daher nicht etwa eine primitive religiöse Anschauung für den Aberglauben allein verantwortlich machen.

Andere Nagastämme glauben an kein Weiterleben der Seele und fragen ganz philosophisch: Unsere Körper verfaulen im Grabe, das ist das Ende. Wer weiß mehr? — Andere sagen wieder, wenn es gute Geister wirklich gibt, so werden sie Gutes tun, ob wir ihnen opfern oder nicht. Aber die bösen Geister müssen bestochen werden, damit sie Gutes tun. Oder sie werden uns sicher mit allem möglichen Unglück verfolgen. — Geschieht es nicht auch so oft bei uns im praktischen Leben, daß den Menschen, die uns Gutes tun, und denen wir in erster Linie verpflichtet sind, keine Dankbarkeit entgegengebracht wird? — Dagegen werden bewußte Gegner mit Milch und Honig beträufelt! —

Wie es bei einem so kriegerischen Volke nicht anders zu erwarten ist, sind die Nagas passionierte Jäger. Eines Nagas größte Delikatesse soll ein Hundebraten sein, und sie haben hierfür ein ganz eigenes Rezept erfunden. Sie lassen einen Hund, auf welchen sie Appetit verspüren, eine bestimmte Zeitlang hungern. Dann geben sie ihm soviel nahezu noch rohen Reis, als er fressen kann. Darauf binden sie das bedauernswerte Tier an einen Pfahl und rösten es bei lebendigem Leibe, bis der halbverdaute Reis zerkocht ist, den sie nun zusammen mit dem Hundefleisch als Pudding verzehren. — Noch grausamer sind Strafen, die sie gegen ihre Feinde und Mitmenschen verfügen. Englische Offiziere, die auf dem Kriegspfade in ihre Hände fielen, haben in verschiedenen Fällen einen schrecklichen Tod erlitten. — Auf die Treue ihrer Weiber halten sie mit Strenge, und wehe dem Ehebrecher, der sie betrügt. So sollen sie demselben einen kleinen frischen Bambuswiderhaken in das Zeugungsglied eintreiben, der aufquellend dasselbe ganz verschließt und das Wasserlassen verhindert. An furchtbaren Qualen geht der Betreffende, ohne daß er sich von dem Marterinstrument befreien kann, nach mehreren Tagen an Urämie elend zugrunde.

Man darf nun aus solchen Roheiten nicht schließen, daß diese Mongoloiden Bergvölker an der Grenze von Indien und Burma jeder sittlichen Moral und feineren Gefühlsempfindung bar wären. Auf dem Wege nach Chittagong, welchen ich mit 41stündiger Eisenbahnfahrt von Golaghat über Komilla und Laksam zurücklegte, passiert man nächst Cachar auch das Gebiet der Tipperas,

welche gleich den Bewohnern von Manipur unter der Herrschaft eingeborener Fürsten stehen. Obwohl bei den Tipperas große Freiheit im Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern besteht, ist ein Tipperamädchen fast unbekannt, welches außerhalb ihres Stammes heraus ihre eigenen Wege geht. Eine illegitime Geburt kommt unter ihnen kaum vor. Wenn sich bei einem Mädchen die Folgen eines intimen Verkehrs einstellen, so muß ihr Liebhaber sie heiraten. Die Mädchen sind durchaus frei von jener Prüderie, welche mohammedanische und Hindumädchen charakterisiert. Sie zeigen ein offenes und freies Benehmen, verbunden mit weiblicher Bescheidenheit, und das macht sie so anziehend.

Im statistischen Bericht über die Tipperas[1]) ist folgende kleine charakteristische Liebesgeschichte zu lesen, welche ich zum Verständnis dieser Bergvölker meinen Lesern nicht vorenthalten möchte, wenn sie auch alt ist. Ein junger Tippera vom Riangstamme erzählte sie persönlich dem Verfasser.

„Eines Tages, zur Zeit der Ernte, gingen wir alle aus unserem Dorfe, um das Getreide einzubringen. Alle Burschen und Mädchen des Dorfes brachen am frühen Morgen auf. Unter den Mädchen befand sich ein liebliches junges Geschöpf von ungefähr 14 Jahren. Sie hieß Baymontee. Niemals vorher hatte ich sie gesehen. Ihre Eltern waren gerade in unser Dorf verzogen, wo sie Verwandte hatten. Auf dem Wege dahin konnte ich meine Augen nicht von ihr abwenden — sie war so hübsch! Ich sprach mit ihr, aber sie wollte nicht antworten, ausgenommen mit ja oder nein. Einige andere Mädchen bemerkten uns, begannen zu lachen, uns zu necken und sagten: „Geht doch ihr beiden und sammelt Kräuter. Kommt aber schnell zurück, daß wir sie kochen können."

Da war ich froh und sagte zu ihr: „Komm mit!" — Aber sie wollte nicht mit mir gehen und ging in einiger Entfernung von mir allein. Ich hatte mein Dao (Buschmesser) bei mir und sie trug einen kleinen Korb um ihre Hüften geschlungen. So gingen wir bergabwärts in ein schmales Flußbett. Aber ich dachte nicht daran, Kräuter zu sammeln. Nur an sie allein dachte ich. Sie begann sich nach zarten jungen Kräutern umzusehen. Ich schämte mich und brachte kein Wort über die Lippen. Als wir so in dem kühlen Bachbett entlang gingen mit den Bäumen über uns, deren Zweige sich über uns zusammenschlossen, da sah sie eine herrliche blaßrote

[1]) A Statistical Account of Bengal, by W. W. Hunter, Vol. VI. S. 484.

Orchidee, welche hoch auf dem Zweige eines Baumes wuchs, und rief: „O, ich wünschte, ich hätte sie!" — So warf ich mein Dao hin und kletterte hinauf, um die Blume zu holen. Unsere Riangmädchen lieben gerade diese Blumen sehr und tragen sie in ihren Haaren. Ich war bald auf dem Baum, aber der Zweig, auf welchem die Blume wuchs, war morsch und brach. Von einer bedeutenden Höhe fiel ich herunter und wurde bewußtlos. Als ich erwachte, weinte sie und benetzte mein Gesicht mit Wasser. Da sprach ich zu ihr: „O Baymontee, sei nicht böse, ich will dir etwas anvertrauen." Sie verneinte, nahm aber die Blume aus meiner Hand. „Ich liebe dich," fuhr ich fort, worauf sie ihr Gesicht verbarg. Ich nahm sie in meine Arme. „Antworte mir, du bist doch nicht böse?" — „Nein!" — „Liebst du mich?" — „Ja." — „Warum sagst du es mir nicht gleich?" — „Es ist nicht für Frauen üblich, zuerst zu sprechen, ich schämte mich."

„Darf ich heute abend zu deines Vaters Haus kommen?" — „Komm!" — „Aber jetzt müssen wir schnell die Kräuter sammeln, oder sie werden über uns lachen, wenn wir zurückkommen."

So beeilten wir uns und sammelten die Kräuter und gingen zu den anderen zurück. Als wir dort ankamen, lachten die Burschen und Mädchen. „Na, seid ihr beide zu einer Verständigung gelangt? — Ist alles geregelt?" — Aber wir antworteten gar nicht darauf. — Als die Sonne unterging und die Körbe mit Kornähren gefüllt waren, gingen wir alle nach Hause. Unter einem Vorwande verspätete ich mich und blieb etwas zurück, was sie bemerkte. Zuletzt gingen sie alle singend heimwärts. Sie hielt sich etwas auf und blieb ebenfalls zurück. Dann gingen wir zusammen nach Hause. „Komm heute abend zu meines Vaters Haus, bevor wir schlafen gehen, damit du siehst, wo ich meine Ruhematte ausbreite." — Als die Nacht hereinbrach, kam ich zu ihrem Hause. Ihre Eltern empfingen mich freundlich, brachten Arrak herbei, und ich aß mit ihnen, sagte aber gar nichts. Nachher saßen wir noch zusammen und rauchten unsere Pfeife. Ich war entschlossen, nicht eher wegzugehen, bis ich gesehen hatte, wohin Baymontee ihre Matte ausbreitete. Zu guter Letzt war sie beschämt und wollte sie nicht ausbreiten. Da wurde ihre Mutter böse und sagte zu ihr: „Komm, meine Tochter, du bist heute träge, breite die Matten aus, denn es ist Schlafenszeit." Da sah ich den Platz, wo sie schlief, und ging fort. Um Mitternacht stand ich auf und kam leise zu dem Hause zurück. Ich stieg die Leiter zu der Tür empor und war im Begriff einzutreten, als ein

großer Hund bellend auf mich zukam. Aber Baymontee kam zur Tür heraus und beruhigte ihn. Dann nahm ich ihre Hand, und wir gingen zusammen hinein. Ich schlief dort jene Nacht und viele Nächte späterhin, bis zuletzt die Eltern mich Sohn nannten. Ich verließ darauf meines Vaters Haus und lebte dort als ihr Mann. Jetzt ist sie meine Frau.“ — —

Von Chittagong aus, der Hafenstadt der hundert Hügel, glaubte ich in den Gebieten der Gebirgsstämme im Hinterland den wilden Bos frontalis zu finden, der so oft mit dem Bos gaurus in Assam und Bengalen verwechselt wird. Schon Mr. Reid erzählte mir, daß die Nagas im Besitze halbwilder Gaurs wären. Dort würden die Verbrechen der Nagas damit gesühnt, daß diese je nach der Schwere der Straffälle eine bestimmte Anzahl von Gaurs zu liefern hätten. Es ist dieselbe irrige Ansicht, die Mr. Mac Rae nach Berichten von den Kukis erzählt, die aber inzwischen durch die genauen Forschungen des um die Fauna Indiens so verdienstvollen Mr. E. C. Stuart Baker F. Z. S.[1]) gründlich widerlegt ist. Auch jedem Kenner der wehrhaften Gaurs wird die Zähmung desselben absurd erscheinen.

Die Daphlas, Mishmis, Kukis, Nagas, Lushais und noch verschiedene andere Völker in Burma haben dagegen Herden von halbwilden Gayals (Bos frontalis) in ihrem Besitz, die sie mit Salz anlocken. Nach und nach werden die Gayals zahm, daß sie das Salz aus ihrer Hand nehmen und den Dorfbewohnern bis zu ihren Hütten folgen. Aber nur bis zu einem bestimmten Grade werden sie dann gezähmt. Sie folgen fortziehenden Eingeborenen nicht, sondern verbleiben in der Nähe der Ortschaften, wo sie angekirrt sind. Und in solchen Gebieten, wo mehr oder weniger der Gaur vorkommt, findet man ganz wilde (verwilderte?) oder halbwilde Gayals vor und zwar vom Nordosten Vorderindiens in verschiedenen Gebirgszügen Burmas bis zur malayischen Halbinsel (Mr. O. Humes Specimen).

Einen Hauptgrund, weshalb wir über das Vorkommen von halbwilden und wilden (ganz verwilderten) Gayals neben dem Gaur noch so wenig Bescheid wissen, bildet die irreführende Namengebung, welche für beide Tiere in vielen Gegenden dieselbe ist. Der Gaur heißt dort Mithun, Gayal und Methna wie der Gayal auch. Man weiß in diesen Gegenden nie, von welcher Rasse die Rede ist. So zeigten mir einige Herren in Chittagong ihre erbeuteten Gaurgehörne und nannten sie Gayal. Ich habe kein einziges Gehörn eines

---

[1]) Journal of the Bombay Natural History Society. Vol. XV. Nr. 2. The Gaur and the Gayal.

Gayal in Chittagong und Umgebung gefunden. So darf ich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch in diesen Bergen kein wilder (verwilderter) Gayal vorkommt. Wenn Sanderson in den Chittagong-Bergen einen Gayal geschossen haben will, so ist es doch höchst merkwürdig, daß im Laufe der Jahre kein anderer Jäger dort einen erlegt hat. Außerdem bestätigt auch Captain F. M. Bailey in dem Bericht[1]) über seine kühne Reise von Peking nach Sadyia in Oberassam und von seinem längeren Aufenthalt in Gyangtse am Oberlauf des Brahmaputra, daß auch im Gebiete der Mishmis keine wilden Mithan's vorkommen. Ein angebliches, vom wilden Mithan stammendes Gehörn war das eines Gaurs. So ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es auch dort keine rein wilden Gayals gibt. Die Richtigkeit der Beobachtungen des Colonel Pollak[2]) über die beiden Gayals, die er angeblich geschossen hat, ist ebenso anzuzweifeln.

Nach all meinen dem Bos frontalis gewidmeten Beobachtungen und Forschungen ist derselbe nur das Kreuzungsprodukt des Gaurs mit einheimischen Rindern. Man könnte hier einwerfen, daß, wenn der Gayal nur das Kreuzungsprodukt zwischen Gaur mit dem indischen Hausrind ist, überall da Gayals vorkommen müßten, wo Gaurs sind, wie in Mysore und allen anderen Provinzen Vorderindiens auch. In den Waldungen der letzten Staaten halten aber die Dschungelbewohner in der Regel kein Hausvieh, welches in Berührung mit den wilden Gaurs kommt. Die verschiedenen Bergstämme Nordostindiens z. B. halten Vieh in unmittelbarer Nähe wilder Gaurherden. So ist wohl im Laufe der Jahre durch die Kreuzung des wilden Gaurbullen mit dem Hausrind nach den Gesetzen der Auslese der Bos frontalis entstanden. Ich möchte durch diese Erklärung jedoch nur zu weiteren Beobachtungen angeregt haben. Bei den Büffeln haben wir ja ähnliche Kreuzungsverhältnisse und es ist oft schwer, auch hier die Grenze zwischen wilden und verwilderten zu ziehen.

Und dieser Bastard, der Gayal (Bos frontalis), kommt gewöhnlich halbwild, seltener ganz verwildert vor. Die gezähmte Form wird nach Mr. Stuart Baker oft mit abnormen weißen Flecken gefunden. Unser Paar Bos frontalis im Berliner Garten, das selbst ganz reinblütig erscheint, hat auch ein Kalb gesetzt, das ebenfalls

---

[1]) The Scottish Geographical Magazine. Vol. XXVIII April 1912.

[2]) Wild Sports of Burma and Assam. By Colonel Pollak and W. S. Thorn. London 1900. Hurst and Blackett Ltd.

weiße Flecken aufwies. Ein sicheres Zeichen, daß die Voreltern nicht rein wilder Herkunft sind.

Das Vorkommen der Wamme soll nach Ansicht vieler anglo-indischer Sportsmen einer der hervorstechendsten Unterschiede zwischen Gaur und Gayal sein, und zwar sollen die Gaurs keine Wamme aufweisen. Ich möchte dagegen ausdrücklich bemerken, daß eine Wamme bei allen Gaurs verschieden stark ausgeprägt vorhanden ist. Die Größe der Wamme scheint mit dem Alter zuzunehmen, denn mein erster Gaurbulle, der jüngste von allen, zeigt als einziger nur einen geringen Ansatz zur Wamme. Andernteils ist die Größe der Wamme bei alten Bullen individuell verschieden. Blanford erwähnt in seinem „Mammalia“ das Vorkommen der Wamme als eine feststehende Tatsache, die ich auch nur bestätigen kann. Wenn ich auch selbst keinen Gayal erlegt habe, so habe ich an lebenden Gayals, Gehörnen und Photos von lebenden, die mir Colonel Evans, einer der besten Jäger und Kenner der indischen Rinder[1]), zur Verfügung stellte, folgende Unterschiede zwischen Gaur und Gayal zu verzeichnen. Dabei folge ich dem Vergleich Mr. Stuart Bakers.

1. Der Gaur ist größer und massiver gebaut wie der Gayal oder Methna.

2. Der Gaur hat im Gegensatz zum Gayal einen zylindrischen Rückenkamm.

3. Die Stirn des Gaur ist breiter und ist konkav, die des Gayals in der Regel gerade.

4. Die Nasenknochen sind länger beim Gaur. Sie treten beim Gayal mehr zurück.

5. Das Gehörn des Gaurs ist an den Spitzen eingewinkelt, und die weiteste Auslage liegt nicht zwischen den Spitzen. Das Gehörn des Gayals geht gerade auseinander.

Beide zeigen eine Wamme. Sie ist beim Gayal noch ausgeprägter, wie es auch beim indischen Hausrind in der Regel der Fall ist.

In der neuen Brehm-Ausgabe wird meine Ansicht, daß die Gayals ein Kreuzungsprodukt zwischen Gaurs und Hausrindern sind, zurückgewiesen. In dem Institut für Tierzucht und Molkereiwesen in Halle a. S. wurden schon seit Jahren durch die Herren Professoren Kühn und v. Nathusius interessante Kreuzungsver-

[1]) Monograph on Cattle and Buffaloes of Burma. By Major G. H. Evans, F. L. S. J. C. V. D. Calcutta 1903.

suche unternommen und in letzter Zeit nach den Mendel'schen Vererbungsregeln[1]) weitergeführt. Dort hat man Gaurs mit Gayals erfolgreich, Gaurs mit Shorthorn Rindern, Gayals vielfach mit verschiedenen Haustierrassen gekreuzt. Wie auch Gayals mit Zebus u. a. durch Lt. Colonel Evans in Burma gekreuzt worden sind. Herr H. Schumann[2]), welcher meine Gaurschädelsammlung zu seinen Studien benutzte, beweist, daß der Schädelbau des Gayals eine Verwandtschaft mit dem Zebu in keiner Weise rechtfertigt. „Auch die Seltenheit, mit der in der Natur ohne Zutun des Menschen Kreuzungen zwischen entfernt verwandten Tieren vorkommen, läßt auf die Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme schließen.“ Wenn es auch nicht richtig ist, daß man ein Tier, lediglich vom jagdbiologischen Standpunkte aus, als ein verwildertes Haustier anspricht, so halte ich es für ausgeschlossen, daß der Gayal und der Gaur nach Schumann's Ansicht zwei verschiedene, voneinander streng zu trennende Arten der indischen Wildrinder sind. Es müßte dann auch wirklich wilde Gayals geben, die es aber nicht gibt und auch nicht gegeben hat. Vom jagdbiologischen Standpunkt hat der Gayal entschieden einen ganz haustierartigen Charakter. Es gibt in mehreren Provinzen Indiens größere Herden direkt verwilderter Hausrinder, die sehr wild erscheinen, aber nie ihren haustierartigen Charakter in ihrem ganzen Wesen verleugnen können, wie es beim Gayal auch der Fall ist. Anderenteils ist der Gayal seinem Wesen nach dem Gaur sehr nahe verwandt. Es ist ferner bewiesen, daß der Gayal auch nicht die domestizierte Form des Gaurs ist, denn der grimme Gaur läßt sich nicht domestizieren, auch kann er in früheren Zeiten nicht domestiziert worden sein. So neige ich doch meiner ersten Auffassung zu, daß wahrscheinlich der Gayal das Kreuzungsprodukt zwischen Gaur und einer Hausrindrasse gewesen ist. Dieses Hausrind braucht nicht das Zebu gewesen zu sein. Denn im Laufe der Jahrhunderte wechselten in den Gegenden, wo der Gayal halbwild vorkommt, wie verschiedene Völkerstämme und Völkerrassen, auch die Haustierrassen.

Nach meinen Studien über den Bos frontalis in Chittagong und Umgebung waren die Aussichten, denselben zu erlegen, sehr gering. Um Gaurs zu schießen, kannte ich ergiebigere Wilddistrikte. Es

[1]) Über die Bedeutung der Mendel'schen Vererbungsregeln. Von Dr. Heuseler. 23. Flugschrift der deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde. Berlin 1913.

[2]) Gayal und Gaur und ihre gegenseitigen Beziehungen. Von Hubert Schumann. Merseburg 1913.

kam noch ein Umstand hinzu, welcher meinen Abmarsch in die Berge des Hinterlandes sehr verzögert hätte. Der Dep. Commissioner, auf dessen Hilfe ich seitens des Lt. Governor angewiesen war, hatte zur Zeit Chittagong verlassen. —

Damals brachen gerade Unruhen in Komilla zwischen Mohammedanern und Hindus aus, Folgeerscheinungen der indisch-nationalen Bewegung, zu deren Unterdrückung der Dep. Commissioner längere Zeit von Chittagong abwesend war. Ein neues Stadium begann gerade in dieser politisch kritischen Zeit der indisch-nationalen Selbständigkeitsbestrebungen. — Nach der schwülen Atmosphäre des Wetterleuchtens folgten die ersten Schläge, welche die anglo-indische Regierung aus ihrer sicheren Ruhe wecken sollten. Bis dahin hatte in den für die Ruhe des Landes verantwortlichen Kreisen noch niemand daran gedacht, der immer drohenderen Umsturzgefahr und den Versuchen, durch Untergrabung die britische Autorität zu erschüttern, eine ernstere Beachtung zu schenken. Als ich sechs Jahre vorher zum ersten Male indischen Boden betrat, war öffentlich noch nichts von der nationalindischen Bewegung zu spüren. Bei meinem zweiten Besuche Indiens 1904 rührten sich schon die Babus und Zemindare in Bengalen, und erst durch die Erregung, welche die Teilung Bengalens später hervorbrachte, wurde auch der Fernstehende auf die Gefahren aufmerksam, welche die Aufwiegelung der Massen mit sich bringen mußte.

Jetzt, wo ich auch längere Zeit in Bengalen, dem Herde der ganzen Bewegung, die sich nun über alle indischen Völker mit Ausnahme Burmas verbreitet, mich aufhielt, spürte ich selbst abseits der großen Straßen schon ihre verhetzende Wirkung. Zu meinem Erstaunen fand ich bei indischen Subalternbeamten, z. B. auf öffentlichen Telegraphenbureaus, Hetzblätter der revolutionären Presse wie der „Bengali“ oder „Bande mataram“.

Man redete von Swadeshi-Gütern, d. i. Waren indischen Ursprungs, welche den Boykott europäischer Erzeugnisse mit sich bringen, und von „Swaraj“, d. i. Eigenregierung. Diese Bengaliwörter, welche man bei einiger Kenntnis des Altdeutschen direkt in das Hochdeutsche übersetzen kann, beweisen wiederum, daß die Sprache nicht immer Rückschlüsse auf die ursprüngliche Verwandtschaft von Völkern und Rassen gestattet. Denn diese Wörter indo-germanischen Stammes sind heute rein bengalisch geworden und fehlen in den übrigen Dialekten der Hindusprache, weshalb sie auch meine Diener nicht kannten.

Ich war erstaunt, daß in Assam Babus und junge Leute besserer Hindukasten sich an mich wandten, um mir als Nichtengländer höflichst die Frage zu stellen, ob wir in Deutschland auch nur Güter und Waren eigener Produktion konsumierten. Ich habe sie dann zu belehren versucht, daß wir immer nur vom Guten das Beste nähmen. So würden wir uns nicht scheuen, englische Erzeugnisse einheimischen deutschen vorzuziehen, wenn sie eben besser seien. Wir dürften dann ja noch nicht einmal Reis, Kaffee oder Tee genießen, die bei uns nicht wachsen, sondern aus diesem schönen Lande kommen.

„O, I see Sir", war die Antwort und ich schien meine Zuhörer für den Augenblick überzeugt zu haben. — Ich führe nur diese kleine Szene hier an, um die Halbbildung der Babus zu beleuchten, die selbst nicht im geringsten darüber klar waren, wohin ihre vorläufig uferlosen Pläne führen sollen. —

Nach einem vierzehntätigen Aufenthalt verließ ich Chittagong, nachdem ich noch einige sehr angenehme Tage auf den Teeplantagen von Kodala zugebracht hatte, um der beginnenden Hitze zum Trotz noch Ende März im Süden Indiens neue Gaurgründe aufzusuchen.

In den Regierungspalästen von Madras und Guindy wurde ich von dem seit meiner letzten Anwesenheit neu eingetroffenen Gouverneur Sir Arthur Lawley und seiner Gemahlin mit seltenem Entgegenkommen aufgenommen. Durch die liebenswürdige Hilfe seines Adjutanten, des ritterlichen Capt. Popham, den ich schon seit der Präsidentschaft Lord Ampthills kennen und schätzen gelernt hatte, entschied sich Se. Exzellenz meinem Wunsche gemäß, mich dem Rajah von Cochin zu empfehlen. Lord Ampthill und Capt. Popham hatten dort gejagt und waren des Lobes voll über die herrlichen Wälder Cochins. Schon einige Stunden später kam auf das Telegramm der Willkommengruß Sr. Hoheit, in dem er mir seine Jagdreservate zur Verfügung stellte. Zu gleicher Zeit warnte er mich wie auch der Gouverneur wegen des hohen Fiebers, das in dieser Jahreszeit in den Dschungeln wütete, jetzt vor dem Eintreten des Südwestmonsums noch die Expedition zu unternehmen. Ich glaubte jedoch nach meinen bisherigen Erfahrungen kein Fieber fürchten zu müssen, da ich stets von Malaria verschont geblieben war. Wo aber viel Fieber ist, ist auch viel Wild, eine Beobachtung, die ich stets in Indien bestätigt fand.

Hätte ich doch lieber in diesem Fall den wohlgemeinten Rat Sr. Hoheit befolgt! —

Nicht das Fieber, wohl aber die Folgen der Hitze und der intensiven Sonnenbestrahlung ließen mich bald nach Ankunft in den Wäldern von Parambikolam in Cochin umkehren. Gewissermaßen Hals über Kopf rettete ich mich nun zunächst nach Coonoor, der bekannten Höhenstation in den Nilgiris, um mich für die Heimreise nach Europa noch leidlich reisefähig zu gestalten.

Se. Hoheit Sir Rama Vurma, G. C. J. E., Rajah von Cochin, Ernakulam und Tripunittura, den ich die Ehre hatte, dort persönlich kennen zu lernen, bedauerte aufrichtig meinen Fehlschlag, entschädigte mich durch täglich erwiesene Aufmerksamkeiten während meiner Rekonvaleszenz und wiederholte seine Einladung für ein anderes Jahr. — Wie wohl das tat! —

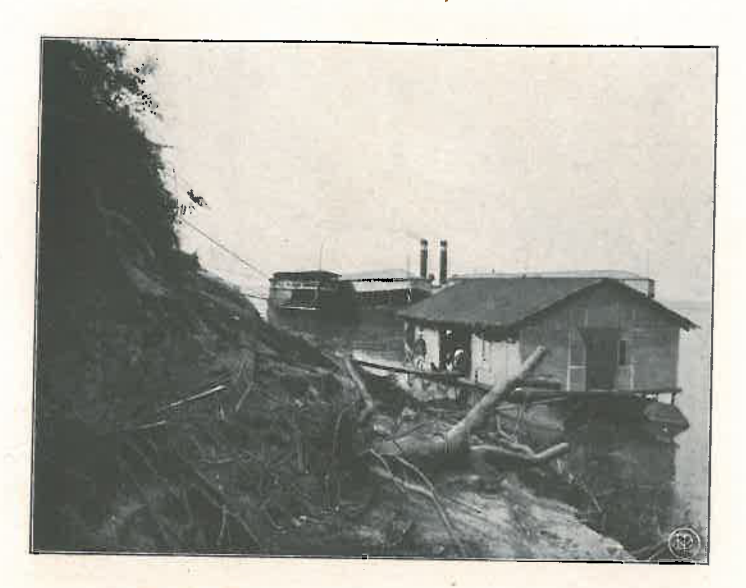
Ich selbst kam dieses Mal ausnahmsweise gesund in die Heimat zurück.

Aber mein treuer Reisekamerad Rackerli hatte sich, schon in Chittagong nicht mehr ganz auf dem Damm, in den Fieberdschungeln von Cochin den Todeskeim geholt, dem er später erliegen sollte.

Noch konnte ich auf Bitten einiger Damen Rackerli an einer Hundeschau teilnehmen lassen und aus den Händen von Lady Lawley erhielt ich für ihn einen silbernen ersten Preis. Einige Tage später erkrankte er schon ernstlich. Bleigrau war der Lecker und müde blickten die sonst so klaren, vom Fieber matten Lichter mich an. Gleichsam, als wenn er mir sagen wollte: Warum hast du mich in dieses böse Klima gebracht, nun ist es vorbei! —

Gehorsam wie immer nahm er die Medikamente und atmete tagelang die Eukalyptusdämpfe. Selbst die schmerzhafte Injektion von Chinin ließ er willig geschehen. Teilnahmslos lag er auf seinem Lager. Sein sonst so frohes Geläut war verstummt, und keine der „Kätzis", die vor ihm an Bord des Dampfers „Prinz Eitel Friedrich" herumsprangen, erregte mehr auf der Heimfahrt seine Aufmerksamkeit. —

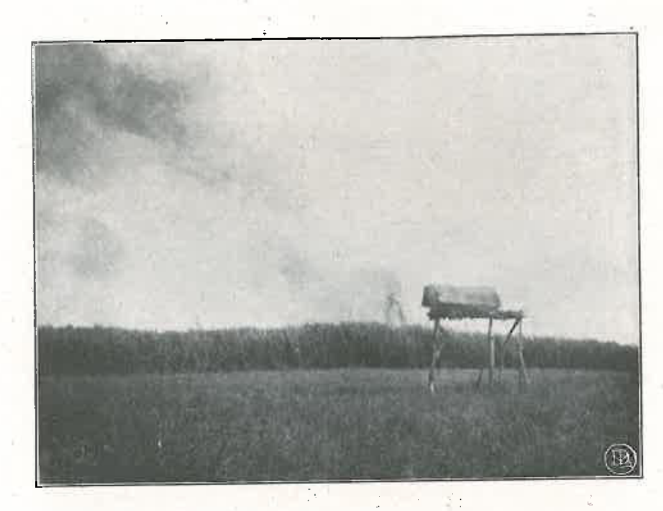
Ich wollte ihn auf alle Fälle lebend in die Heimat bringen. Dies ist mir auch geglückt. — Es war aber Rackerlis letzte Indienfahrt. —



Das Rasthaus in Kokillamukh am Brahmaputra.



In Golagath vor dem Aufbruch nach Bokakath.



Eine Wachthütte gegen Wildbüffel am Rande brennenden Grasdschungels.



Rast in einem Bhil unter Büffel- und Rhinofährten.



Lager Kanhilmari.



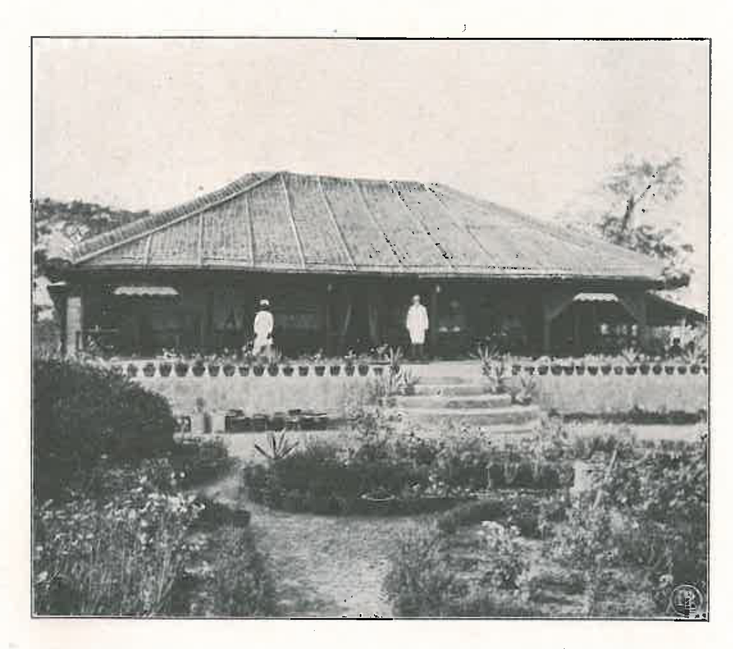
Erlegte Assam-Sambarhirsche.



Mein erster erlegter Assam-Büffel.



Geier beim Lager Kanhilmari.



Das Bungalow im Teegarten Kodala bei Chittagong.



Lockerung des Bodens zwischen den Teesträuchern.



Teeernte in Kodala.



Meine Diener und Hunde in Assam.
Der tibetanische Schäferhund kam später in den Zoo Berlin.



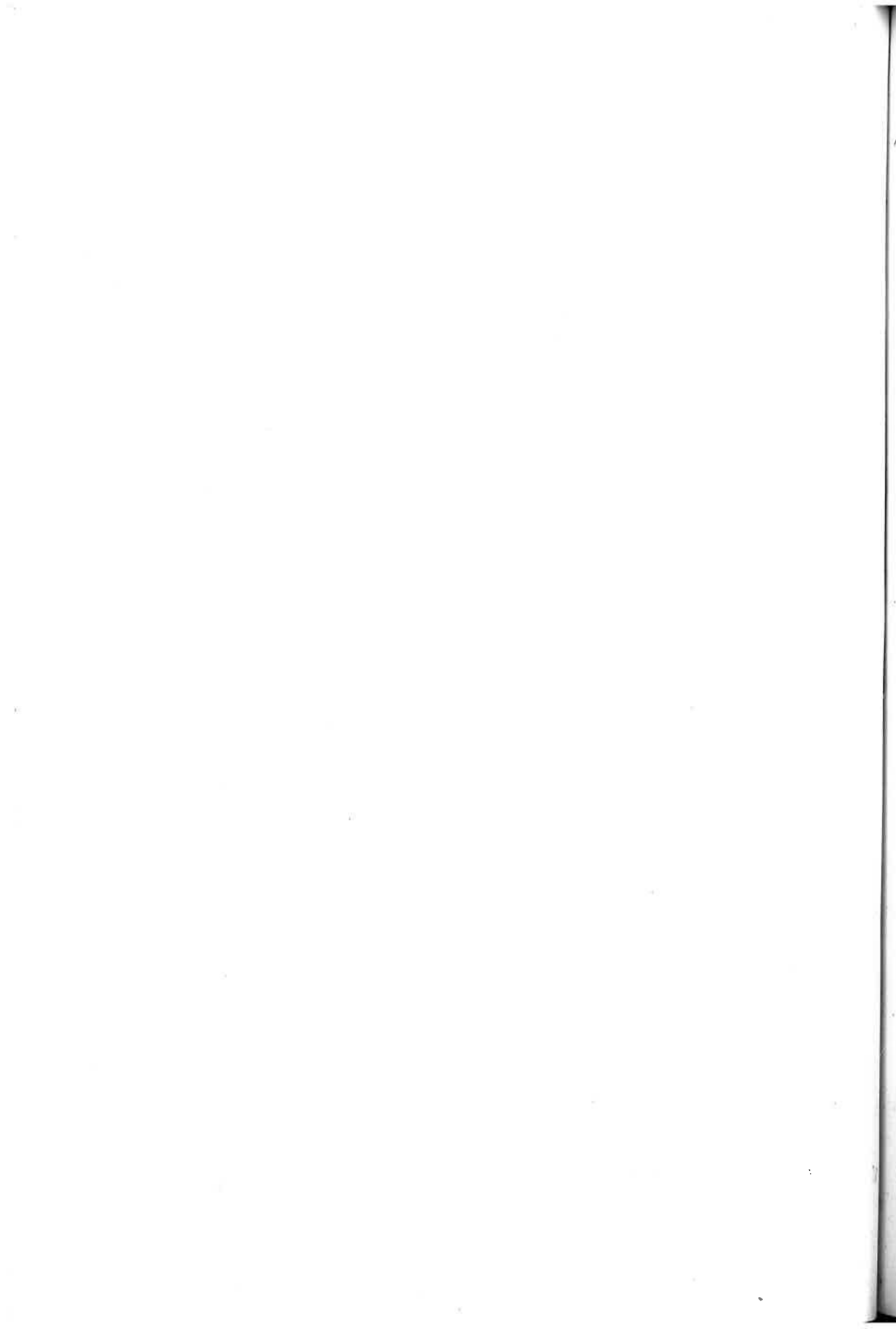
Der „Wald“ im Hintergrund ist der große Banyanbaum (Ficus indica) bei Calcutta. Kronenumfang ca. 1000 Fuß.



Se. Hoheit Sir Rama Vurma, G. C. J. E. Rajah von Cochin und Trippunittura
mit Kindern in Coonoor (Nilgiris.)

V.

Cochin



Es waren noch keine achtzehn Monde verflossen, seit ich gezwungen war, meine erste Cochin-Expedition aufzugeben, als ich schon wieder Ende August 1908 in Madras indischen Boden betrat.

Nach einjährigem Aufenthalt in der Heimat, um die Folgen meiner Erkrankung, die ich mir in dem Tale von Parambikolam zugezogen, auszuheilen, war ich der wiederholten, gütigen Einladung Sr. Hoheit des Rajah von Cochin gefolgt, um Anfang September zum zweiten Male seine herrlichen Berge und Wälder aufzusuchen.

Zu Hause ist die Mauserzeit. Hier draußen wachsen wieder die Schwingen — der erste Segen der Ausreise. Sollen sie mir dieses Mal wieder durch die tropischen Sonnenstrahlen versengt werden? —

Der Lloyddampfer „Prinz Eitel Friedrich" trug mich zum vierten Male nach Indien heraus. Ich kam als alter Bekannter an Bord, und wurde von dem prächtigen Kapitän, Herrn Malchow, wie von den übrigen Herren Offizieren und Seeleuten als Stammgast empfangen. Gar oft wurde nach „Rackerli" gefragt. Hier und dort mußte ich seine Abwesenheit entschuldigen. Daheim war mein lieber Jagdgenosse geblieben, der Zeuge vieler Freuden und auch mancher Fährnisse war. Ich konnte die Verantwortung nicht übernehmen, ihn nach seinen häufigen Malariaanfällen wieder dem tückischen Klima auszusetzen. Aber er fehlte mir auf Schritt und Tritt.

In Colombo erhielt ich einen gewissen Ersatz für Rackerli in „Grethel", der braunen Tackelhündin Herrn Gaugers, eines dort ansässigen deutschen Kaufherrn. Sie gab sich im Laufe des Jahres mit Erfolg Mühe, mir eine liebenswürdige Begleiterin zu sein, aber „Rackerli" konnte sie doch nicht ersetzen.

Der „Chattenturm" der Hansalinie brachte mich nach Madras, wo ich wieder in dem am Strande gelegenen Marinehotel Unterkunft fand. In den heißen Augusttagen versprach ich mir dort durch die Nähe der See eine kühle Brise; ich täuschte mich aber. Die anderen Hotelbaracken von Madras liegen inmitten der Stadt und befinden sich in ähnlich trostlosem Zustand wie dieser von Eingeborenen geleitete Schwitzkasten.

Tag und Nacht fächelte die heutzutage für Hotels geradezu altertümlich anmutende Punka bei 35° C im Zimmer ein leichtes Windchen über meinen kahlen Schädel. Nachts zerfraßen Ratten in meinem Toilettentisch glücklich auch mein letztes Paar weißer Glacéhandschuhe — Zeugen ehemaliger Tanzwütigkeit —, und eine Anzahl von Fledermäusen flatterten im Autotempo durch meinen Schlafsaal, dabei fast meine Nase berührend. Ich fühlte dieses, durch ihre Flügel erzeugte Windchen neben dem der Punka von Zeit zu Zeit angenehm im Gesicht, da ich ohne Moskitonetz schlief. Aber nur nicht aufregen, sonst schläft man noch weniger in der Hitze. Resignation ist das einzige Mittel.

In Colombo hatte ich einen Malaien, Tuan Bahar Deen, als Diener engagiert, welcher ein guter Shikari zu werden versprach, da er große Vorliebe für das Dschungel zeigte; in Madras erwartete mich mein alter erster Butler Lahori, der einen zweiten Diener Hussein, ebenfalls Mohammedaner, mitbrachte, und auch einen Hindu „Kalu", aus der Lederarbeiterkaste, der „Mochis". Während Hussein als früherer Offiziersdiener mit dem Lagerleben vertraut war, diente mir Kalu als Präparator.

Meine Ausrüstung lag in einem Geschäftshause in Madras seit dem verflossenen Jahre noch aufbewahrt.

Bald nach meiner Ankunft teilte mir Se. Hoheit in einem sehr gnädigen Schreiben mit, daß er bedaure, mich nicht vor November als Gast empfangen zu können, da Se. Exzellenz, der Gouverneur von Madras, Ende Oktober zu einem zehntägigen Jagdausflug in den Wildreserven von Parambikolam erwartet würde. So hieß es mal wieder abwarten, ein großer Strich durch meine Rechnung. Nun war guter Rat teuer, wie ich am besten die neugewonnenen oder vielmehr verlorenen zwei Monate bis zum November nutzbringend verwenden könnte. Zeit ist kein Geld in Indien! Um bis dahin eine Expedition in Kanara zu beenden, reichte sie wieder nicht aus. Einer Einladung meines verehrten Freundes, Mr. Evan Maconochie, des Privatsekretärs des Maharajah von Mysore, nach

Mysore zu den Dusserah-Festlichkeiten zu kommen, folgte ich nicht, da dort nach den strengen Jagdgesetzen die hohe Jagd noch nicht auf war.

So entschloß ich mich, nach Ooty zu gehen, um dem Gouverneur meine Aufwartung zu machen. Meine Ausrüstung konnte ich dank der Liebenswürdigkeit des vertretenden deutschen Konsuls in dem Warenhause des Konsulats mit Hussein und Kalu zurücklassen und reiste mit Lahori, Tuan und Grethel nach den kühlen Nilgiri-Bergen.

Ooty — die Abkürzung für Ootacamund — stand in der vollen Blütenpracht des Hochsommers. Die ganze Talsohle zwischen hohen, zum Teil steil abfallenden Bergen, schien in ein Gemisch von Gelb, Grün, Rot und Blau getaucht, welches seltsame Kontraste zeigte. Das satte Gelb rührte von den in ihrer ganzen Herrlichkeit blühenden Mimosenakazien her, deren starker Duft weit und breit die Luft erfüllte. Hecken und Sträucher von tiefblauem Heliotrop und gelbroten Verbenen umsäumten die in Gärten liegenden Bungalows, deren rote Ziegeldächer inmitten dieser üppigen Blütenpracht und dem Blaugrün von Eukalyptusbäumen sich scharf abhoben und das farbenreiche Mosaikbild vervollständigten. Im Eukalyptusbaum habe ich endlich das Bäumlein gefunden, das nach unserer Kindermär andere Blätter haben wollte, und sie auch erhielt. Denn in der Jugend haben die Eukalyptussträucher blaue und auch anders geformte Blätter. Erst nachdem sie zum Baum ausgewachsen, erhalten sie ihr grünes Blätterkleid. — Die Flora Ootys ist in ihrer Eigenart schon recht verschieden von derjenigen der 600 m tiefer und nur 20 km abgelegenen Höhenstation Coonoor. In Ooty gedeihen nicht mehr die prächtigen Baumfarne an den zu Tale stürzenden Wildbächen, und es fehlt auch der scharlachrote Hibiscus, dem es hier schon zu kalt und rauh zu sein scheint.

Der schnelle Übergang von der heißen Meeresküste zu einer Höhe von 2600 m innerhalb 18 Stunden wird nicht von jedem Menschen glatt vertragen. Ein Winteranzug genügte mir bei den plötzlich ganz veränderten Klimaverhältnissen kaum. Ich saß bald in meinem Hotel am traulich flackernden Kamin, die Beine mit einer warmen Kamelhaardecke umhüllt, vor Frost klappernd, und trank einen steifen Grog — es können auch deren zwei gewesen sein.

Ich verwünschte die Siedehitze von Madras und zugleich die

Kälte von Ooty, wo es obendrein noch täglich gegen Mittag zu regnen anfing. Eintönig trommelten die Bindfaden über meinem Haupte auf das Ziegeldach. Scheint denn an keinem Fleckchen Indiens die Sonne vernünftig? Nicht zu toll und nicht zu wenig? —

Se. Exzellenz, der Gouverneur von Madras, Sir Arthur Lawley, empfing mich wieder mit seiner charakteristischen Liebenswürdigkeit, und abends darauf führte ich seine jüngste Tochter unter den Klängen der Hauskapelle zu Tisch. Vor uns stand ein Silberpokal, den Miß Lawley ein Jahr vorher als ersten Rennpreis gewonnen hatte. Rennen und Reitjagden bilden in Ooty den Höhepunkt gesellschaftlicher Veranstaltungen. Die Hauptsaison hatte ihr Ende erreicht, und mehrere Hofhaltungen von eingeborenen Fürsten, so die durch ihre Pracht und Eleganz sich auszeichnende des Maharajah von Mysore, waren schon aufgelöst. Dagegen fanden Reitjagden noch dreimal wöchentlich statt, und es versammelte sich ein starkes rotes Feld von Damen und Herren, um dem Jackal mit hellem Geläut der Meute über Berg und Tal zu folgen.

Mein besonderes Interesse wandte sich den Ansiedlungen der Todas zu, welche zerstreut in der Umgebung von Ooty liegen. Ihre festgebauten Hütten, inmitten grüner Weideplätze für ihre Büffel, ähneln von weitem gesehen umgestürzten und halbdurchgeschnittenen Bienenkörben. Sie bewohnen das Plateau der Nilgiris neben den Badagas als Ackerbauern und den Kotas als Handwerkern, wärend die Kurumbas, mit denen ich in Mysore nähere Bekanntschaft gemacht hatte, und die Irulas an den Abhängen des Gebirges ihre Heimat gefunden haben. Die Todas betrachten sich gegenüber den eingewanderten Badagas als die herrschende Rasse. So bilden die Nilgiris einen wahren Sammelplatz verschiedener Reste von Völkern. Mit Ausnahme der Todas sind alle diese halbwilden Völkerschaften mit ihrem kleinen und mittleren Wuchs drawidischen Ursprungs, während sie einen ganz eigenartigen Typus aufweisen, nämlich einen fast rein indoafghanischen mit assyrischer Beimischung[1]). Sie gehören also gewissermaßen mit zum Wurzelstock der großen arischen Rasse, welcher durch die indoafghanische Rasse im Nordwesten gebildet wird. Der hohe Wuchs der Todas, ihre hervorspringende (mesorhine) Nase in einem lang geformten (dolichokephalen) Gesicht und ihre braune Hautfarbe weisen direkt auf diesen Ursprung hin, während

[1]) S. J. Deniker, „The Races of Man". London, Walter Scott Ltd.

ihre dicken Unterlippen, wie wir sie bei den Juden sehen, auf assyrische Verwandtschaft zurückzuführen scheint. Eine auffallende Ähnlichkeit zeigen die Todas mit den Ainus von Jesso. Vor allem sind sie ebenso gewaltig behaart, am Körper sowohl wie am Haupt. Gleich den Ainus sehen sie in der Umgebung anderer Rassen der Nilgiris ganz fremdartig aus, wie die schwarzen Zigeuner unter den Drawiden von Mysore.

Werfen doch die Herren Stratz und Weule[1]) die Frage auf, ob nicht Ainus, russische Sibiriaken und Weddas von Ceylon in einem ähnlichen Verhältnis zur weißen Rasse stehen, wie die Eskimos zur gelben. Ich gehe noch weiter. Sollten sie nicht, die russischen Muschiks, die Todas und die Ainus zu einer protomorphen Bevölkerungsschicht gehören, die wir als Vorläufer unserer eigenen weißen Rasse betrachten müssen? — Auf jeden Fall scheinen sie sehr nahe verwandt zu sein. Ist schon der eigenartige Typus der Todas inmitten drawidischer Völker Südindiens auffallend genug, so sind es noch mehr ihre primitiven Sitten und Gebräuche. Die Religionsausübung der Todas ist noch eine rein animistische, über einen rohen Polytheismus sind sie noch nicht herausgekommen. Animismus ist ja in Wirklichkeit die Grundlage einer jeden Religionsphilosophie, von der der Wilden an gerechnet bis zu der der zivilisierten Menschen[2]). Er schließt in seiner Entwicklung schon den Seelenglauben und bei vielen Völkern auch den an das Weiterleben der Seele ein. Diese wird von Gottheiten und niederen Geistern beherrscht, deren Anbetung den Anfang eines einfachen Naturgottesdienstes mit sich bringt.

Die Todas bringen ihren Gottheiten Büffelopfer dar, die sie in Steinen und auch als Wassergeister in bestimmten Flüssen verehren[3]). Ihrem Priester, der zugleich als Haupt des Stammes betrachtet wird, zollen sie hohe Verehrung. Als ich ihn photographisch aufnehmen wollte, durfte ich mich ihm nur auf zwei Schritte nähern. Ich mußte das für ihn bestimmte Geldstück erst auf den Boden legen. Dann nahmen es andere Todas auf, reinigten es mit Erde und übergaben es ihm, worauf er sich noch obendrein brummend, auf seinen Stab gestützt, als „würdevoller" Greis entfernte.

Lustig und ausgelassen zeigt sich die Todajugend, die sich in

---

[1]) Prof. Dr. Weule u. a.: „Die Kultur der Kulturlosen". Kosmos Verlag. Stuttgart.

[2]) Edward B. Tylor, Primitive Culture. London, John Murray, 1903.

[3]) Madras Government Museum. Bulletin Vol. IV. Nr. 1. 1901.

der Nähe ihrer Hütten an der Straße, mit mehr oder weniger Erfolg um Backschich bettelnd, auf die zum „exercise" promenierenden „Ladies und Gentlemen" stürzt. Hält man sich auch nur einen Augenblick bei den Kindern auf, so beginnen sie ihre Tänze aufzuführen, und mit Vergnügen konnte ich hier die Anfänge unserer Hofballmenuets beobachten. Auch ohne Tanzstunden führen die Mädchen die Grundbegriffe der Quadrille à la cour mit all der ihnen zu Gebote stehenden natürlichen Grazie auf, wobei das vereinigte Ball- und Straßenkostüm, ein togaartig umgeschlungenes Leinwandtuch, die jugendlichen Reize der Tänzerinnen voll zur Geltung bringt. Da ist es natürlicherweise nicht verwunderlich, wenn diese lieblichen Geschöpfe sich umgehend auch verheiraten. Sie bringen es, wie die meisten Orientalen, fertig, daß keine von ihnen als Mauerblümlein sitzen bleibt. Die Todas sind Anhänger der Polyandrie — quel horreur — und Gruppenehen bilden hier die Regel. Zwei Brüder, ja auch bis fünf Todajünglinge, heiraten eine einzige Todaschönheit, und sie scheinen trotz dieses verwickelten Ehekontraktes vortrefflich mit ihrer einzigen Ehehälfte bis Ehefünftel zu harmonieren. Drum auf ihr Frauenrechtlerinnen zu den Todas! Ihr sammetweichen Suffragettes werdet es vielleicht mit fünf Männern aufnehmen können! —

Ich birschte mich an einem Abend bei Vollmondschein — hört, hört — an ihre Bienenkörbe heran, und hoffte dort wie das Summen der Bienen unter diesen Eheumständen die nicht ausbleibenden Gardienenpredigten zu hören. Aber nichts davon! Liebliche rhythmische Gesänge, deren melodischer Reiz selbst musikalisch verwöhnten Mitteleuropäern angenehm das Trommelfell berühren mußte, schlugen an mein Ohr. Von den vielen Eingeborenengesängen, die ich im Laufe der Jahre in Indien zu hören Gelegenheit hatte, schienen mir keine so zart, weich und klangvoll! Und lange noch stand ich draußen im Mondenlicht und lauschte mit Andacht den aus den Hütten gedämpft klingenden Kehllauten. Ein seltener Genuß solch ein köstlicher Ohrenschmaus, dargeboten von Naturmenschen, die sich ohne jedes Beiwerk und theatralische Pose ihre seit Jahrhunderten überkommenen ureigenen Melodien erhalten haben. Ich bedauerte nur, diese melodischen Klänge nicht durch einen Phonographen festhalten zu können. Sie gaben mir einen weiteren kleinen Beitrag zur Kenntnis des Seelenlebens dieser mittleren Wilden. Böse Menschen haben keine Lieder.

Lange sollte ich mich durch den immer tropfenden Regen von

Ooty nicht verärgern lassen. Meine alten Darmbeschwerden stellten sich bald nach meiner Ankunft wieder ein, und da ich bei einer Temperatur von nur 12° C in den hohen Bergen von Ooty keine Besserung erhoffen konnte, suchte ich einen wärmeren Ort auf, den ich auch in Coonoor mit 16° C im Zimmer fand. Das Klima von Coonoor ist viel gemäßigter, es weist nicht die Menge von Niederschlägen auf. Aber auch hier fand ich trotz ärztlicher Hilfe keine Heilung. Also wieder fort, herunter in die Hitze nach Calicut an der Malabarküste, unweit von Cochin. Hier fühlte ich mich endlich wieder besser und taute bei einer angenehmen Wärme von 27° C im Zimmer wieder auf. Das Hotel war im ganzen besser als das in Madras, wenn es hier nur nicht die Krähen auf mich abgesehen hätten, mich und Grethel zu ärgern. Nicht allein, daß sie vom frühen Morgen bis spät in die Nacht ihr widerliches Gekrächze hören ließen, nicht mal bei Tisch ließen sie mir etwas Ruhe. Sobald mir meine tägliche Atzung, Hühnersuppe mit „dem" Knöchelchen drin und andere Kindernahrung, serviert war, hockten die Herren Raben, wie immer krächzend, oben im Gebälk über dem Eßtisch.

Grethel sitzt neben mir und äugt stumm auf dem ganzen Tisch herum. Sobald ich auch nur einen Augenblick meinen Platz verlasse — schwapp! haben sie das Knöchelchen weg und überlassen mir zum Trost auf den Toast den Schnepfen- — pardon Krähendreck! Wütend kläfft dann Grethel, der so das Knöchelchen zum Teufel geht, hinterher. Aber sie kann der fliegenden Krähe, die sofort das Freie gewinnt — Fenster gibt es nicht, meine Herrschaften — nichts anhaben, und nur noch toller, der Grethel zum Hohn, schreit es von allen Ecken und Kanten: Kräh — kräh — kräh!

Mehrfach hatte ich schon den Dampferfahrplan zur Hand genommen, um die nächsten Verbindungen mit der Heimat herauszufinden. Ohne überhaupt das Dschungel betreten zu haben nach Europa zurückzukehren — ein schrecklicher Gedanke! — Aber dank der vortrefflichen Hilfe des Leiters des Missionshospitals in Calicut, des Herrn Dr. med. Stokes, fand ich mit der Zeit Genesung.

Man mag über Missionen denken, wie man will. Ich habe für sie im allgemeinen wenig übrig. Nach meinen Erfahrungen richten die Vertreter der Missionen in den meisten Fällen mehr Schaden an, als sie Nutzen stiften. Das gilt nicht allein in bezug auf die Eingeborenen, sondern ebenso für die eigene weiße Rasse. Die

Tätigkeit der Missionare in Cochin hat mich leider auch nicht eines Besseren belehren können. Ein großer Prozentsatz der Bevölkerung von Cochin sind Christen, die, wie in der Regel, nur aus niederen Volksschichten gewonnen wurden. Darunter sind Nestorianer oder Nazarener, syrische und römische Katholiken, sowie auch Protestanten. Da diese wiederum allen möglichen Orden und Sekten angehören, und ihre Seelenhirten noch obendrein verschiedener Nationalität sind, so ist es nicht verwunderlich, daß sie sich gegenseitig mehr oder weniger befehden, und ihre Gläubigen, die gewissermaßen wieder Kasten bilden, in getrennten Straßenvierteln wohnen lassen. So fällt es nicht schwer, die naturgemäßen Folgen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse in diesem Babel von Religionen zu erkennen, die sich gegenseitig den Rang ablaufen. Kirchen gibt es in Cochin in Hülle und Fülle, überall tauchen die Kapellen zwischen den Kokospalmwäldern auf. Je mehr man diese Zersplitterung innerhalb der christlichen Religion bedauern kann, um so größer ist meine Hochachtung vor der Tätigkeit der Baseler Mission in Calicut und an anderen Orten der Malabarküste, die die Eingeborenen zur Arbeit und praktischen Betätigung erzieht. Die Ziegeleien und Keramikfabriken, die Möbeltischlereien wie die Webereien der Baseler Mission sind weit und breit in Indien bekannt, und ihre Waren als solid und billig hochgeschätzt.

Von großem Segen für die leidende Menschheit ist ebenfalls das Hospital in Calicut, ein modernes Krankenhaus der Baseler Mission, deren wissenschaftlich gebildete Leiter eifrig bestrebt sind, menschliches Elend zu lindern und die Schrecken der Seuchen zu bekämpfen. Wer in die Tiefen dieser Schrecken soviel und so oft geschaut hat wie ich, wird mit Freuden jede Vermehrung der Ärzte durch die Mission begrüßen. Hier ist ihnen ein Feld der Betätigung echt christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit zum Heile der leidenden Menschheit vorbehalten. Das Missionshospital in Calicut ist trotz der bescheidenen Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, eine wahre Musteranstalt, wohin die Kranken aller indischen Religionen und Konfessionen sich vertrauensvoll wenden. In dieser geübten Toleranz offenbart sich der größte Segen.

Auch unvergeßlich wird mir der Besuch des Lepra-Asyls sein, welches unweit Calicut ebenfalls unter Leitung von Dr. Stokes auf einem Hügel sich erhebt. Hier wurden an 60 Aussätzige beiderlei Geschlechts, Christen, Hindus und Mohammedaner mit teil-

weise gutem Erfolg gepflegt. In der Regel kamen die meisten Fälle nicht zur Ausheilung, da einmal noch kein sicher wirkendes Heilmittel gefunden ist, und ferner die Kranken schon bei nur augenblicklicher Besserung die Anstalt verlassen, um alsbald kränker wieder zurückzukehren. Auch hier herrscht kein Zwang. Es bleibt dem Kranken überlassen, sich im Asyl verpflegen zu lassen oder daheim zu bleiben. Nur wenige folgen dem Gesetz der Vernunft. Die meisten Aussätzigen zeigen ihre bekannte Abneigung gegen jegliche Behandlung in einer Anstalt.

So hat man in den Straßen häufig Gelegenheit, das menschliche Elend zu beobachten, und es gab während meiner Anwesenheit in Calicut noch kein Verbot, das die Aussätzigen vom Besuch der Basare und Märkte abhält. Ich sah dort Leprakranke, deren süßfauliger Geruch einen Umkreis von zehn Schritten verpestete, mitten unter dem feilgebotenen Gemüse sitzen, das auch von den Dienern der Europäer gekauft wird.

Noch zahlreicher als Lepra ist die Elefantiasis unter der Bevölkerung der Malabarküste verbreitet, die auch Cochin-Krankheit genannt wird, wie überhaupt Hautkrankheiten aller Art an der Tagesordnung sind, ganz abgesehen von den jahraus jahrein wütenden Schrecken der Pocken, Cholera, und Malaria. Pestkranke waren zu meiner Zeit hier nicht vorhanden. Trotz dieser Geißel und der politischen Zersplitterungen durch Rasse, Kaste und Religion ist die Bevölkerung mit ihrem Schicksal im ganzen zufrieden. Hungersnot kennt man hier kaum dem Namen nach, denn das fruchtbare Land gibt seinen Bewohnern reichlich alles, was sie zum Leben gebrauchen, und Unmassen von Fischen bringen täglich die Fischerflotten auf den Markt.

Die meist ackerbautreibende Bevölkerung von Cochin, wohl annähernd eine Million, erzielt jährlich drei Ernten Reis. Weiterhin Hanf, Flachs, Zuckerrohr und in den Vorbergen der Ghats Baumwolle, Kaffee, Gummi, Ingwer und Pfeffer. Im Großen und Ganzen zeigt das Land viel Ähnlichkeit mit Ceylon in bezug auf Klima und Pflanzenwelt, und besonders die Kokos- und Arekapalmenhaine sind es, die Cochin mit seinen zahlreichen Seen und Rückwässern den so charakteristischen Stempel der Perleninsel aufdrücken.

So unbedeutend auch Cochin politisch ist, so geben uns die verschiedenen Rassen, die dort im Laufe von Jahrtausenden zusammenkamen, und speziell auch das Kastenwesen der Hindus,

einen Beitrag zum Aufschluß über die Rassenfragen Indiens und das drawidische Problem. Dieses Chaos zu entwirren, ist die Aufgabe der Anthropologen, und es gibt beinahe soviel Theorien — allein schon über das drawidische Problem —, als es verschiedene Volksstämme gibt. Indien ist und bleibt gewissermaßen der Völkermarkt der Welt. Eine erschöpfende Erklärung für das Kastenwesen Indiens ist bis heute noch nicht gefunden. Die Portugiesen nannten die streng geschiedenen Gruppen der Hindus casta, d. h. „Art" — „Rasse." Eine alte indische Bezeichnung für Kaste ist dschati „Geburt." Sie ist nicht nur sozialer Aufbau durch die Rasse, sondern auch „eine religiöse Einrichtung, ein notwendiges Glied in der Kette der Samsara, das kein Wesen durchbrechen kann", woraus P. Jos. Abs[1]) weiter schließt: „In diesen Ideen wurzelt auch die ungeheure, passive Widerstandskraft des Indertums, sowohl als Volkstum wie als Religionsgemeinschaft, das durch Jahrtausende allen fremden Einflüssen getrotzt, das die wie Bergströme alles zerstörenden Massen der Mohammedaner aufgefangen, der Macht der Waffen wie den Ideen fremder Religionen und Kulturen, Tempel und Tor, Hirn und Herzen, Sinn und Seele verschlossen hielt."

So sind von den reinen Indo-Germanen, die durch die Nambutirikaste vertreten sind, bis zu den reinen Drawiden und den Kadirs, den eigentlichen Waldbewohnern von Cochin, viele Kreuzungen und Mischrassen innerhalb der Bevölkerung entstanden. Die strenge Abschließung der obersten Kasten erhält noch am meisten bestimmte Rassen in ihrer Reinheit, wie wir sie bei den Brahmanen sehen. Anderenteils begünstigen wiederum die unwegsamen Gebirge die bisher völlige Abschließung einzelner Stämme, u. a. der Kadirs, die von der übrigen Bevölkerung als niederste Kaste angesehen werden. —

Der Rajah von Cochin selbst gehört der zweithöchsten Kaste der Kshatriyas, der Großgrundbesitzer, an, welche den Brahmanen in der Rangordnung der zehn verschiedenen Kasten von Cochin am nächsten steht.

Die Drawiden gelten als die eigentliche Urbevölkerung Indiens. Kleiner Wuchs, fast schwarze Hautfarbe, breite Nase und relativ lange Arme unterscheiden sie von der übrigen Bevölkerung Indiens. Sie scheinen beim ersten Anblick Huxleys Meinung zu bestätigen,

[1]) Indiens Religion der Sanatana-Dharma. Von P. Jos. Abs. Kurt Schroeder Verlag, Bonn u. Leipzig 1923.

daß sie mit den Ureinwohnern von Australien verwandt sind. Diese Ansicht stützt sich auf das prähistorische Land Lemuria, welches sich von Madagaskar bis zum Malayischen Archipel ausgebreitet haben soll und Indien mit Afrika und Australien verband. Gegenwärtig sind die Drawiden nur noch in den Dekkan-Ländern und dem Norden von Ceylon verbreitet. Im Laufe der Jahrtausende sind Mongolen von Nordosten und Indo-Germanen von Nordwesten in verschiedenen Zügen her durch das Völkertor am Pamir und den Nordwestgrenzpässen nach Indien vorgedrungen und haben immer mehr die Drawiden nach dem Süden verdrängt. Einige Völker, Stämme oder vereinzelte Sippen sind wegen ihrer überlegenen Rasse und dem Kastengeist rein geblieben, wie schon oben erwähnt. Viele indo-germanische Einwanderer haben sich jedoch mit den Drawiden vermischt und hier im Südwesten Indiens machen sich noch andere Rassenmerkmale und Einflüsse geltend, wie bei den vorher erwähnten Todas der Nilgiri und den Nairs der Malabarküste. So weichen z. B. die Nairs wie überhaupt der Hauptteil der Bevölkerung Cochins von der eigentlichen drawidischen (platyrhinen) Rasse des Südens erheblich ab. Sie zeigen den leptorhinen Typus mit schmaler hervorragender Nase und schmalem Gesicht. Der Unterschied z. B. von den Madrassis ist so groß, daß man die Cochin-Bevölkerung, vom Laienstandpunkt betrachtet, zur indo-germanischen Rasse rechnen möchte. Tatsächlich weisen sie auch starke indo-germanische Einflüsse auf.

Die Nairs sind wie die Todas Anhänger der Polyandrie. Sie sind ob ihrer eigentümlichen Hochzeitsgebräuche und ihres seltsamen Erbrechtes bekannt. So wird nicht der älteste Sohn, sondern der Neffe vom Vater zum Erben des Besitzes eingesetzt. Noch eigenartiger gestaltet sich das Leben der Angehörigen der obersten Brahmanenkaste, der Nambutiris. Sie gehören zu den reinsten Vertretern der indo-germanischen Rasse überhaupt, und es ist interessant, in ihre Sitten und Gebräuche, die seit Jahrtausenden streng orthodox gewahrt und gepflegt werden, einen Einblick zu werfen.

Die Nambutiris haben allein das Recht, einen besonders großen Palmblätterschirm, mit dem sie sich vor den Blicken anderer Menschen schützen, als ein Abzeichen ihres hohen Ranges zu tragen. Sie werden nach ihrer Anschauung schon durch den Anblick eines Angehörigen einer anderen Kaste oder auch eines Europäers un-

rein. Ihre Lebensweise steht auf dem Höhepunkt der Orthodoxie, und ihre Lebensaufgabe besteht in der Regel nur in der Erfüllung ihrer religiösen und Kasten-Pflichten. Für die übrigen Kasten ist ein Nambutiri heilig. Seine Wünsche sind Befehle. Sein Mahl ist Nektar. Seine Bewegung eine Prozession. Er ist der Repräsentant von Gott selbst[1]). Dies behaupten zwar andere Leute in anderen Ländern auch, aber in der ganzen Welt wohl keine Gemeinschaft als Kaste oder als Stand. In diesem Punkte sind sie doch sehr beneidenswert! — Und wie einfach ist ihre Lebensweise! Um 3 Uhr morgens erheben sie sich schon von ihrem Lager, um zu baden, und nackend verrichten sie ihre Gebete im Tempel. Darauf lesen sie bis zu ihrem einfachen Reismahle die geheimnisvolle Lehre der Veden. Nach Tisch setzen sie sich zusammen im Kreise und üben sich im feierlichen Stillschweigen, das stundenlang nicht unterbrochen werden darf. Abends salben sie sich mit Öl, gehen wieder in den Tempel, und nach einem einfachen Mahl strecken sie sich zur Nachtruhe auf ihr hartes Lager.

Die Honoratioren vieler Stammtische im lieben deutschen Vaterland scheinen zunächst das Sichüben im Schweigen als eine Eigenart mit den Nambutiris oft zu teilen. Bei Letzteren liegt aber der Sinn doch tiefer. Für sie ist diese Übung eine Vorbedingung zu geistigem Leben. „Gott wird nur laut, wenn die Kreatur schweigt." — Wohl in derselben Auffassung finden wir sie auch noch im Abendland bei den Mitgliedern des Trappistenordens.

Die Frauen verlassen ihre Wohnungen nur äußerst selten und werden daher für ihre Mitmenschen kaum sichtbar. Sie dürfen nur ihrem eigenen Gatten, sonst keinem Manne ins Gesicht sehen. Wenn sie gezwungen sind, ihre Wohnungen zum Besuch des Tempels ausnahmsweise zu verlassen, so geht ihnen eine Nairfrau voraus, die männliche Passanten durch einen langgezogenen Ruf „Ahayi" warnen muß, obwohl sie durch ihre großen Cadjan-Schirme vor menschlichen Blicken bewahrt werden.

Der älteste Sohn eines Nambutiri muß eine Frau seiner eigenen Rasse ehelichen. Den übrigen Söhnen ist es gestattet, mit Nairfrauen Umgang zu pflegen, während die Nambutirimädchen sehr oft keine Gelegenheit haben, mit ihren Kastengenossen verheiratet zu werden und daher häufig ledig bleiben sollen. — Diese Abschweifung in das Familienleben der Nambutiris soll nur dem Zwecke dienen, einen Einblick in die Lebensweise dieser ortho-

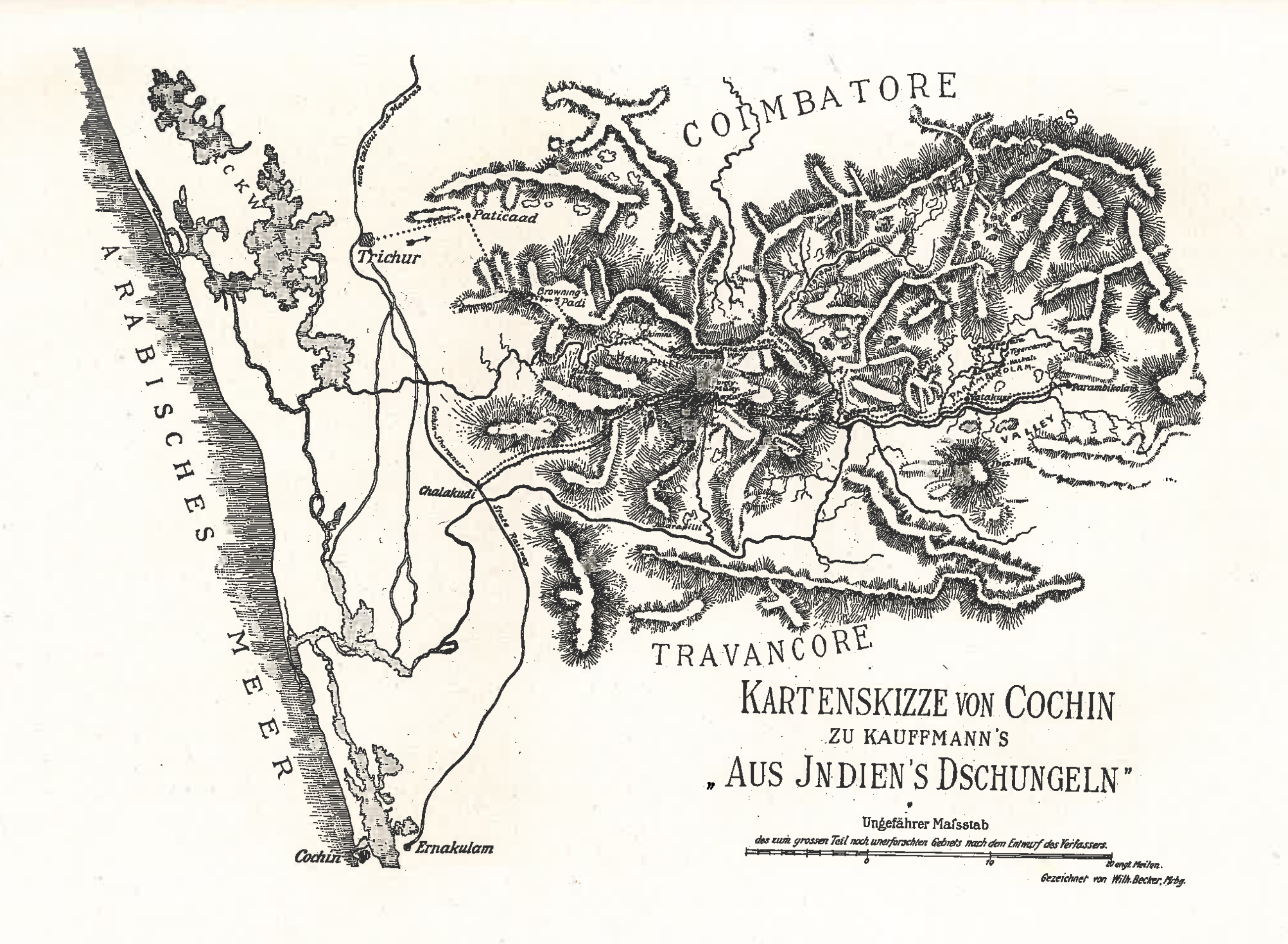
[1]) Siehe Travancore Census Report 1872—75, Seite 191.

doxen Kasten zu gewähren, um sich einmal ein Bild der Weltanschauung dieser Brahmanen zu machen, deren oberste Grundsätze „Einfachheit und Tradition“ bilden. Obwohl diese letzteren vorzüglichen Eigenschaften uns nur erstrebenswert erscheinen können, so zeigen sie bedauerlicherweise im Gefolge andere Verirrungen. Ebenfalls gibt es heutzutage im Abendland noch viele Familien, meist altadeligen Geschlechts, deren einfache Lebensweise und die Pflege der Tradition vorbildlich sein können. Sie sind gerade bei solchen Familien noch üblich, deren soziale Stellung, wie ihr Reichtum, einen scheinbaren Gegensatz zu ihrer Lebenshaltung bildet. Davon weiß man nichts — ein Zeichen unserer Zeit. Auch diese Vorzüge zeigen ihre Kehrseiten im Gefolge, um die wir sie nicht zu beneiden brauchen. Es gibt hier wie dort eben „Menschen, Gruppen, Rassen und Völker von allen Sorten“.

Unter den verschiedenen Rassen und Völkern, die im Laufe der Jahrtausende an der Westküste Indiens auf dem Seewege eingewandert sind, und hier dank der Toleranz der Cochin-Fürsten eine zweite Heimat gefunden haben, sind wohl die Juden in Cochin-Stadt besonders bemerkenswert. Man unterscheidet weiße und schwarze Juden, die je ein Viertel von Cochin-Stadt getrennt bewohnen, da sie zu verschiedenen Zeiten sich ansässig gemacht haben.

Die weißen Juden sind nach der zweiten Zerstörung Jerusalems 68 n. Chr. in der Nähe von Cochin eingewandert und erwarben sich von dem König von Cochin im Jahre 490 n. Chr. bestimmte Rechte und gewisse Adelsprivilegien, ein Zeichen ihrer damaligen Machtstellung. Diese sind auf eine Erzplatte graviert worden, die sie heute noch besitzen. Sie haben sich vollständig rein erhalten, und merkwürdig berührt der Anblick dieser „weißen Eingeborenen“, die teilweise zu meinem Erstaunen hellblondes Haar und hellblaue Augen aufweisen. Ihre Hautfarbe ist trotz der jahrhundertlangen Einwirkung der südindischen Sonne hell geblieben, so daß Einzelne sich eines rein indo-germanischen Aussehens erfreuen. Ich weiß, daß „indogermanisch“ nur noch ein „philologischer Begriff“ sein soll. Nach v. Luschan und anderen Gelehrten gab es niemals einen indogermanischen Volksstamm, noch arische Völker, sondern es gibt nur Völker arischer Zunge, „wenn es schon nicht ganz unbedenklich ist, von arischen Sprachen zu reden.“ Also ist wohl die arische Sprache auf Gerechte und

Ungerechte vom Himmel gefallen. Nach demselben Forscher sind die Juden am nächsten den Armeniern verwandt, „sie gehören somatisch sehr vielmehr zu den alten Vorderasiaten als zu den Semiten.“ Armenier, Kurden, Perser, Parsis u. a. sind heutzutage Völker mit arischer Zunge. Daraus zeigt sich klar, wie oft Sprache und Rasse sich nicht decken. Oder diese Völker müßten ja gerade die Nachkommen der Arier und Indogermanen sein. Zu welchem Urstamm gehören denn schließlich Germanen und die Angehörigen der höheren bisher arisch benannten Kastenstämme z. B. der Brahmanen, die physisch wie geistig, auch durch ihre Sprache, nahe verwandt erscheinen und die doch einen denkbar großen Gegensatz zu den Armeniern und Juden z. B. bilden? — Da hört wieder mein Laienverstand in der Studierstube auf. In Indien weiß ich mich anthropologisch durch lebende Vergleichsobjekte schon besser aus. Man schafft Begriffe ab, setzt aber keine Neuerklärungen dafür ein. So verbleibe ich vorläufig bei arischen Völkern und Indogermanen, bis ich eines Besseren belehrt werde. — Die Stämme Davids sollen ja indogermanischen Ursprungs sein, eine Annahme, die wissenschaftlich nicht leicht zu begründen ist. Ich neige der Ansicht zu, daß die weißen Juden aus einer der zahlreichen Judenkolonien, also aus Proselyten, stammen können, die schon 400 v. Chr. an den Küsten des Mittelmeeres auftauchten. Zum Beispiel bestand unter den Griechen in Alexandrien eine Judenkolonie, die den Anlaß zu einer großen antisemitischen Bewegung im Jahre 40 n. Chr. gab. 30 Jahre später, nach der zweiten Zerstörung Jerusalems, mögen sie von der nahen Küste des Roten Meeres den Weg nach Indien auf der Suche nach einer neuen Heimat gefunden haben. Damals begann gerade die streng durchgeführte Abschließung der Juden. Das Kastenwesen in seinen Absonderungsbestrebungen haben sie gewissermaßen schon von ihrer Heimat mitgebracht; sind doch die Stämme Judas schließlich nichts anderes als Kasten. — Die weißen Juden besitzen in Cochin-Stadt einen Tempel, dessen Boden mit kostbaren alten blauen Delfter Fliesen bedeckt ist, ein Geschenk der Herrscher Cochins an die Gemeinde zur Zeit der holländischen Okkupation. Sie leben in guten Verhältnissen und tragen einen Stolz zur Schau, der sich schon darin kundgibt, daß sie sich sehr ungern photographieren lassen. So war es mir nicht möglich, weder durch Geld noch durch gute Worte, die zum Teil nicht häßlichen Frauen und Mädchen zu bewegen, sich von mir auf-


COIMBATORE
TRAVANCORE
ARABISCHES MEER
Trichur
Paticaad
Browning Padi
Chalakudi
Cochin
Ernakulam
Parambikolam
VALLEY
KARTENSKIZZE VON COCHIN
ZU KAUFFMANN'S
„AUS JNDIEN'S DSCHUNGELN"
Ungefährer Mafsstab
des zum grossen Teil noch unerforschten Gebiets nach dem Entwurf des Verfassers.
0
10
20 engl. Meilen.
Gezeichnet von Wilh. Becker, Mrbg.



Todaansiedlung in den Nilgiribergen.



Junge Todafrau.



Todamänner.



Todapriester.



Todamädels.



Quadrille à la cour von Todamädchen.



Elefantiasis der Nase (?) bei einem Bettler in Calicut.



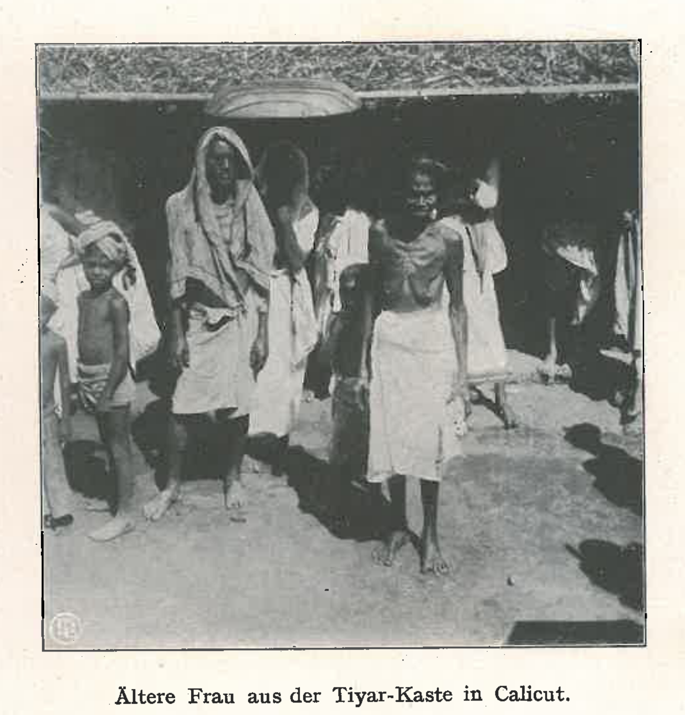
Leprakranker am Wege in Calicut.



Kranke im Lepraasyl in Calicut.



Junges Tiyar-Mädchen.



Ältere Frau aus der Tiyar-Kaste in Calicut.

Wie schnell Jugend verblüht.

nehmen zu lassen. Merkwürdigerweise scheinen Folgen der Inzucht innerhalb der kleinen Kolonie im Laufe der Jahrhunderte gar nicht zu existieren. Sie machen ganz den Eindruck einer gesunden und kräftig gebauten Rasse, eine Beobachtung, die ich auch bei verschiedenen anderen Kasten und Stämmen, die in strenger Abgeschlossenheit leben, z. B. bei den Kadirs, gemacht habe, auf die ich noch zurückkomme.

Interessant ist es, daß weder die weißen Juden, noch die bei weitem empfindlicheren Hindu-Albinos vom Sonnenstich getroffen werden. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß wir Europäer der Sonnenstichgefahr ausgesetzt sind, weil uns das schwarze Pigment in der Haut fehlt. Diesen Menschen fehlt es auch; trotzdem können sie sich den ganzen Tag über unbedeckten Hauptes den tropischen Sonnenstrahlen aussetzen. Ich glaube, daß es nur die Vererbung einerseits und die Anpassung an die Tropensonne andererseits ist, die den Sonnenstich verhindert. Ich bin überzeugt, daß Kinder rein europäischer Eltern, die Generationen hindurch in den Tropen wohnen, sich ohne Hut der grellen Sonnenbestrahlung aussetzen können und dieselbe Unempfindlichkeit gegen die Sonnenbestrahlung durch „Anpassung" bekommen.

Entartet sind im Gegensatz zu den weißen Juden ihre schwarzen Glaubensgenossen, welche ein anderes Stadtviertel von Cochin bewohnen und eine eigene Gemeinde bilden. Man braucht ihnen nur ins Gesicht zu sehen, um sich davon zu überzeugen, daß ihre Voreltern mehrere Jahrhunderte vor den weißen Juden nach Indien gekommen sein müssen. Dennoch haben beide sich eine charakteristische Haartracht gemeinsam erhalten, nämlich kleine Ringellöckchen von den Schläfen herabhängend, wie wir sie bei den polnischen Juden zu sehen gewohnt sind. Wie zähe hält doch dieses Volk an ererbten Gebräuchen und Sitten fest, ein Zeichen der Stärke ihrer Rasse! Andere Völker, wie z. B. die Portugiesen, sind zum größten Teil in dem kurzen Zeitraum von 300 Jahren in ihren verschiedenen Niederlassungen in Indien, wie in Chittagong und Goa, mehr oder weniger ganz in den Eingeborenen aufgegangen. Nur ihre Religion und ihre Namen zeugen noch von portugiesischer Abkunft, ihre Tracht und Lebensweise haben sie den Eingeborenen angepaßt.

Die schwarzen Juden haben zum Teil fast rein drawidische Gesichtszüge, meist den breitnasigen Typus mit rundem Gesicht,

ein Beweis, daß sie durch ihre Kreuzung mit den Eingeborenen fast ganz in deren Rasse aufgegangen sind. Andere wieder haben eine so helle Hautfarbe, daß man sie für weiße Juden halten könnte. Erklärlich ist es daher, daß die weißen Juden ihre schwarzen Glaubensbrüder als eine niedere Kaste ansehen und sie auch als solche behandeln.

Über die Herkunft der schwarzen Juden berichten die Chronisten, daß sie nach den Phönikern um das Jahr 1000 v. Chr. in Indien eingewandert sind. König Salomo sandte zu jener Zeit eine Handelsflotte aus, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die südwestliche Malabarküste, zumal Cochin und Travancore, identisch mit dem berühmten Lande Ophir gewesen ist. Die Chronik berichtet, daß diese Handelsflotte Pfauen, Sandelholz, Gold, Elfenbein und Affen als Tauschobjekte heimgebracht habe.

Dr. Carl Peters verlegte das Land Ophir in die Zambesiländer Ostafrikas. Auch dort wird Gold und Elfenbein gefunden, aber weder Sandelholz noch Pfauen. Die Pfauen gehören aber gerade zur charakteristischen Ornis von Indien. Daher glaube ich, daß das Land Ophir eher nach Indien als nach Afrika zu legen ist, was ja nicht ausschließt, daß die Zambesiländer ebenfalls die Heimat einer bedeutenden Kulturperiode gewesen sind. Wir haben leider vor dem Jahre 400 v. Chr. keine bestimmten historischen Daten der indischen Geschichte. So sind alle Annahmen früherer Zeitperioden nicht authentisch begründet.

Der Hafen von Cochin-Stadt, welcher britischer Besitz ist, liegt auf einer Halbinsel, die der eigentlichen Hauptstadt des Staates von Cochin, Ernakulam, vorgelagert ist.

Von Ernakulam aus, wo die Cochin-Staatsbahn endet, die mit der Hauptbahn den Verkehr mit Calicut und Madras aufrecht erhält, überzieht ein großes Netz von künstlichen Kanälen durch viele Hinter- und Stauwasserseen die fruchtbare Küstenzone. Nach Osten hin unterscheidet man die Vorberge der Ghats und das eigentliche Waldgebirge, mit Verschiedenheit in Klima, Flora und Fauna.

In dieses Waldgebirge zweigt von der Staatsbahnstation Chalakudi in direkt östlicher Richtung eine schmalspurige Gebirgsbahn ab, welche 80 km weit in das Tal von Parambikolam führt. Diese Bahn, ein Werk der deutschen Firma Orenstein und Koppel, wurde zum Zwecke der Abfuhr der so bedeutenden Reichtümer der Cochin-Wälder an edlen Holzarten vor einigen Jahren

in Angriff genommen, war aber noch nicht in vollem Betriebe, als ich Anfang April 1907 zum ersten Male Parambikolam, den Mittelpunkt der Wildreserven Sr. Hoheit des Rajahs, besuchte.

Als ich in Chalakudi Ende Oktober 1908 wieder eintraf, leuchtete mir eine große Zeltstadt entgegen, die auf dem roten Lateritboden zu Ehren des Gouverneurs errichtet war. Laterit, ein tropisches Verwitterungsgestein, kommt hier sowohl als Sand wie auch als Baustein bis in den verschiedensten Härtegraden vor, und zwar in allen Farben, vom dunklen Braunrot, Karmin, Ziegelrot mit blauen eisenhaltigen Flecken, bis zum Schwefelgelb. Laterit erregte damals das besondere Interesse deutscher Geologen, und ich brachte eine größere Sammlung dieses Gesteins aus verschiedenen Gegenden nach Deutschland mit. Leider habe ich, wie auch bei anderen Gelegenheiten, nie wieder etwas über die Ergebnisse der Untersuchung erfahren! — Die Sammelfreudigkeit für unsere wissenschaftlichen Institute wird dadurch gerade nicht gefördert. Ja, sie wird bei den eifrigen Sammlern, den „Bienen, die den Honig in die Waben" bringen, geradezu erstickt.

Hier in den Prunkzelten hatte ich die Ehre, Se. Exzellenz zusammen mit Sr. Hoheit bei der Rückkehr aus den Jagdgründen zu begrüßen. Sir Arthur Lawley war während des wohl vorbereiteten 10tägigen Jagdausfluges nicht gerade vom Waidmannsheil begünstigt worden. Die Gaurs, das edelste Wild Cochins, lassen sich leider nicht anbinden, eine alte Erfahrung. Tiger und Panther kann man wohl in gut besetzten Revieren Indiens durch Anludern festmachen, und es sind daher auch die oft großen Strecken von erlegten Tigern in kurzer Zeit seitens indischer Fürsten und hoher anglo-indischer Würdenträger zu erklären. Die Gaurherden aber, und besonders die starken Einzelbullen, wollen in ihren Standorten aufgesucht sein, was oft sehr schwer fällt, da sie diese häufig wechseln. Jedoch wäre der Erfolg des Gouverneurs sicherlich ein größerer gewesen, wenn Jagdelefanten benutzt worden wären, wie es in Mysore immer geschieht. Cochin besitzt leider keine abgerichteten Jagdelefanten, und der Gebrauch derselben war dort ganz unbekannt. So war ich der erste Jäger, der einen Reitelefanten zur Jagd abrichtete und benutzte. Ihm dürfte ich einen großen Teil meiner Erfolge auf das reckenhafte Wild der Gaurs zuschreiben. Weder der Rajah noch sein Staatsminister, der Dewan, dem die Vorbereitungen zur Jagd des Gouverneurs oblagen, waren selbst Jäger. Die wenigen anderen Herrenjäger, die

bisher in Cochin gejagt haben, folgten den Gebräuchen des Landes nach Schema F, da ihnen die Birsche dort zu Fuß auf den Gaur die einzige Möglichkeit scheint. In echt indischer Gastlichkeit empfahl Se. Hoheit während des Staatsdiners nochmals dem Dewan, mich mit allen Kräften bei den Vorbereitungen und während meiner Expedition zu unterstützen, und fügte mir gegenüber noch hinzu: „Bleiben Sie so lange in meinen Gebieten, bis Sie das Ihnen wünschenswerte Ziel erreicht haben."

Der Aufwand indischer Fürsten zu Ehren der anglo-indischen Spitzen ist ja ein enormer, und der Aufenthalt in den errichteten Zeltlagern wird so komfortabel ausgestaltet, daß die Gäste wohl gern ihre Paläste mit diesen Prunkzelten auch auf längere Zeit vertauschen. Ich denke dabei unter anderem an die großen Summen, die allein das täglich mit der Bahn in die davon weit entfernten Lager geschaffte Eis verschlang, um Sr. Exzellenz und seinem Gefolge den gekühlten Champagner und das erfrischende Glas Whisky und Soda zu verschaffen. Dankerfüllten Herzens gegenüber Sr. Hoheit und Sr. Exzellenz verließ ich zirka 20 km nördlich von Chalakudi in Trichur den Salonwagen, um hier die Vorbereitungen zu meiner Expedition ins Werk zu setzen.

Sie wären mir nicht so leicht geworden, wenn mich nicht der Chef-Ingenieur des Cochin-Staates, Mr. G. E. Browning, und seine liebenswürdige Gattin in jeder Beziehung unterstützt hätten, in deren gastlichem Bungalow ich schalten und walten durfte, wie es mir beliebte. So wurde sogleich die Route an der Hand der noch an verschiedenen Stellen unbekanntes Gebiet verzeichnenden Karte von Cochin festgelegt. Meine Absicht war, Gegenden in dem Waldgebirge aufzusuchen, die vor mir noch kein Europäer betreten hatte und ungefähr die nördlich und parallel der Bahn Chalakudi—Parambikolam gelegenen Jagdgebiete zu erforschen. Zum Schlusse gedachte ich in den eben vom Gouverneur verlassenen Wildreserven von Parambikolam die Waldbahn zu erreichen und mit derselben zurückzukehren. Wenn mir der Plan vorschriftsmäßig, ja fast bis in alle Einzelheiten gelang, so hatte ich es in erster Linie der tatkräftigen Hilfe Brownings und seiner fürsorgenden Gattin zu danken, die mir den Verlauf der Expedition so bequem wie möglich gestalteten, indem sie mir nicht allein die nötigen Nachschübe für die Versorgung meiner Leute besorgten, sondern mir sogar Matthai, ihren Shikari, einen eingeborenen Christen, mitgaben.

Matthai hatte schon auf verschiedenen Jagdzügen seinen Herrn begleitet und sollte als Dolmetscher mit den Waldbewohnern von unschätzbarem Werte für mich sein. Für einen Eingeborenen bewies er großen Schneid und verlor auch im Augenblick der Gefahr so leicht nicht die Fassung. Ein ehemaliger Forstbeamter wurde als Magazinverwalter und Versorger der Kulis engagiert, für deren Leckerbissen ich stets mit Vorliebe sorgte. Was Kulis und Waldmenschen als Delikatessen ansehen, hatte ich schon auf früheren Expeditionen kennen gelernt. Außer Tabak, Betelnüssen, Opium und Arrak, wie der landläufige Reisschnaps genannt wird, sind es getrocknete Fische, ähnlich wie die von Anglo-Indiern besonders geschätzten Bombay-Ducks zum Curry, und scharfe Gewürze, an denen sich die Kulis laut schnalzend labten, und die dem gedämpften Reis die gewünschten Zutaten lieferten. Ich lege auf diese Kleinigkeiten gerade großen Wert, da die Liebe bekanntlich durch den Magen geht. Wie hoch sie Opium zum Teil schätzten, hatte ich in Assam erfahren. Zwei Depots von je 30 Zentner Reis wurden in Palapilli Tale auf einer Gummiplantage und an der Kleinbahn in Koriakotti angelegt. Größere Schwierigkeiten bereitete das Mieten eines geeigneten Elefanten.

Ein mächtiger Tusker, wohl mit der größte Elefant Süd-Indiens, der 10½ Fuß Schulterhöhe aufwies, war schon im voraus für Hinduprozessionen vermietet. Die ganz großen Elefanten sind auch zu Jagdzwecken weniger zu empfehlen. Mit List und Tücke gelang es Browning, einen jungen Tusker von 35 Jahren zu finden, der gerade in seine Flegeljahre kam. Er schien sich, nachdem er sich nach eingehenden Versuchen als schußsicher erwiesen, zum Training als Jagdelefant gut zu eignen.

In Wirklichkeit sollte mir ja der Dewan einen Staatselefanten stellen. Derselbe versprach es mir auch, wie vieles andere, das aber der eingeborene Herr Staatsminister nicht zu halten für nötig fand, trotz der Aufforderung seines Herrn und Herrschers. Ich hatte bald seine Schwäche erkannt und wäre niemals in die gesegneten Jagdgefilde Cochins gelangt, wenn ich mich auf ihn verlassen hätte. Der tatkräftigen Umsicht Brownings verdankte ich es, daß schon in den ersten Tagen des November meine Expeditionskolonne in Putticaad, 20 km nordöstlich Trichur, zusammentreten konnte. Die Trägerkulis waren zunächst der Kaste der Mulcers entnommen, einem Ackerbau treibenden Völkchen, das in den Vorbergen der Ghats angesiedelt ist. Sie zeigen den platy-

rhinen Typus der Drawiden und unterscheiden sich dadurch schon in ihrem Aussehen von den Bewohnern der Küstenzone. Während letztere Malayalam sprechen, haben die Mulcers einen eigenen Dialekt, der wieder von dem der Kadirs, den Bewohnern des Cochingebirges, erheblich abweicht. Von den in meinem Dienste stehenden 90 Mulcers, die meine Habe und ihren eigenen Reis tragen sollten, habe ich die Hälfte bis zum Ende meiner Expedition behalten können.

Ein heftiger Regen, der Rest des zu Ende gehenden Nordost, setzte gleich nach meinem Abmarsch von Putticaad ein und durchnäßte nach kurzer Zeit alles von meinen Lasten, was nicht wasserdicht verpackt werden konnte. Von Wasser triefend erreichte ich nachmittags 3 Uhr den ersten Lagerplatz und versuchte mich an einem trockenen Fleckchen unter einem uralten Baumriesen zu erwärmen, bis mein eigenes Zelt aufgeschlagen war, das vollständig trocken mich nach kurzem Warten aufnahm. Der Regen hatte gegen Abend aufgehört, und lieblich schien das milde Licht des Mondes durch das hohe Blätterdach und Lianengewirr auf mein erster Lager in Cochin. —

In einzelnen Gruppen sitzen die Mulcers rund um die verschiedenen Lagerfeuer und sorgsam führen sie mit dem ihnen eigenen Anstand ihren Reis zum Munde, breite Blätter als Teller benutzend. Dabei darf kein Körnlein daneben fallen, wenn sie den Reis zu Ballen zusammenformen. Neidisch schauen ihnen zwei Pariahunde zu, die ich als Köder für Panther mitgenommen, bis sie am Ende der Mahlzeit ebenfalls reichlich gefüttert werden. Merkwürdig, welche Scheu die Pariahunde vor dem Europäer zeigen! Es scheint sie ebenfalls der Kastengeist zu beherrschen. Sie wissen ganz genau, der weiße Mann gehört nicht „zu unsere Leut“, und mißtrauisch drücken sie sich, sobald ich in ihre Nähe komme, in die Büsche, während sie große Vertrautheit auch zu ihnen fremden Eingeborenen an den Tag legen. Ich habe sie nicht verwenden können, denn sie verursachten nachts so viel Lärm, daß ich sie nach einigen Tagen kurzerhand durch Matthai totschießen ließ. Auf meinem Rundgang durch das Lager besuche ich meine übrigen Begleiter der Tierwelt. Zunächst „Rama“, den Elefanten. Schon auf dem Marsch hat er im Kauen saftiger Kräuter und Zweige kaum eine Pause eintreten lassen, und auch während der Nacht schienen die Kaumuskeln keinen Augenblick still zu stehen. Hell und silbern klingt das Glöcklein, das er um den Hals

trägt, durch die Nacht. Von Zeit zu Zeit rasseln ein wenig die Kettenfesseln zwischen den Vorderläufen, wenn er langsam durch das Dschungel bricht, und verraten mir den Weg, den er für gut hält, zu wandern. Rama war ein Sakramenter. Er entfernte sich schon während der ersten Nacht über einen Kilometer vom Lager und konnte am anderen Morgen erst nach einstündigem Suchen und Rufen von seinen Mahauts wieder eingefangen werden, was zu unliebsamer Verzögerung meines Abmarsches führte. Ich mußte daher in der Folge dem nächtlichen Wanderer die Freiheit nehmen und ihn mit einer langen Kette an einen starken Baum binden lassen.

Ruhig und ergeben liegen dagegen die vier zum Kirren für Tiger mitgebrachten jungen Rinder um ein Feuer. Sie käuen mechanisch wieder und scheinen philosophisch über das Jammertal, in das sie ohne ihr Zutun versetzt, und das „Leben" genannt wird, nachzudenken. Sie haben ihre Bestimmung nicht erfüllt, da sich nur selten Fährten zeigten, die auf die Anwesenheit von Tigern schließen ließen. Auch wo Tiger hausten, wurden die Rinder nicht gerissen, da Überfluß an Wild allerart vorhanden war. Wohlgenährt langte daher das liebe Rindvieh wieder auf seinen heimatlichen Reisfeldern nach Schluß der Expedition an.

Um dasselbe Feuer puddelte sich mein Hühnervolk, zehn Hühner und zwei Hähne, die meine Küche im Notfalle bei mangelndem frischen Wildbret bereichern sollten. Zu meiner großen Freude begrüßte ich gleich am ersten Abend das erste Ei, das ein Hühnchen schon mehr aus Angst verloren zu haben schien. Unter den erschwerten Transportverhältnissen muß diese Pflichterfüllung besonders anerkannt werden, zumal sie kaum Zeit gefunden hatten, sich zu trocknen. In der Folge hatte ich fast alle Tage meine zwei bis drei frischen Hühnereier, besonders an den Ruhetagen, an denen die Hähne selbstbewußt und stolz wie daheim ihre Kämpfe aufführten. Glückliches Hühnervolk! Sie nehmen das Leben wie es ist und fragen nicht, ob heute rot, morgen tot.

Mein Erstaunen ist groß, als ich wieder im Zelte angelangt, in einer Ecke auf dem weißblauen Teppich einen gefiederten Schlafkameraden von Grethel erblicke, einen weißen Entenerpel, der eigentlich zum ersten Feiertagsbraten bestimmt war. Fortan lagen sie nachts stets nebeneinander, eine eigenartige Freundschaft, die jedoch stets einen Riß erhielt, wenn Grethel an ihren Freßnapf wollte. Dann schoß der Erpel als Haustyrann wütig auf seine

Kollegin los, die mit eingeklemmter Rute sich vor dem scharfen Schnabel in Sicherheit brachte, und dem weißen Freunde das Feld überließ. Bei Tagesanbruch verließ er laut schnatternd das Lokal, um sich auf dem nahen Wasser herumzutreiben. Kaum aber brach die Nacht an, so ruhten beide Freunde wieder nebeneinander in meinem Zelte. Natürlich war unter diesen Umständen an einen Entenmord nicht zu denken, und ich übergab feierlich den Erpel vor meinem Abschied von Cochin Matthai, der mir versichern mußte, ihm niemals den Hals kürzer machen zu wollen.

Nach zwei Tagen hatte ich „Browning Pady" erreicht, einen Lagerplatz, der nach meinem liebenswürdigen Gastfreund von Trichur benannt, auf einer Anhöhe 350 m über dem Meere herrlich am Rande immergrünen Forstes gelegen war. Hier sollte es von Gaurs und Hirschen nur so wimmeln. Ich fand zwar viele Gaurfährten, aber alten Datums, woraus ich wieder den Schluß ziehen konnte, daß dieses Großwild mehr wie es bekannt zu sein scheint, wandert und nur zu gewissen Zeiten in bestimmten Revieren angetroffen wird. Während eines Rittes quer durch immergrünen Wald machte ich einen leidlich guten Sambarhirsch hoch, der auf 30 Schritte nach dem Elefanten äugend auf meinen Schuß im Feuer zusammenbrach. Das Geweih zeigt die charakteristische Form der südindischen Sambarhirsche, bei denen in der Regel die Stange in zwei gleich lange fast parallele Enden verläuft, ähnlich wie bei den stärkeren Nilgirihirschen. Die Stangen des letzteren erreichen bei ähnlich geschwungener Form und gleichmäßiger Stangenstärke eine Länge bis über 1 m (40 engl. Zoll), die Hirsche der südlichen Ghats jedoch nur eine Länge bis höchstens 90 cm (36 engl. Zoll), die Hirsche der nördlichen Ghats sind noch geringer.

An Körpergröße stehen diese südindischen Sambars zweifellos den im Geweih so starken Sambarhirschen Zentralindiens nicht nach, und ich glaube, daß die von mir gestreckten südindischen Hirsche aufgebrochen ein Wildbretgewicht von 400 Pfund hatten. Die Farbe der Decke zeigt das gewöhnliche dunkle Braun, je älter der Hirsch, um so dunkler gleichmäßig bis zu den Schalen herab, die Bauchseite ist heller. Beide Hirsche gehören einer verschiedenen Rasse des Sambars an, die wissenschaftlich noch nicht systematisch bestimmt ist, wie ja leider alle indischen Sambars.

Statt von Wild und Raubtieren wimmelte es dagegen von Ungeziefer allerart, das dem Eindringling in den heiligen Dom des Dschungels höchst lästig wird. Zunächst sind es unzählige Blut-

egel, die sowohl von Blättern aus als auch vom Erdboden den Weg zu den wohlverwahrtesten Stellen der menschlichen Haut finden. Eifrig waren meine Leute bedacht, während des Marsches die nur einen Zentimeter langen und dünnen Würmchen von ihren Kollegen abzusuchen. Eben an der Haut ansitzend, können sie leicht mit dem Dschungelmesser abrasiert werden. Haben sie sich dagegen schon festgesogen, so hilft Tabaksaft, den Mulcers und Kadirs zu dem Zwecke stets bereit halten. Ich glaubte mich frei von dieser Plage, und war um so unangenehmer überrascht, als ich beim Wechseln der Wäsche im Lager den Schaden am eigenen Leibe bemerkte. Wie ein angeschossener Keiler schweißte ich, und meine Unterbeinkleider waren mehr rot gefärbt als weiß. Die lieblichen Sauger hatten ihren Weg sogar selbst durch Gamaschen und Schnürstiefel gefunden und zufrieden und gemästet hingen sie an ihrem jetzt schon mehr als unfreundlichen Gastgeber. Auch dieser Schrecken verliert sich bei häufiger Wiederholung, und als Lahori mir auch gar noch eine solche Auster in der Suppe servierte, beruhigte ich mich bei dem Gedanken, daß sie nun um so kräftiger schmecken müsse. — Noch unangenehmer spielten mir alle möglichen Vertreter der überreichen Insektenfauna mit, vor allem die mich schon in Mysore so übel behandelnden Baumläuse und Zecken. Die Plage durch Moskitos war verhältnismäßig gering. Raupen, Tausendfüße und giftige Spinnen, welche bei der geringsten Berührung mit der Haut schon Vergiftungserscheinungen und Brandblasen entstehen lassen, belästigten meine Leute um so mehr.

Sehr unangenehme Folgen zeigte bei einzelnen Leuten die Berührung mit der Teufelsnessel (Laportea crenulata Gandisch). Nicht allein, daß sie eine Brandwunde unter Anschwellung der Armdrüsen hervorriefen, konnte ich selbst Lähmungserscheinungen auf die Dauer einer Woche feststellen. Leute, die mit dem Kopf an die Teufelsnessel stießen, waren für die nächsten Tage direkt arbeitsunfähig. Berührte ich die verletzte Stelle nur leicht, so schrieen sie vor Schmerz laut auf. Aber auch angenehme Zutaten zur Küche lieferte mir das Dschungel. Einmal den Ingwer, dessen Wurzeln die Eingeborenen wohl zu schätzen wissen und auch als Arzneimittel verwenden. Er wird in großen Massen in der Küstenzone kultiviert. Eine andere Wurzel, welche vollkommen die Kartoffel ersetzt, sind die sogenannten Dschungelkartoffeln, wovon zwei verschiedene Arten existieren. Sie sind nicht mit der sogenannten

Süßkartoffel zu verwechseln. Ihr feiner mehliger Geschmack war dem der mitgenommenen Kartoffeln weit vorzuziehen. Wohl dem, der sich gleich den Wilden von diesen Wurzeln der Sträucher und Pflanzen zu ernähren weiß! — Schwarzer Pfeffer rankt sich hier und dort um die Baumstämme. Jahrhundertelang ist er ein begehrenswerter Handelsartikel Cochins mit Europa gewesen. Es liegt wohl viel Wahres darin, wenn man seinen Feind dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst, zumal hier sein Fundort so viele Gefahren für den Menschen mit sich bringt.

In den Bergen Cochins kann man fast von einer Schlangenplage sprechen. Auf keiner meiner Expeditionen wurden so viele Schlangen und Vipern unschädlich gemacht wie hier. — Als Lahori meinen Zeltteppich beim Abbruch meines Lagers in Browning Pady zusammenrollte, sprang ihm eine ungefähr 40 cm lange braune Viper einen Meter weit entgegen. Getötet und zu mir gebracht, glaubte ich sie an ihrer Hufeisenmarke im Genick als die Hufeisenviper (Lachesis strigatus), eine recht giftige Art, erkannt zu haben. — Es ist gar nicht so leicht für einen Laien, harmlose Schlangen von giftigen, speziell Vipern, zu unterscheiden. In der Regel schlägt der Eingeborene im Dschungel fast eine jede Schlange tot, in der Annahme, daß sie giftig ist. Er verfährt also nicht so milde, wie viele Hindus höherer Kasten; das lehrt die Gefahr. In Cochin existieren, abgesehen von den stets giftigen Wasserschlangen, deren man mehrere täglich von der Fischerbevölkerung am Meeresstrande erschlagen findet, vielleicht 70 Schlangenarten, unter denen aber nur zehn verschiedene Giftschlangen unterschieden werden. Abgesehen von den drei bekannten Arten der Küstenzone, der Cobra (Naja tripudians), der Russells Viper (Vipera russeli) und der Krait (Bungarus caeruleus) sind kleine Vipern bis 3½ Fuß lang, im Gebirge häufig. Hier schien ich gerade in ein Dorado von Vipern gelangt zu sein, so daß ich eines der folgenden Lager in einer noch unerforschten Gegend „Viper-Camp“ taufte, da meine Leute hier allein zwei hellgrüne Baumvipern (Lachesis gramineus) und eine braune (Echis carinata) zur Strecke brachten. Erstere hängen kopfabwärts an den Zweigen, oft gerade an den Dschungelpfaden. So warten sie auf Beute, und da man ihre Farbe nur schwer von ihrer grünen Umgebung unterscheiden kann, so gefährden sie den Europäer beim Durchbrechen des Dickichtes in demselben Maße wie den Eingeborenen. Von Glück konnte ich daher sagen, daß keiner meiner Leute von einer Schlange auf dieser

Expedition gebissen wurde. Ein Beweis, daß die Schlangengefahr in Indien nicht so groß ist, wenn man auch durch die offiziellen Berichte über den Verlust vieler Tausende von Menschen jährlich mit Recht erstaunt sein mag. Die Schlangengefahr wird in vielen Büchern über Indien riesig übertrieben. Für mich bildet eine solche Lektüre nur einen Maßstab für die Höhe des darin liegenden Schwindels.

Da jagdlich auf dem Höhenzuge nördlich des Palapilli-Tales nichts auszurichten war, marschierte ich in mehreren Tagesmärschen nach dem östlichen Ende des Tales, wo keine Ansiedlungen der Mulcers, die nur die eigentlichen Vorberge bewohnen, mehr vorhanden waren. Die Mulcers knallen den lieben langen Tag mit ihren Vorderladern in den Dschungeln herum und haben es fertig gebracht, im Palapilli-Tale das Wild nahezu aufzureiben. Die Regierung war ihnen gegenüber zu freigebig mit den Erlaubnisscheinen und Jagdpässen. Der einzige Erfolg ist die Vernichtung des Wildes. Ich begegnete vielen Mulcer mit Gewehren, die überhaupt keinen Paß vorzeigen konnten. Ihre beliebte Jagdausübung besteht meistens nur aus dem Nachtansitz. Für einen erlegten Hirsch erzielen sie nur die geringe Summe von 3—4 Rupien. Dem Dewan von Cochin schien dieser Mißbrauch, der im übrigen auch gegen die vorzüglichen auf dem Papier vorhandenen Wildschutzmaßregeln verstößt, unbekannt zu sein. Wenn ein in Cochin ansässiger Europäer sich den Luxus der Jagdausübung leisten will, so ist er als Gentleman verpflichtet, nicht über den erlaubten Abschuß von Großwild hinauszugehen, welcher u. a. für einen Herrn nur jährlich 1—2 Gaurs und 2—3 Hirsche vorsieht. Der eingeborene Mulcer jagt hingegen ohne Erlaubnis, so oft er will, und knallt so viel Wild zusammen, als ihm seine Fähigkeiten gestatten. Diese bedauerlichen Verhältnisse zeigen wiederum, daß es nicht möglich ist, einen Wildstand zu schützen, solange die Eingeborenen nach Belieben Schießwaffen führen können. Eine Jagdaufsicht ist in den Dschungeln anderenteils nicht gut möglich, da eine Kontrolle fast undurchführbar ist.

Am Ostende des Palapillitales, umschlossen von hohen Bergen, befindet sich eine natürliche Salzlecke, in deren Nähe ich mein Lager aufschlug. Ich mußte hier in Payanpara erst Kadirs als Führer und Träger abwarten, da die Mulcers jenseits der Wasserscheide keinen Bescheid mehr wußten und daher nicht weiter ostwärts gehen wollten. In der Regel bestehen solche Salzlecken aus einer salzhaltigen trocknen Erdschicht, welche das Wild

direkt aufnimmt. Hier fand ich eine Salzquelle vor, welche eine ungefähr 100 qm große Wiesenstrecke überschwemmt hatte, um dann, mehrere Sohlen bildend, in den vorbeirauschenden Bergbach abzufließen. Das Gras der überschwemmten Wiese war von einer eigenartigen dunkelgrünen Farbe, die sich von der Umgebung auffallend abhob. Von weitem kommt hierher das Wild gezogen, und eine große Anzahl von Hirschen, Sambars wie Axis, fallen im Laufe des Jahres während heller Mondnächte den Mulcers zum Opfer. Den Gaurs vermögen sie mit ihren Geschossen nicht viel anzutun. Bei Anbruch des nächsten Morgens birschte sich Matthai vorsichtig an diese Salzlecke heran und kam mit der Meldung zu meinem Zelte, daß Sambars dort gewesen, er hätte sie abgehen hören. Bald war ich zur Stelle und fand hocherfreut statt der Sambarfährten die tiefen Eingriffe von Gaurs. — Nun keine Zeit verlieren und ihnen nach. Der Elefant, dessen Mahaut morgens niemals rechtzeitig zur Stelle war, weshalb ich ihm schon alle Reiszutaten zur Strafe entziehen mußte, kam dieses Mal pünktlich, und die Fährten wurden von meinen Mulcer Trackers gut aufgenommen. — Es ging zunächst durch hohes und lichtes Bambusendschungel einen steilen Hügel hinauf, dessen Kuppe wir nach zwei Stunden, es mochte wohl acht Uhr morgens sein, erreichten. — Jetzt verschwinden meine Fährtensucher aus der Front und bleiben hinter dem Elefanten zurück. Gleich darauf bietet sich mir ein wunderbarer Anblick. Wie aus Erz gefügt stehen nebeneinander aufmarschiert zwischen einzelnen hohen Bäumen acht Gaurs — ein Bild für Götter! Und wiederum im Zwielicht der durch das Blätterdach brechenden Strahlen der Morgensonne fühle ich jenen hohen Genuß, den ich früher schon in Mysore gekostet hatte. Ein Anblick wahrhafter und echter Waidmannsfreude, der durch keine Wildart in Indien übertroffen werden kann. Dieser Trotz, diese Würde in den lebenden Standbildern! — Wenn doch ein Jagdmaler, ein Künstler von Gottes Gnaden, die Pracht dieser Bovinen schauen würde! — Ich glaube, er würde fortan nur noch Gaurs auf seine Leinwand bringen und Hirsche und Rehe vergessen.

Ich reite auf Rama 60 Schritt an der Front der stumm aufwerfenden Gaurs vorbei, bis wir den am weitest hinten stehenden Gaur frei haben, den Matthai und ich als den stärksten Bullen ansprechen.

Diesen Genuß, so nahe heranzukommen und die Krone allen indischen Edelwildes so genau beobachten zu können, hat man nur

dem Elefanten zu verdanken, an dessen Anblick die Gaurs naturgemäß als lieben Waldnachbarn gewohnt sind. Der Mahaut, dessen Zähne beim Anblick des gefürchteten Riesenwildes vernehmlich klapperten, und der nicht mehr vorwärts will, erhält einen liebenswürdigen, wenn auch recht deutlichen Rippenstoß. Jetzt fasse ich ihn leicht an der Schulter und Rama steht. — Nun hinter das Blatt der dunkelbraunschwarzen Masse mit der 9,3 mm Doppelbüchse gehalten und der helle scharfe Knall bringt plötzlich Bewegung in den Morgenschlummer des Dschungels. — Mit einem Diener im Absprung zeichnet nach meinem Schuß der Bulle gut und rast den Hügel herunter. Noch einige Sekunden, stumm vor Entsetzen, steht die Herde da, dann folgt sie mit gewaltigen Fluchten unter betäubendem Getöse krachend und polternd den Hang hinunter! Sie scheinen ganz erstaunt, daß der Elefant, ihr treuer Dschungelgenosse, plötzlich einen solchen Knall hervorbringt. Sie scheinen das Menschliche auf dem Rücken desselben nicht eräugt zu haben. Nach 200 m hält die Herde wieder und zieht dann tief im Grunde langsam weiter. —

Der erste Akt des Dschungeldramas ist vorüber, es sollen aber noch mehrere folgen. Selbst Matthai, welcher viele Gaurs von seinem Herrn zu Fuß hatte schießen sehen, war ganz erstaunt über das prächtige Schauspiel, das uns der Elefant ermöglicht hatte.

Nun runter vom Elefanten, an den Anschuß und zu Fuß bis an die Dickung am Hange. Meine Mulcers hatten sich wieder eingefunden. Aber keine Spur von Schweiß, und wenn ich nicht meines Schusses so sicher gewesen, ich hätte selbst gezweifelt. Erst nach 800 m in der Sohle des Tales trennt sich die Bullenfährte von der der Herde. Das erste gute Zeichen. Dann auch den ersten ziemlich dunklen Schweiß in meiner Schulterhöhe an den Büschen — rechts einseitig — also keinen Ausschuß. Einige Schritte weiter an dem tiefen Eingriff der Vorderschalen ist es deutlich erkennbar, daß der Bulle vorn einen Augenblick zusammengebrochen. Über eine Lichtung herüber, ohne größere Steigung zu nehmen, ging die Fährte wieder in immergrünen Wald. — Wir waren in einem Halbkreise dem Lager wieder nahe gekommen und ich beschloß, dahin zurückzukehren, um dem Bullen Zeit zu lassen, krank zu werden. — Nach zwei Stunden war ich wieder an Ort und Stelle.

Langsam, Schritt für Schritt, folgen die Trackers der Fährte, ich selbst vorwärts und seitwärts, um meine Leute zu decken. Der Bulle war weiterhin drei- bis viermal zusammengebrochen und

wieder hoch geworden. Plötzlich springen die Mulcers wieder zurück, um dann mit affenartiger Geschwindigkeit auf die nächsten Bäume zu klettern.

Ich stoße mit dem Elefanten vor und auf zwanzig Schritt im Halbdunkel hinter Büschen und Lianen verborgen, erkenne ich eine dunkle Wand und beim näheren Zusehen ein Paar graue Läufe, an denen ich mit der Visierung der schweren Cal. 577-Doppelbüchse hochgehe und feuere. Durch den gewaltigen Rückstoß liege ich noch nicht wieder im Anschlag, als auch schon der Bulle in rasender Fahrt laut schnorrend angesetzt kommt, um dicht vor den weiß blinkenden Waffen Ramas abzuschwenken, so daß ich ihm den linken Lauf noch von seitwärts rückwärts weidewund geben kann. Ein unvergeßlicher Augenblick, dieser urplötzliche und blitzschnell ausgeführte Angriff! —

Rama stand währenddessen fest, wie ihn der Herrgott erschaffen. Er hielt den Angriff nicht etwa aus Kaltblütigkeit so ruhig aus, sondern war zu stupide, um zu begreifen, um was es sich handelte. Der gute Phlegmatiker hielt diese ganze Aufführung für einen Scherz und hatte überhaupt nicht verstanden, daß ihm der Gaur zu Leibe ging. Und das war unser Glück! — Hätte er nur den Kopf zur Seite gewendet, so hätte der Bulle seinen Angriff durchgeführt und ihm sein Gehörn in die Brust gebohrt. Wäre ich zu Fuß gewesen, ich hätte, da er mich und meine Leute überraschte, sicherlich keine Aufzeichnungen mehr zu machen brauchen.

Einige Minuten später wurde die Verfolgung wieder aufgenommen. Nach kaum weiteren hundert Schritt halte ich, um die allgemeine und die besondere Kriegslage mit den Leuten zu besprechen. Da — auf 100 Schritt erneutes Ästebrechen und kurzes Schnaufen, meine Leute flüchten wieder auf die Bäume. Herangesaust mit tiefgesenktem Gehörn kommt der grimme Ur zum zweiten Angriff! —

Wiederum donnern ihm auf 30 Schritt 7 g Blättchenpulver mit dem schweren Geschoß entgegen. Ein kurze Wendung ist die Antwort, im Augenblick ist er schon wieder aus meinem Gesichtsfeld, und ich höre ihn, wie er langsam durch das Dickicht bricht. — Ja, so leicht ergibt er sich nicht seinen Verfolgern! —

Der Schweiß wird jetzt auf beiden Seiten der Fährte häufiger und hellblasig. Die Wirkung der kleinen Granaten ist zu erkennen. An zehnmal ist er zusammengebrochen und wieder hoch geworden. Sobald er den Elefanten hört, zieht er langsam vor uns ab. Die

Angriffslust ist ihm jetzt endlich vergangen. Ich will ihm noch eine halbe Stunde Zeit geben; ich steige ab. Wir beraten wieder die Lage, indem wir uns halblaut unterhalten. Wir ahnen nicht, daß der Bulle vor uns auf kaum 20 Schritt an einem kleinen Wasserlauf im Wundbett sitzt. Hier hätte er uns sehr gut überrumpeln können, aber durch den Schweißverlust war ihm das Vertrauen auf seine eigene Kraft geschwunden. Er steckte jetzt in einem noch dichteren „Stuff" wie vorher. Nun — er war mir ja sicher. Des Hinterherziehens ohne jede Aussicht auf Erfolg müde, brach ich die Verfolgung ab und nachmittags 2 Uhr saß ich wieder im bequemen Feldstuhl und trank meine Flasche Münchener.

Bei Tagesanbruch am folgenden Morgen befand ich mich wieder mit dem langsam trottenden Rama auf dem Wege nach dem letzten Wundbett des Gaurs. Unweit des Lagers im lichten Hochwald fangen die mir folgenden Mulcers laut zu zischen an, zeigen mit der Hand nach einem großen Baum und Matthai flüstert mir das elektrisierende Wort „Tiger" in das Ohr. In demselben Augenblick sehe ich auf ca. 130 Schritt gegen die aufgehende Sonne eine große Katze von einem Ast abspringen und flüchtig abgehen. — Nach weiteren 50 Schritt hält die als Panther sich entpuppende Katze einen Augenblick, den ich zum Feuer benutze. Glatt anbei. Mit einigen Fluchten ist der Panther in einem Graben verschwunden. Da ein jeder Fehlschuß eine Entschuldigung haben muß, so war natürlich in diesem Falle die Morgensonne daran schuld. Die Niete bleibt jedoch und ist nicht mehr wegzuschaffen.

So fing der Morgen enttäuschend an, und da es noch im dichten Unterholz zu dunkel war, um nach dem Gaur zu fährten, so birschte ich lichte Bestände ab und gewahrte bald ein einzelnes Sambartier. Daraufhin zwei weitere Tiere und einen geringen Hirsch. Als ich diese in gleicher Höhe passiere, ohne daß sie Miene machten, abzugehen, erblickte ich einen starken Hirsch, den ich mit einer Mauserhalbmantel verendend umwarf. Das Geweih, 88 cm (34½ engl. Zoll) lang, ist für Cochin-Sambars als hervorragend gut anzusprechen. Das Geweih zeigt lange Gabelenden, von denen die vorderen kürzer sind. Auch fehlte dem Hirsch die kahle, runde und schweißige Abschürfung an der Drossel nicht, welche alle indischen Sambars kurz vor und während der Brunftzeit aufweisen. Später trocknet der Schweiß wieder ein, aber die kahle Stelle bleibt.

Als die Sonne endlich höher stand und mehr Lichtstrahlen in

das Lianengewirr des immergrünen Waldes warf, konnte ich die Gaurschweißfährte wieder aufnehmen. Er war während der Nacht nur 300 m weitergewechselt und zu meinem Erstaunen noch nicht verendet. Nach weiteren 5 Schweißbetten trafen wir wieder auf ihn. Er ging dann vor uns schnaufend in ein Flußbett, um Wasser zu schöpfen. Ehe der schwerfällige Rama den Uferrand erreichte, war der Schwerkranke über der jenseitigen Flußbank wieder im Dickicht verschwunden. Glücklicherweise zog er bald zum zweiten Male zum Wasser. Dieses Mal faßte ich ihn gerade noch, als er die Uferbank erklettern wollte. Er mußte das Pantschen des Elefanten im Flusse gehört haben, und zu uns rückwärts sichernd erhielt er auf 80 Schritte die letzte Granate hinter das Blatt. Sie war auch die erste, die ich gut anzubringen vermochte. Krachend brach er im Dornendickicht verendend zusammen.

Der Bulle wies 5 Geschosse auf. Der erste 9,3 Hohlmantel war direkt an dem oberen Blattknochen in die Lunge gedrungen. Weiterhin fand ich außer dem letzten Blattschuß noch ein Geschoß in der Lunge und je eins im Hals und im Pansen. Mit einer Auslage von 76 cm (30 engl. Zoll) und dem Umfang eines Horns von 48 cm (19 engl. Zoll) war er als ein gut schießbarer Herdbulle anzusprechen. Seine Gehörnspitzen waren zerfasert, und seine Decke zeugte durch viele frische Narben von seiner Satisfaktionsfähigkeit.

Ich erlegte in den folgenden Tagen, die ich auf die Kadirs wartend weiter in Pyanpara verblieb, noch einen geringen Hirsch mit einer Stange von 71 cm Länge, die andere war während der Bastzeit abgebrochen.

Die Hoffnung, am verluderten Gaur — leider war das Wildbret nur zum Teil für mich verwendbar — noch einen Panther oder Tiger zu schießen, erwies sich als trügerisch. Abgesehen von einem kleinen Krokodil, war weder ein reißendes Tier noch die sonst so schnell herbeieilenden Geier und Krähen am Luder erschienen. So wurde der Kadaver nur von Insekten vertilgt. Nach einigen Tagen bedeckten Tausende des fingerlangen ekelhaften Getiers der Klasse Coleoptera denselben, eine wahre Fundgrube für den Entomologen. Ist schon das Fehlen von Dschungelkrähen auffallend, so bleibt mir die gänzliche Abwesenheit von Geiern in Cochin ein Rätsel. In allen mir bekannten Gebieten Indiens, wie überhaupt in den Tropengegenden, sind die Geier bald nach dem Verenden größerer Tiere auf dem Luderplatz bei emsiger Atzung. Hier habe ich weder im Tale noch auf den Höhen jemals einen



Weißer Hindu (Albino) und broncener Christ,
Abkömmling höherer Kaste.



Nambutiris in Trichur.



Nambutirihaus am Teich in Trichur.



Badeteich für verschiedene Kasten in Trichur.



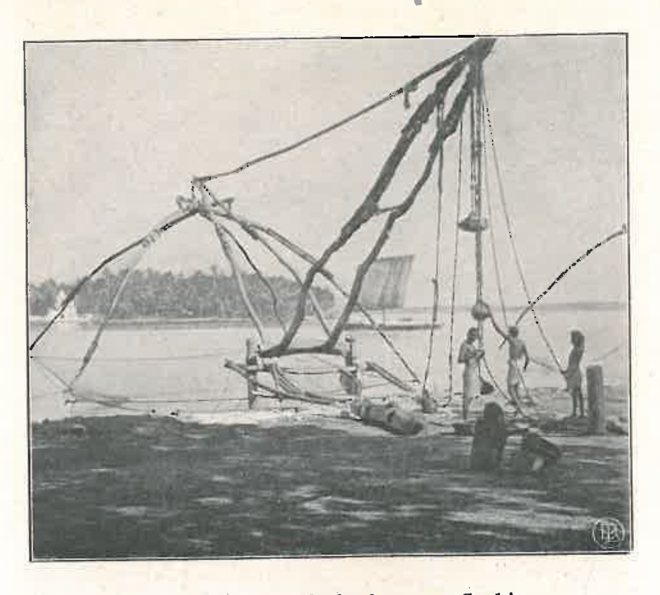
„Schwarze“ Juden in Cochin Stadt.



„Weißer“ Jude in Cochin Stadt.



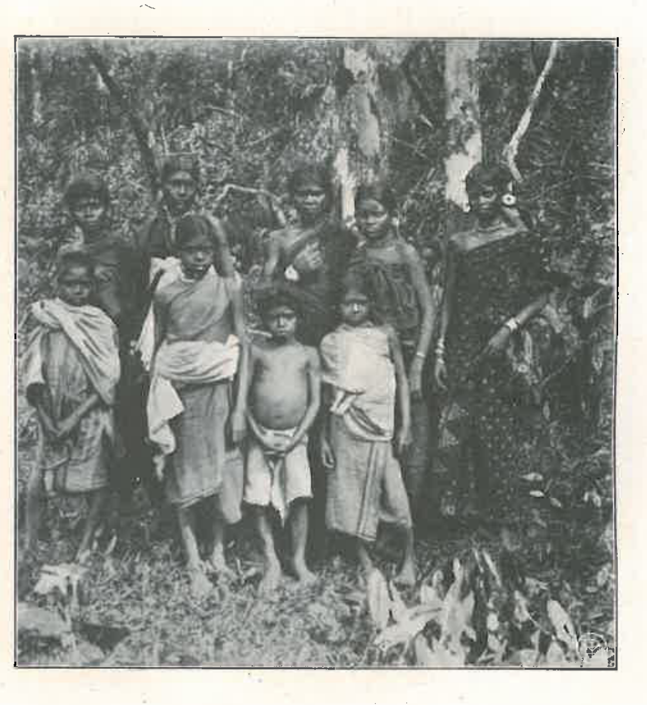
Boote von den Lacadiven-Inseln an der Küste von Cochin.



Hebenetze im Hafenbecken von Cochin.



Mulcers aus dem Vorgebirge bei Puticaad.



Kadirfrauen und Kinder.



Der 15jährige Kadirführer der Expedition durch unbekanntes Dschungel.



Kadirfrauen und -Mädchen in Festgewändern.



Junger Kadir mit noch nicht gefeilten Zähnen.



Erwachsener Kadir mit gefeilten Zähnen.



Alter Kadir mit einer vom Gaurbullen herrührenden Brustnarbe.



Mulcer.

Geier seine Kreise ziehen sehen. Weshalb sie die Berge von Cochin meiden, bleibt für mich eine offene Frage.

Im allgemeinen ist die Ornis eine sehr mannigfaltige, besonders in den Tälern und am Fuße der Ghats. Näher darauf einzugehen, würde weit über den Rahmen meiner Notizen hinausgehen, und ich will mich nur mit der Erwähnung einzelner unangenehmer Schreier der Vogelwelt befassen, die mir durch ihre musikalischen Darbietungen unvergeßlich geworden sind.

Da muß ich gleich einen eigenartigen, ja beinahe vorsintflutlich anmutenden Vertreter der Nashornvögel nennen, den ich meist in Paaren beobachten konnte, den großen Nashornvogel (Dichoceros bicornis). Mit lautem geräuschvollem Flügelschwirren, das man wohl über einen Kilometer weit hört, strebt er dem in einer Baumkrone befindlichen Neste zu, um während des Brutgeschäfts dem Weibchen Früchte zur Nahrung zu bringen. Diese Nashornvogeldamen müssen einer sehr leichtsinnigen Sippe angehören, da sie der Gemahl während der Brutzeit regelrecht im Neste einmauert, bis das Brutgeschäft beendet ist. Sehr gern hätte ich dem liebenswürdigen Direktor des Museums in Madras, Mr. Edgar Thurston, einige Eier dieses Riesenvogels, deren er noch nie habhaft werden konnte, mitgebracht. So sehr ich meine Leute auch darauf scharf machte, ist es mir doch nicht gelungen, seinen Wunsch zu erfüllen.

Aber es gibt noch andere Schreier, unter denen der Habichtskuckuck (Hierococcis varius) dafür sorgt, daß man während der Nacht erst dann seine Ruhe findet, wenn man sich an seine außerordentlich musikalische Leistung gewöhnt hat. Wie lieblich klingt der Ruf des Kuckucks in unseren heimatlichen Gauen! Und hier hat er geradezu greuliche Vertreter, die man tausendmal zum Kuckuck wünscht. Besonders vor der Regenzeit lassen sie unermüdlich eine ganze Tonleiter widerlichen Gekreisches vom Stapel, bis sie am Schluß oder inmitten der Oktave plötzlich schrill abbrechen. Dieses Tonleiterstudium hört man fast die ganze Nacht hindurch von verschiedenen Seiten mit nur kurzen Pausen. Der Anglo-Indier hat diesem lieblichen Nachtsänger den schönen Namen eines Gehirnfiebervogels beigelegt, eine Bezeichnung, die charakteristisch und sehr plausibel zu sein scheint. Doch genug von diesen Mißtönen! An anderer Stelle habe ich von indischen Sängerfürsten gesprochen, die auch hier zahlreich vertreten sind.

Inzwischen war eine Anzahl Kadirs unter einem neuen Forst-

beamten als Führer eingetroffen, und ich konnte dafür eine entsprechende Anzahl Mulcers in ihre Heimat entlassen. Der Marsch über eine Wasserscheide nördlich des Ponty Mudy Hill, eine der höchsten Berggruppen Cochins, erwies sich auf steilem, nur einem jungen Kadir bekannten Dschungelpfade als sehr beschwerlich, und nur langsam kam meine Kolonne vorwärts. — Die Kadirs selbst, obwohl sie von den Hindus der Küstenzone als ein Waldvolk zur niedrigsten Kaste gerechnet werden, rühmen sich einer sehr hohen Abstammung von königlichem Geblüt. Sie sehen auf ihre Mitmenschen hoheitsvoll herab, und ihr charakteristischer Dschungeldünkel treibt gelegentlich herzerquickende Blüten. Sie sind ein ehrliches und gutmütiges Völkchen, bei denen Mord, Diebstahl und andere schwere Verbrechen gänzlich unbekannt sind. Man kann bei niederen und mittleren Wilden in der Regel die Beobachtung machen, daß der Mensch an und für sich gut beanlagt ist, und erst der Konkurrenzkampf des Lebens ihm schlechte Charaktereigenschaften anerzieht. Erst in neuerer Zeit, nachdem die Kadirs mit den Kulis der Ebene, die an der Waldbahn beschäftigt werden, in Berührung gekommen sind, sollen sich bei diesen Naturmenschen durch den Einfluß anderer Rechtsanschauungen schlechte Charaktereigenschaften geltend gemacht haben, die sich unter anderem in einem gewissen Geldhunger widerspiegeln.

In den Kadirs ist der australisch-drawidische Typus sehr scharf ausgeprägt. Sie sind muskulöser gebaut wie ihre Nachbarn, die Mulcers, was schon durch die Tragfähigkeit größerer Lasten zum Ausdruck kommt. Von den primitiven Waldbewohnern Vorderindiens, die ich im Laufe der Jahre kennen gelernt habe, zeigen sie noch am wenigsten die Anfänge von Degeneration durch Inzucht, obwohl ihre Kopfzahl einschließlich der Kadirs der Anaimalai-Berge noch nicht 1000 beträgt. Sie sind intelligenter als die ihnen wohl verwandten Kurumbas von Mysore, bilden aber naturgemäß einen großen Gegensatz in Rasse, Aussehen und Sitten zu den vorher erwähnten Todas der Nilgiris. Sie weisen Gebräuche auf, welche uns direkt auf Lemuria hinweisen, indem sie u. a. dieselbe Feilung der Vorderzähne bei Eintritt der Mannbarkeit vornehmen, wie sie bei den Dayaks auf Borneo üblich ist. Auch die gleiche Art der Honiggewinnung, zu der sie Pflöcke aus Stein in die Bäume treiben und dunkle Nächte zum Ersteigen wählen, erinnert an die Gebräuche der Bewohner der Sundainsel. Viele

Zentner Honig nebst anderen Dschungelerzeugnissen bringen sie im Laufe des Jahres einem von der Regierung bestellten Kontraktor, von dem sie gewissermaßen unterhalten werden.

Die Kadirs sind in ihren begrenzten Waldgebieten Nomaden. Sie verlassen dieselben unter keinen Umständen auch nur für einige Tage. Ihre Religionsausübung steckt noch ganz in animistischen Anfängen. Sie verrichten ihre Gebete u. a. vor bestimmten Felsblöcken, auf denen sie eine Gottheit thronend wähnen, die sie vor Krankheiten und anderem Elend des Lebens bewahren soll. Hand in Hand damit geht die Verehrung von Geistern, die sie in die Körper wilder Tiere gebannt glauben, und die schon mehr auf totemistische Gebräuche schließen läßt, wie sie teilweise bei den Kastensitten der Drawiden eine große Rolle spielen.

Diese Verehrung von Tiergottheiten pflegen auch die Mulcers. Letztere bleiben bei der Begegnung mit einem zahmen Elefanten auf dem Wege stehen, verneigen sich vor ihm, und führen die Hände zum Gebet an die Stirn. Dann erst setzen sie ihren Weg fort. Die Kadirs zeigen eine ähnliche Verehrung für den Gott, der im Elefanten wohnt, aber noch höher steht ihnen die Gottheit, die im Tiger verkörpert ist. Sobald sie einem Jäger zur Erlegung eines Tigers behilflich gewesen sind, treten sie an den Verendeten heran, führen die Hände zur Stirn und beten: „Großer Gott! Ich habe den Sahib nur hierher geführt, um dich zu sehen. Wenn er dich getötet hat, so ist es nicht meine Schuld. Alle Sünde komme auf ihn. Bitte verzeih mir, du großer Gott, der du im Tiger wohnest." Die Tigergottheit hat auch bestimmten Einfluß auf das Familienleben der Kadirs. Sie glauben, daß der Tiger für verschiedene Vergehen im Familienleben Vergeltung übt.

Anderenteils betrachten sie das mächtigste und stärkste Wild ihrer Heimat, den Gaur wie auch den Bären, als unrein und von „ganz niederer Kaste". Sie führen wohl den Jäger bis an den verendeten Gaur oder Bären heran, bleiben aber stets einige Schritte davon entfernt stehen, und berühren sie niemals. So war ich durch diese religiöse Sitte allein schon gezwungen, stets eine Anzahl Mulcers auf die ganze Dauer meiner Expedition beizubehalten, welche die für mich wertvollen Trophäen der Gaurs und das Wildbret in das Lager schaffen mußten. Die Kadirs sind ausgezeichnete Fährtensucher, aber keine Jäger. Früher haben sie Bogen und Pfeile geführt, Gewehre haben noch keinen Eingang bei ihnen ge-

funden. Jetzt ist ihre einzige Waffe das nach ihnen benannte Dschungelmesser.

Ihre Gebiete sind daher in jagdlicher Beziehung fast jungfräulich zu nennen, wenn man von den wenigen Herrenjägern absieht, die als Gäste des Rajahs dieselben aufsuchen. Außerdem bejagt sie noch der Kontraktor der vorher erwähnten Walderzeugnisse, ein Mischling. Dieser streift, mit modernen Gewehren bewaffnet, als Staatsshikari die nähere Umgebung seiner Plantage bei Parambikolam fast täglich ab, und schwingt das Zepter eines ungekrönten Königs der Kadirs. — Statt des vorzüglichen und schmackhaften Gaurwildbrets ziehen diese Dschungelbewohner reinlichere Delikatessen, wie Mäuse, Ratten, Eichhörnchen und Schlangen vor. Sie liegen auch viel dem Fischfang ob, und meine Angelhaken waren für sie wertvolle Geschenkartikel. — Wie gut, daß der Geschmack verschieden ist!

Mit Hilfe dieser Pfadfinder war ich nach mehrtägigen Märschen bei steil wechselndem Auf- und Abstieg auf einen Höhenrücken gekommen, der bei einer absoluten Höhe von 1200 m nach meinem Höhenmesser am Rande des immergrünen Waldes prächtige Grasmatten aufwies, die zur Äsung für Gaurs wie geschaffen schienen. Ein herrliches Panorama bot sich mir da: Ringsum weite Täler, wildzerrissene Schluchten zwischen steilen Bergriesen, deren kahle Kuppen mit schwarzen verwitterten Gneisblöcken besät waren. Hier ließ ich an einem silberklaren Quell meine „Hütten bauen". Die Kadirs nannten den Lagerplatz Parianpadam, was in ihrer Sprache „Platz der Korbflechter" bedeutet. In dem Flechten von sehr haltbaren Körben offenbart sich bei diesen Waldbewohnern der einzige primitive Ausdruck für Kunstgewerbe. Einige davon bewahrte ich mir, um sie dem Museum für Völkerkunde in Berlin mitzubringen.

Gegen Abend wanderte ich auf eine nahe Felskuppe, und beobachtete mit dem Glase die benachbarten Alpenmatten. — Und richtig! Bewegen sich nicht dort drüben von Zeit zu Zeit die schwarzen Gneisblöcke? — Nun nochmals mit dem Zeiß-Glas die schwarzen Klumpen angeschaut. — Wir haben sie! — Da sind die Gaurs, die Berggaurs, welche langsam fernab von jeder menschlichen Hütte hier noch am Tage das schützende immergrüne Dschungel verlassen, um von den frischen grünen Kräutern, die ihnen der Nordostmonsum kurz vor der Trockenheit wachsen ließ, zu äsen. Immer wieder geht das Glas an die Augen, die durch das

fortwährende Fixieren zu brennen anfangen. Mit dem Gefühl tiefer Befriedigung wende ich mich gen Westen, wo die Sonne in aller Farbenpracht zum Meeresspiegel sich neigt, hellgelb die weit entfernten Rückwasserseen wie lichte Goldstreifen erglänzen läßt, um dann purpurrot und allmählich in das Meer — den arabischen Ozean — zu versinken, die tropische Welt in violettem Schatten zurücklassend. Vorbei ist da jedes Gefühl der Gebundenheit. Frei und unabhängig wachsen der Seele Schwingen in dieser herrlichen Gebirgswelt, und tragen sie über Meere und Länder zu den Lieben daheim — dahin, wo die Sonne eben unterging! — Der wohl einzige Tropfen von Bitterkeit in diesem köstlichen Becher des Genusses ist mein Bedauern, daß sie an meiner Freude, an diesen seltenen und einzigen Stunden wahren Glücks nicht teilnehmen können. — Ja, wenn ihr nur ahnen würdet, wie die vielen Entbehrungen, die das rastlose Dschungelleben mit sich bringt, durch solche Naturgenüsse wieder ausgeglichen werden. Wenn man Augen hat und das Dschungelbuch auch lesen kann! Es wiegt so vieles auf! —

Schnell ist es dunkel geworden, und ich blicke zu meinem Lager am Bergeshang, in dem an 20 Feuerchen glimmen. Geräusche geschäftiger Tätigkeit dringen an mein Ohr. Ich muß hin; es erwarten mich viele Leute beim Beginn der Dunkelheit, welche Anliegen aller Art vorbringen wollen, die Medizin verlangen und für alle mögliche Pein vom Sahib bedoktert werden wollen. Die Stunde der Weihe und des sorglosen Insichversinkens ist dahin; das Leben, die Wirklichkeit verlangt ihr Recht! — Schade, die Pracht war nur kurz! — Aber hier in Parianpadam sollte ich mir meine beste Cochin-Trophäe holen. Die Birsche zu Fuß ist auf der Gebirgsjagd von größerem Reiz als mit dem Elefanten, und Rama mußte für die nächsten Tage im Lager bleiben, was ihm sicherlich nicht unangenehm war. —

Der Morgen graute, von Büchsenlicht war noch keine Rede, als ich auf der vom Lager nur einige hundert Meter entfernten und sehr umfangreichen Matte den Tag erwartete. Erst als es heller wurde, birschte ich weiter, um nicht durch plötzliches Aufstoßen auf Wild dasselbe vorzeitig zu vergrämen. Nach einiger Zeit erblickte ich von einem verwitterten Gneisblock in sicherer Deckung unter mir am Hang 3 Gaurbullen, die in einer Entfernung von ca. 350 m dem nahen Walde zu ästen. Fünf weitere Minuten vergehen, bis ich auf die weite Entfernung den stärksten erkannt habe. Näher ohne Deckung heranzukommen, war unmöglich, und ich

entschließe mich, den Kugellauf meines Drillings, auf dem ein Fernrohr angepaßt ist, zu nehmen.

Den Knall müssen die Gaurs wohl kaum vernommen haben, denn sie werfen nur kurz auf, ziehen 30 Schritte weiter und äsen, als ob nichts geschehen. Ich weiß, daß ich gut abgekommen und kann mir ihr Verhalten im Augenblick nicht erklären. Ich lege mich zum Anschlag wieder hin, und will gerade zum zweiten Male den Stecher mit dem Finger berühren, als zu meinem Erstaunen der stärkste Bulle plötzlich zusammenbricht. Und nun eine Szene, die ich so leicht nicht vergessen werde: Die beiden anderen Bullen verstehen nicht, was geschehen ist. Sie machen einige Sätze vorwärts, halten, machen wieder kehrt, um mit tiefem Windfang und dem deutlichen Anzeichen der Überraschung an dem verendeten alten Herrn stehen zu bleiben und stumm, sich gewissermaßen fragend, anzuäugen. Hatten sie doch kurze Zeit vorher, wie der aufgewühlte Grasboden bewies, noch zusammen gekämpft; denn der Beginn der Brunftzeit war nahe. — Nun legte sich ihr Kampfgenosse plötzlich lautlos um, und regte sich nicht mehr! —

Langsam entfernen sie sich, von Zeit zu Zeit rückwärts äugend, als wollten sie ihn auffordern, doch mitzukommen. Ich konnte wohl den zweitbesten Bullen auch auf die Decke legen. Ich verzichtete darauf, um nicht unter den Gaurs zu aasen. Anderenteils fand ich das Bild so fesselnd, daß die Beobachtung etwaige Schießwut in mir nicht aufkommen ließ.

Aus dem Grunde herauf kamen noch vier weitere, drei Kühe und ein geringer Bulle gezogen, windeten den Verendeten in einer gewissen Entfernung an, und zogen erst nach längerem Verweilen weiter. In den Tälern stieg der Nebel auf, weiße Wolken eilten vom Frühwind getrieben an den Hängen der Bergriesen dahin. Langsam brach sich im Osten durch blaues Dunstgewölk die Sonne tiefrot ihre Bahn, und rosig schimmerte durch die ersten Strahlen der sieghaften Bezwingerin der Nacht die Felsspitze des Pondy Mudy Hills. Inmitten von Tausenden von glitzernden Diamanten, den Tautropfen an den vom Winde gewiegten Grashalmen, lag der gewaltige Recke gestreckt[1]. —

---

[1]) Liebenswürdigerweise hat mit Hilfe der nachher aufgenommenen Lichtaufnahme der Jagdmaler, Herr Major von Seel, Groß-Lichterfelde, diese Szene für mich in einem Ölgemälde festgehalten, dessen Anblick mir noch heute die Erinnerung an jenen einzigartigen Genuß reiner Waidmannsfreude wachruft.

Das Geschoß hatte eine Herzkammer durchschlagen. Es hatte wohl drei Minuten gedauert, bis die tödliche Wirkung plötzlich eingetreten war. Bei einer Gehörnauslage von 89 cm (35 engl. Zoll), und einem Umfang von 51 cm (20 engl. Zoll) hatte ich wohl Ursache, stolz auf diese Trophäe zu sein.

Am Abend desselben Tages birschte ich einen steilen Mattenhang herauf. Gerade war ich hinter einen Felsvorsprung angelangt, als ich über mir auf nur 20 Schritt einen Einzelbullen erblickte. Die Sonne war schon untergegangen, fast übermächtig hob sich der schwarze Ur als Silhouette vom gelben Abendhimmel ab. Ich vertauschte den Bergstock mit der Doppelbüchse, die mir Matthei mit den Worten reichte: „Sehr alter Bulle, Herr, schießen Sie, schießen Sie!“ Ich wartete denn auch nicht länger und gab der schwarzen Wand vor mir hinter das Blatt das 9,3 mm Geschoß aus der Doppelbüchse. Stark zeichnend bog er hinter die Felswand, um nach wenigen Sekunden polternd zusammenzubrechen. Ein Fangschuß ließ ihn dann sofort verenden. Ein uralter Bursche mit einer Gehörnauslage von nur 74 cm (29 engl. Zoll) bei einem Umfang von 50 cm (19½ engl. Zoll) lag vor mir. Abgesehen von geringer Auslage und Gehörnlänge macht die Trophäe einen sehr massiven Eindruck und kann sich neben der ersten Trophäe des Tages wohl sehen lassen. Um so größer waren die Unterschiede im Körperbau dieser beiden.

Während der kapitale Bulle am frühen Morgen der Familie der Berggaurs angehörte, wies der Abendbulle den Typus der Sumpfgaurs auf. Letzterer ist größer, massiger, sicherlich um mehrere Zentner schwerer und schreitet auf breiteren Schalen im Gegensatz zu dem Berggaur, der kleiner, leichter, aber muskulöser gebaut ist. Dieser ist ein Kletterer auf hartem Felsgestein, worauf schon die ungemein zierlichen und schmalen Schalen hinweisen. Die Stirn des Berggaurs ist etwa um 7 cm breiter wie die dieses Sumpfgaurs, und das Gehörn an und für sich weiter ausgelegt. So findet man bei dem ersteren die besten Trophäen, deren Stärke die Gaurs in den „Swamps“ nie erreichen. Im allgemeinen bleiben während des ganzen Jahres die beiden verschiedenen Gaurfamilien in ihren eigentlichen Gebieten getrennt. Die Berggaurs auf den Höhen in der Nähe des immergrünen Waldes und die Sumpfgaurs in den Niederungen nahe den Sümpfen. Gelegentlich der Brunftzeit erklettern die Sumpfgaurs auch die Höhen, während es selten zu sein scheint, wie mir Mr. Browning bestätigte, daß die Berggaurs die Swamps aufsuchen.

An diesem Tage hatte ich zwei verschiedene Typen unter gleichen Umständen auf den Bergen erlegt. Bei beiden kommen große und kleine Wammen vor, diese am Halse herabhängenden Hautfalten, wie ich noch mehrfach konstatieren konnte. Beide Bullen waren Einzelgänger, die sich während des größten Teiles des Jahres von der Herde streng abgesondert halten. Zur Brunftzeit, die Mitte November beginnt und sich bis Mitte Januar ausdehnt, suchen die meisten Einzelbullen die Herde auf, von ganz alten Individuen abgesehen. So war mein Mysore-Rekordbulle zeitweise zu einer Herde gestoßen, wie auch der Parianpadam-Berggaur. Aber selbst während der Brunftzeit ziehen diese alten Einsiedler nicht direkt mit der Herde, sondern einige hundert Meter davon, bleiben jedoch mit ihr in Berührung. Der eigentliche Herdbulle — meist sind bei einer Herde von 8—10 Gaurs 2 Bullen — verläßt die Herde nie. Uneingeschränkter Gebieter der Herde während der Brunft ist der Einzelgänger, sobald er dem Herdbullen seine Überlegenheit bewiesen, der trotzdem bei der Herde verbleibt. Dem Einsiedler wird aber bald wieder das Familienleben lästig. Er liebt die Ruhe und verläßt sich in stolzem Selbstbewußtsein auf seine eigene Kraft.

Anders ist der Werdegang eines Einzelelefanten; ich verweise auf mein Mysore-Kapitel. Der Einzelelefant wird vom stärkeren Herdelefanten abgeschlagen, und darf sich wie ein Beihirsch dem Platzhirsch nicht nähern. Dem Einzelelefanten bleibt die Brunftbetätigung versagt; er wird daher so leicht bösartig und entwickelt sich in vielen Fällen zum richtigen Rogueelefanten. Einzelelefanten werden schon jüngere Bullen, während Einzelgaurs stets alte Knaben sind. Sanderson gibt das höchste Alter von Gaurs auf 50 Jahre an. Ich glaube, daß meine erlegten Einzelbullen sämtlich älter wie 25 Jahre waren, worauf u. a. das enge Zusammenwachsen der Nasenbeine schließen läßt. —

Im großen und ganzen weichen die Einzelgänger dem Menschen aus und greifen denselben ungereizt nicht an. Eine Ausnahme scheinen die Gaurs von Cochin und Travancore zu machen, deren Charakter ein bösartigerer ist als in all den verschiedenen anderen Gebieten Indiens. Ich glaube, daß die Bösartigkeit dieser Gaurs nicht allein auf ihre große Zahl — ich schätze den Bestand der Gaurs in Cochin auf 1200 Stück — zurückzuführen ist. Hier kommen im Laufe eines jeden Jahres zahlreiche Fälle vor, in denen Gaurs ungereizt Menschen angreifen und oft töten. Im Bilde zeige

ich einen Kadir, dessen Brust beim zufälligen Zusammentreffen mit einem Einzelbullen schwer verletzt wurde.

Ich neige auch hier wieder meiner Erfahrung zu, daß der Charakter der Tiere je nach ihren Gebieten ein verschiedener ist. Ich verweise dabei auf das verschiedene Benehmen von Tigern, wie ich es in meinem Burma-Kapitel näher klarzulegen versucht habe. Weder in Mysore noch in Kanara habe ich von Angriffen unverwundeter Gaurs gehört, und auch Sanderson, der treffliche Beobachter, gibt nur von einzelnen Fällen Kunde, in denen der Angriff durch Reizung oder Verwundung erfolgte. Oft machen die Gaurs, gewissermaßen aus Selbstverteidigung, einen Versuch zum Angriff.

Ein solches Erlebnis, das leicht für mich und meine Leute unangenehme Folgen hätte haben können, stieß mir östlich des Karapara-Flusses zu, wo ich einige Tage nach Parianpadam am Fuße eines hohen Berges lagerte. — Noch während der Dunkelheit brach ich auf, um bei Tagesanbruch auf der Alm zu birschen. Bei Fackelbeleuchtung führte uns der schmale Dschungelpfad über Stock und Stein einen steilen Hang hinauf. Die Kadirs hatten sich mit den Zweigen eines Baumes, der sie vor bösen Geistern und vor Schlangenbissen schützen sollte, versehen. Vor dem Heraustreten aus dem Wald auf die Matte ließ ich die Fackeln löschen, und mußte noch eine kleine Waldparzelle im Dämmerlicht passieren.

Pötzlich vor uns ein Prasseln und Krachen, als wenn die Hölle los wäre. In der Dunkelheit konnte ich kaum meinen Vordermann 2 Schritt vor mir erkennen, der mich nun fast umrannte. Mit Mühe und Not faßte ich noch Matthai, der hinter mir her eine Büchse trug und kehrt gemacht hatte, am Kragen, um ihm dieselbe zu entreißen und fertig zu machen. Im übrigen allgemeine Panik. Ein Einzelbulle, der uns wohl schon kommen hörte und uns auf zehn Schritte herangelassen, rannte plötzlich schnaufend bis auf drei Schritte gegen uns los, und schwenkte dann glücklicherweise ab. An ein Schießen war gar nicht zu denken, da der Bulle in der Dunkelheit unsichtbar blieb. Nun wartete ich bis zum Büchsenlicht, und setzte dann erst meine Birsche ohne Erfolg fort. Die Plötzlichkeit des Angriffs ist für den Gaur charakteristisch. Ihren Göttern dankbar hielten die Kadirs ihre geheimnisvollen Geisterbüsche in der Hand, die uns vor der Gefahr behütet haben sollten. Des Rätsels Lösung fand ich bei Tageslicht auf dem Rückweg. Unbewußt waren wir in der Dunkelheit mit den Fackeln eine

Strecke von 400 m hinter dem Gaur-Einzelgänger auf dem Dschungelpfade hergezogen, wie die Fährte lehrte. In dem kleinen Gehölz ließ er uns aufkommen, um sich dann unsere Aufdringlichkeit energisch zu verbitten. Solche Zufälle kann man niemals, auch selbst bei der Beobachtung größter Vorsicht, vermeiden. Man sagt sich nachher, man hat wieder einmal Dusel gehabt.

Daß auch Gaurbullen ohne jede Veranlassung, ja auf eine größere Entfernung hin, z. B. über eine Waldblöße, Menschen angegriffen und getötet haben, ist von glaubwürdiger Seite bestätigt worden. Als außergewöhnlichen Fall teilt ein Artikel des Journal of the Bombay Natural History Society seinen Lesern mit, daß ein Eingeborener, der auf einen Baum geflüchtet war, regelrecht einige Zeit belagert wurde. Schwierigkeiten bereiteten mir in zwei Fällen Gaurkühe, welche recht unangenehm werden können, wenn sie glauben, ihre Kälber schützen zu müssen.

So verlief der Angriff einer Kuh auf einen Eisenbahningenieur recht unglücklich, welcher sich 14 Tage vor meiner Ankunft in Parambikolam im März 1907 ereignete. Ohne die Nähe von Gaurs zu ahnen, wurde dieser Herr durch eine Gaurkuh im Bambusendschungel angegriffen, wobei sie ihm ein Horn tief in den Unterleib rannte. Glücklicherweise wurde er von einem Herrn begleitet, der die Geistesgegenwart besaß, die zum zweiten Angriff ansetzende Kuh durch ein wohlgezieltes Geschoß im Feuer zu strecken. Obwohl man anfänglich an seinem Aufkommen zweifelte, ist er nach mehreren Operationen und monatelangem Krankenlager doch durchgekommen.

Ich selbst hatte während meiner Birsche in der Nähe des Lagers von Pamboo Vaikali, das im Tale von Parambikolam liegt, ein glückliches Zusammentreffen mit einer bösartigen Gaurkuh. Vor mir trotteten in der heißen Nachmittagssonne als Führer zwei Kadirs auf dem Dschungelpfad einher. Hinter mir folgten wie gewöhnlich Matthai und Lahori als Büchsenträger. Kurz vordem ich das ersehnte Ziel, einen bestimmten Sumpf, erreichte, wurde die Stille des Waldes durch lautes Gerumpel und Ästebrechen unterbrochen, und unter dem gellenden Angstruf Ane! Ane![1]) rasten die vor mir gehenden Kadirs an mir vorbei, mich fast umrennend. Ohne eine Waffe in der Hand, war ich zusammen mit meinen Leuten zehn Schritt weit zurückgesprungen, bis ich zu mir kam, Matthai die Büchse entriß und fertig machte.

[1]) Elefant! Elefant!

Bis zu dieser Minute hegte ich die Überzeugung, daß ich stets paniksicher bleiben würde. Dieser Augenblick belehrte mich eines anderen. Da sich Hohlspitzengeschosse für Gaurs in der Doppelbüchse befanden, mußte ich sie für Elefanten erst mit Ganzmantelpatronen, die ich stets für solche Fälle in einer bestimmten Tasche mitführe, wechseln. Als ich gerade umgeladen, höre ich den Ruf meiner Leute Pothu! Pothu![1]) Richtig; da stand auf 30 Gänge spitz in einer Bambusenlücke eine Gaurkuh, wie angemauert uns anäugend. Nun wieder die Vollmantel aus der Büchse heraus und Hohlmantel hinein! Einen Augenblick schien sie nicht weichen und wanken zu wollen, dann kam sie schnaubend angesetzt. Ein Geschoß in den Hals warf sie im Feuer um. Sie war eine alte, nicht säugende Kuh; von einem anderen Stück in der Nähe ließ sich nichts sehen noch hören. Was diese alte Tante so bösartig gemacht hat, ist mir bis heute unerklärlich. — Unser Zurücklaufen hatte auf jeden Fall ihre Angriffslust vermehrt.

Eine Woche später ritt ich auf meinem Elefanten eine Herde Gaurs an, die aus acht Kühen und Kälbern ohne Bullen bestand. Merkwürdigerweise traf ich mehrfach in dieser Gegend auf Herden ohne jeden Bullen, trotz der Brunftzeit. Auf 20 Schritt herangekommen, zeigte die Leitkuh solch unliebenswürdige Angriffsmanieren, daß ich gezwungen war, sie totzuschießen.

Einen prächtigen Gaurbestand weisen die Wildreserven von Parambikolam des Rajah auf. Fast täglich traf ich hier auf zwei bis drei Herden, zum Teil ohne, zum Teil mit einem geringen Bullen. Es scheint mir fast, als ob der unbeschränkte Abschuß des ungekrönten Königs der Kadirs daran schuld sein müßte. Eine Gaurherde stand eines Morgens während der Dämmerung, als ich aus dem Zelt trat, nur zirka 150 m von meinem Lager Pamboo Vaikali im lichten Hochwald entfernt, und schien einige Minuten ganz in den Anblick der verglimmenden Lagerfeuer vertieft zu sein. Ich folgte ihnen bald auf dem Elefanten, und hatte zum ersten Male den Genuß, auf geringe Entfernung den Brunftruf des Herdbullen zu hören. Wenn auch der Orgelton unseres deutschen Edelhirsches durch seine mächtige Fülle und Kraft fast einzigartig das Echo unserer heimatlichen Berge weckt, so ist doch das Orgeln des Gaurbullen ebenfalls in seiner Eigenart ein Ohrenschmaus für den Waidmann. Den Brunftruf des Gaurbullen müssen nur wenige Sportsmen in Indien gehört haben, habe ich doch auf Befragen

[1] Einzelgaur! Einzelgaur!

immer eine verneinende Antwort erhalten. Selbst Sanderson hat nichts Näheres darüber erwähnt, wie auch die Zoologen in ihren Werken über die Fauna Indiens den Brunftruf nur angedeutet haben.

Dieser Brunftruf besteht in einem regelrechten Orgeln und fängt für das Ohr unschön klingend mit einem tremulierenden und gezogenen i—i—i— an, das allmählich auf a—oo—uu übergeht und zu einem mächtig verhallenden Akkord anschwillt. In den folgenden Tagen hörte ich oft stundenlang dem 8—10 Sekunden währenden Orgeln verschiedener Bullen zu, das sie auch am Abend und während der Nacht hören lassen.

Einem seltenen Konzert mannigfacher Tierstimmen wohnte ich während des Ansitzes über der Gaurkuh bei, die ich vom Elefanten aus hatte erlegen müssen. Mehrfach schon hatte ich einen Tiger rohren hören und meine Leute, welche die Haut und die Trophäe der Gaurkuh in das Lager Sooriapara schaffen sollten, meldeten mir gegen Mittag, daß ein Tiger am Luder gerissen habe. Ich brach sofort zum Tatort auf und fand, daß der Tiger die Gaurkuh an einen Wassergraben geschleift und eine Keule stark angeschnitten hatte. So ließ ich sofort den Vormarsch meiner Kolonne anhalten, bezog ein neues Lager, und schon nachmittags saß ich auf der schnell errichteten Machan auf.

Unter mir lag das Luder, laut umschwärmt von Fliegen. Es schienen alle Bedingungen, die auf eine Rückkehr des Tigers schließen ließen, gegeben. Während ich mit dem Lesen meiner Post aus der Heimat beschäftigt war, die mir jenen Mittag frohe Nachrichten brachte, lauschte ich dem lustigen Gesang der Mynas und Drosseln, die so eigenartig ihren Kantus herunterpsalmen. —

Weit entfernt läßt sich eine Herde Elefanten, meist in Baß und Moll abgestimmt, vernehmen. Hier und dort warnt der kurze Pfiff von Axishirschen und gackernd baumen einzelne Dschungelhähne zur Nachtruhe auf. Gerade bei Beginn der Dunkelheit, die spannungsvollen Minuten, in denen gewöhnlich der Tiger zum „Kill“ zu kommen pflegt, schreckt mit lautem ut—ut ein Sambar. Und gleich darauf erscholl keine 300 m von meinem Ansitz das Brüllen des Tigers.

Zu meiner Enttäuschung kam er unerwartet von der Seite her, an der ich in einer Entfernung von 600 m drei meiner Leute auf einem Baum postiert hatte. Zuerst nahm ich an, daß das ärgerliche und hastige Brüllen des Tigers durch das Schrecken des Sambars

hervorgerufen worden sei, der den bösen Feind rechtzeitig entdeckt hatte. Der alte Bursche entfernte sich aber immer mehr von meinem Ansitz, fortwährend brüllend, so daß ich wirklich annehmen mußte, daß er meine Leute gewittert hatte. — Dieses Pech! —

Obwohl mir jetzt klar wird, daß der Tiger vergrämt war, verbleibe ich bis Mitternacht auf meinem luftigen Sitz, und weit über Täler und Höhen höre ich ohne Ende den alten Griesgram schimpfend ziehen. Der Mond geht auf und badet Busch und Swamp in seinem silbernen Schein. Da wird alles Licht und Glanz. Da höre ich noch so verschiedene Laute und Töne, die ich mir nicht erklären kann. Wiederum lasse ich den ganzen Zauber einer prächtigen indischen Dschungelnacht auf mich einwirken. Man kann das Dschungelbuch nicht oft genug zu deuten versuchen, immer wieder steht man vor einem Rätsel. — Aber jetzt setzt ein mir schon bekannter Ton ein, ein langgezogenes Orgeln — iiiäooouuu — der Brunftruf des Gaurbullen, vielleicht 100 m von mir entfernt! —

Schnaufend und äsend kommt ein Einzelgänger an meinem Stand vorbeigezogen, bläst durch den Windfang und entfernt sich langsam, ohne daß ich auch nur den Umriß des gewaltigen Körpers erkennen kann. Aber ich sitze und höre weiter und schaue noch lange in die silberne Pracht hinein. — Bin ich enttäuscht worden, daß der Tiger vergrämt wurde? — Wohl in einer Beziehung, aber welch köstlichen Ersatz bot die Naturbeobachtung! — Nur langsam entschließe ich mich mein Lager aufzusuchen. Die Hoffnung auf den Tiger ist verweht, aber ich habe einen guten Tausch gemacht.

Dieses Dschungelkonzert — es ist einzig in seiner Art. Das nenne ich leben und erleben. Wenn ich bedenke, wie viele Männlein daheim noch nicht einmal den Drosselruf vom Nachtigallenschlag unterscheiden können, noch die einfachsten Laute in Feld und Wald verstehen! Wie viele tosen durch die Welt, haben alles gesehen, und stehen inmitten aller Naturherrlichkeit doch da wie ein Kind im Dunklen! Mir aber macht sie das Blut schnell und das Herz lebendig, denn ich weiß, diese Stunden erlebt man nicht oft. —

In den nächsten Tagen erlegte ich in den Swamps nahe der Waldbahn noch zwei recht gute Einzelgänger. Der erstere, ein Bulle, mit vielen frischen Narben bedeckt und mit stark zerkämpftem Gehörn, wie ein Student, der vom Fechtboden nicht herunterkommt. Wie oft mag der brave Kämpe seine Waffen mit

dem Gegner gekreuzt haben. Ich schweißte ihn abends in der Dämmerung an, und fand ihn erst am anderen Morgen.

Die Nachsuche führte durch dichtes Bambusen- und Dornengestrüpp hindurch und war auf dem harten nackten Erdboden sehr erschwert. Die Kadirs fährteten vorzüglich, meist auf allen Vieren kriechend. Mehrfach mußte ich Tuan, der sie im Eifer übertrumpfen wollte, zur Vorsicht mahnen. Ich ritt seitwärts der Fährte und meine Leute deckend voran. Dann das übliche Zurückprallen der Kadirs! — In diesem Falle war aber der alte Kämpe schon lange verendet, und meine Leute bezeichneten ihn als denselben Einsiedler, auf den sie den Gouverneur mehrere Wochen vorher vergeblich geführt hatten. Er war ein Repräsentant der niederen Kaste, ein Sumpfgaur mit massivem Körper und breiten Schalen.

Den anderen Einzelgänger ritt ich im hohen Gras des Vatakuziswamps auf 40 Schritte an, überzeugte mich von seiner Stärke, und gab ihm das 9,3 mm-Geschoß hinter das Blatt. Er war kein Fechter und schien jeder Mensur mit seinen Kameraden ausgewichen zu sein. Nicht eine einzige Narbe bedeckte die tadellose schwarze Decke, und die Spitzen des Gehörns schienen ohne jede Faser wie poliert. Einen weiteren guten Einsiedler fehlte ich glatt, und erlegte statt eines Herdbullen eine Kuh, die sich im letzten Augenblick fast unmerklich in der Herde vor den Bullen geschoben hatte. Dieselbe zeigte aber eine so abnorme dunkle Färbung, daß sie für ein Museum eine wertvolle Bereicherung darstellt! So war ich mit meinem Irrtum leidlich ausgesöhnt.

Bei diesem Ritt in den Swamp machte mir wie schon oft vorher „Rama“ Schwierigkeiten. Kaum fühlte er in einem Swamp den weichen sumpfigen Boden unter sich, so blieb er stehen, als wenn er Wasser lassen wollte. Jeder andere Elefant erledigt diese gesunde Betätigung des Stoffwechsels im Gehen, ohne halten zu bleiben. Rama aber dachte anders. Sein Mahaut gab ihm stets die Erlaubnis, beim Nässen zu halten. So nutzte er dessen Nachgiebigkeit aus und blieb so oft und so lange wie er wünschte, stehen, um auszuruhen. Er wollte aus dieser ihm liebenswürdigerweise gestatteten Pause Kapital schlagen, und damit beweisen, daß er in seinem jugendlichen Alter von 35 Jahren in die Flegeljahre wechsele. Er erinnerte mich unwillkürlich an die Kinder, die in der Schule öfters ohne Grund den Finger zeigen und rufen: „Herr Lehrer, ich muß mal raus!“ — Im Laufe der Wochen wurden die unerwünschten Pausen Ramas, womöglich in Sicht einer Gaur-

herde, immer häufiger. Er blieb, je nachdem es ihm paßte, halten und rührte sich nicht vom Fleck. Alles gütige Zureden half nichts. Er prustete und klagte scheinbar über sein schweres Tagewerk, soviele Menschen spazieren schleppen zu müssen. Ich kam als Arbeitgeber seinen Streikgelüsten so weit entgegen, als es unsere soziale Basis erlaubte. — Er demonstrierte aber weiter. Ja, ich versprach ihm sogar, ihn nach Wildungen ins Bad zu senden, wenn er etwa blasenleidend wäre. — Umsonst! Als nun gar der Mahaut mit Strafen vorging und ihm einige Hiebe mit dem Ankus auf den Schädel verabreichte, leistete er Widerstand und versuchte, uns durch recht unangenehme Stoßbewegungen abzuwerfen. Mit einiger Energie brachte ihn der Mahaut anfänglich wieder vorwärts. Aber seine Obstruktion zeigte er bei nächster Gelegenheit wieder und baute auf sein gutes Recht. Gleich einer Mauer stand der Dschungelomnibus und hob seinen rechten Hinterlauf, als wollte er uns sagen: „Bitte, meine Herrschaften, so geht die Karre nicht mehr weiter. Alles absteigen!" —

Tuan saß eines Tages als vierter leichter Passagier am weitesten hinten. Als dem braunen Dickhäuter klar wurde, daß seine wiederholte Aufforderung, abzusteigen, keinen Erfolg hatte, riß er mit seinem Schwanz einfach das leichte Gewicht des ahnungslosen Tuan vom „Bock" herunter und warf ihn in den Sumpf. Zu gleicher Zeit fing er so stark zu schaukeln an, daß ich mich nur mit größter Mühe an den Tauen des Sitzkissens festhalten konnte. Hin und her warf uns der Bursche mit immer wachsender Kraft. Da man ihm seinen Willen nicht lassen durfte, so mußte ich halt den Sturm auf dem Meere aushalten, wobei ich fast seekrank wurde. Eine Gefahr bestand darin, daß er sich plötzlich hinwerfen und wälzen könnte, ein recht unangenehmer Gedanke. Diese Prüfung blieb mir allerdings erspart. Ein anderes Mal, als er wieder seinen Hinterlauf hob und uns einlud, abzusteigen, warf er den der Aufforderung Folge leistenden Matthai mit solcher Gewalt durch Schnellen des Hinterlaufs in den Morast, daß er sich wie ein Hase überschlug.

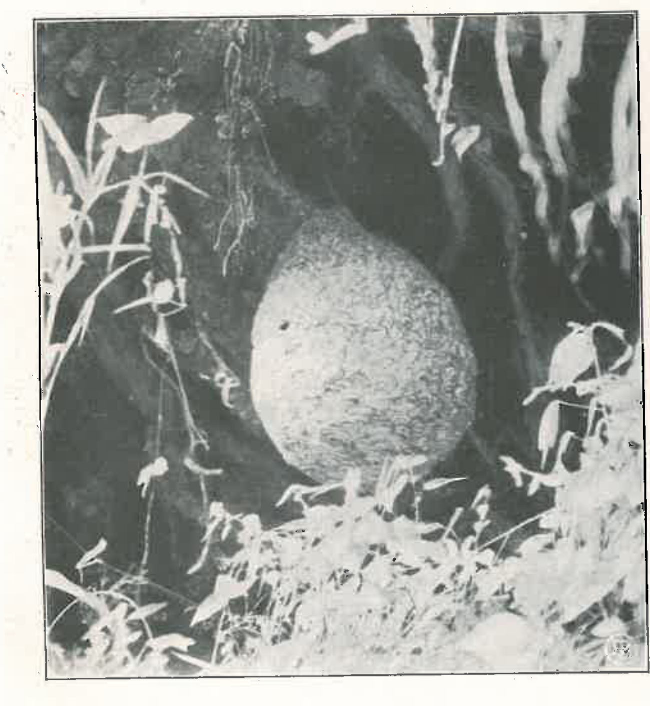
Da sich diese Flegeleien bald täglich wiederholten, so war der Dickhäuter wegen Dickfelligkeit auf die Dauer nicht mehr zu gebrauchen, und ich mußte ihn nach Trichur zurücksenden. Dort verübte er immer mehr Schandtaten, und wie mir später Mr. Browning mitteilte, schien es nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis er eines Tages seinen Mahaut töten würde. Mir hat Rama trotz-

dem unschätzbare Dienste geleistet. Die Birsche zu Fuß ist, wie schon erwähnt, in den Swamps fast unmöglich. Meist über 2 m hoch steht darin das Elefantengras, so daß die Gaurs sehr oft aus nächster Nähe abgehen, ohne daß man sie eräugt hat. Die Bänke am Rande des Swamps sind dicht durch Bambusen verhängt, die jeden Einblick verwehren. Trockene Lichtungen mit geringem Graswuchs sind selten, und werden auch wegen der fehlenden Suhlen von dem Gaur weniger geschätzt.

Fast täglich wurde meine zoologische Sammlung durch die Erbeutung interessanter Vertreter der Cochin-Fauna bereichert. So erlegte ich mehrere alte Bekannte von Mysore, wie das Zwergmoschustier (Tragulus meminna), das nur in der Dämmerung freiwillig seine Schlupfwinkel verläßt. Ein anderes Mal schoß ich im Mondenschein ein Schwebehörnchen (Pteromys oral) vom Baume. Merkwürdigerweise schienen die Kadirs ihre Höhlenwohnungen in abgestorbenen Teakbäumen nicht zu kennen, da sie sich in dem Auffinden derselben nicht bewandert zeigten, und ich mußte mit nur einem Exemplar fürlieb nehmen. Häufig brachte Matthai Rieseneichhörnchen (Sciurus malabaricus) und Vertreter beider in den Bergen vorkommender Affenarten mit. Die Aufzucht eines Langurnaffen (Semnopithecus johni) wollte nicht gelingen, und „Augustine“, wie ich das junge Affenmädchen des kurzen Namens wegen nannte, ging leider schon nach wenigen Tagen ein. Erst nachträglich erfuhr ich, daß die Aufzucht dieser Langurnaffen fast nie gelingt, um so eher die der Bartaffen (Macacus silenus). Durch ihren gelbgrauen Halsbart, der sich von ihrem sonst schwarzen Körper scharf abhebt, erfreuen sie sich fast eines patriarchalischen Aussehens, und in unseren zoologischen Gärten sind diese „Wanderoos“ häufige Gäste. Eine wertvolle Bereicherung meiner Sammlung bildete der Fund einer seltenen Schildkröte. Einer meiner Kadirs hatte sie eingefangen, und wollte seinen Stammesgenossen eine real turtle soup davon zubereiten, als ich sie gerade noch lebend gegen eine Rupie eintauschen konnte. Sie ist eine der Testudo elegans verwandte Rasse, und wurde 1907 im Journal of the Bombay Natural History Society als Testudo travancoria, eine neue Art, beschrieben. Nachdem sie mich auf meinen weiteren Expeditionen stets begleitet hatte, brachte ich sie nebst einem Vertreter der Testudo platynota aus Ober-Burma gesund nach Deutschland, wo sie im Aquarium in Frankfurt a. M. vorzüglich gediehen.



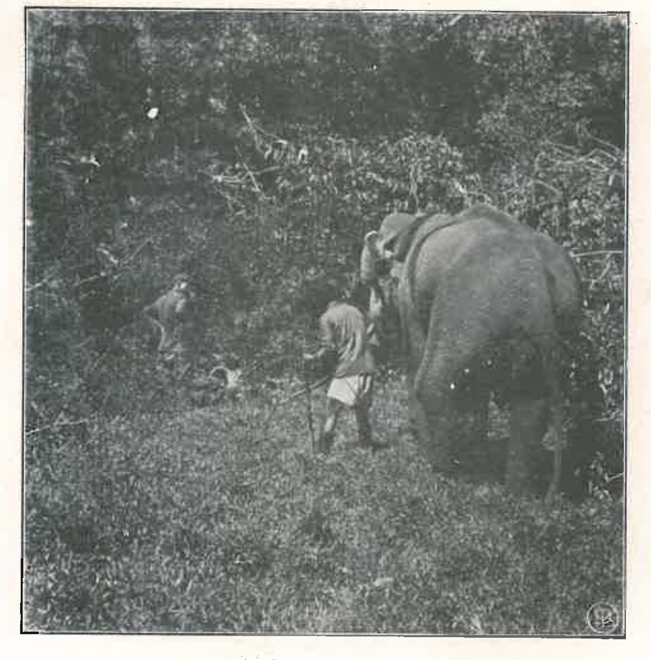
Kadirs aus dem Gebiet östlich vom Ponty-Mudy-Hill.



Wespennest an einer Wurzel im Bergwalde.



Kadirknaben Dschungel-Kartoffeln bringend.



Rama zieht meinen ersten Cochin-Gaurbullen aus Dornendickicht an das Flußufer.



Der Gaurbulle von Payanpara.



Aufnehmen einer Gaurfährte in einem Swamp.



Der Höhengaurbulle von Parianpadam I. Im Hintergrund der Ponty-Mudy Hill.



Der Berggaur von Parianpadam I.

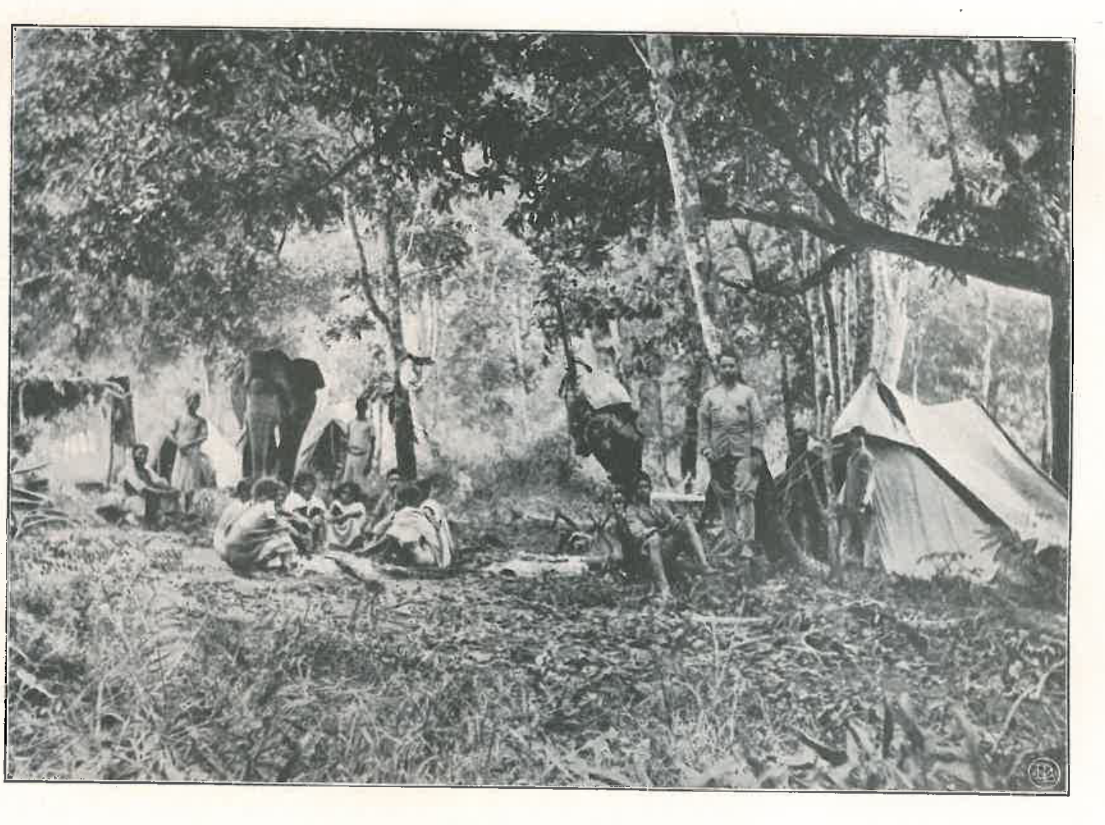


Der Sumpfgaur von Parianpadam II.



Matthai und die erlegte Tharziege.

Blick nach Nordwesten von Parianpadam aus.



Lager Pamboo-Vaikali.



Baumwollbaum, den die Kadirs zur Honiggewinnung erklettern.



Ein bequemes Beförderungsmittel zu den Jagdgründen von Parambikolam.

Nur zu schnell waren die Wochen im jungfräulichen Dschungel verflossen, wo fernab von jeder menschlichen Ansiedelung nur verlassene Kadirhütten und Feuerstellen das Vorkommen von Menschen mir verraten hatten. Mit Erreichung der Waldbahn war meine Verbindung mit der Außenwelt wieder hergestellt. Täglich verkehrte hier ein Zug, welcher die gewaltigen Baumstämme aus dem Tale von Parambikolam nach Chalakudi an die Hauptbahn brachte, wo sich große Sägewerke befinden. Lagen doch in Parambikolam allein vor der Eröffnung der Bahn gefällte Baumriesen im Werte von 12 Millionen Rupies aufgestapelt, die ihren Weg nach allen Weltteilen, insbesondere nach London und Hamburg, nehmen sollten. Unter diesen sind es in erster Linie Teakbäume (Tectona grandis) und Malabar-Schwarzholz- oder Rosenholzbäume (Dalbergia latifolia und Dalbergia sissoides), deren kostbares Holz hohe Preise erzielt. Das Cochin-Teakholz ist schwerer wie das von Burma. Der Kubikfuß getrockneten Kernholzes wiegt 40 Pfund und darüber. Teakbäume werden in Cochin 30 m hoch, ihr Umfang beträgt bis 7 m. Noch wertvoller sind die sogenannten Rosenholzbäume, die eine Höhe von 25 m erreichen. Das Kernholz ist von schöner braunroter Farbe und weist eine prächtige Maserung auf. Es eignet sich vorzüglich zum Möbelbau und zu Schnitzarbeiten. Nach und nach wurde es auch in Deutschland mehr geschätzt. Von wertvollen Holzarten will ich hier noch die weiße Zeder (Dysoxylum malabaricum) und die rote Zeder (Cedrela toona) nennen, die nicht mit den Nadelholzzedern zu verwechseln sind. Das Ebenholz Cochins (Diospyros assimilis) ist nicht gut. Auch hier wächst es sehr langsam, und mehr als 100 Jahre gehen ins Land, bevor ein Stamm einen Durchmesser von nur einem Fuß erhält. Das eigentliche Ebenholz (Diospyros ebenum) ist in Cochin ebenso selten, wie das wohlriechende Sandelholz (Santalum album).

Den Bahndamm benutzen fast jede Nacht Gaurs und Elefanten als Promenade, und es ist vorgekommen, daß das Züglein halten mußte, um nicht mit einem Elefanten zusammenzustoßen, was für beide Teile unangenehme Folgen hätte haben müssen. Frische Fährten von Gaurs und Elefanten fand ich daher täglich auf dem Schienenweg, den ich mit Hilfe von Draisinen benutzte, um schnell an den Ausgangspunkt meiner Frühbirsche zu gelangen. Herden von beiden Arten Großwild, die sich durch das emsige Pfeifen der Lokomotive und das Rollen der Wagen nicht im geringsten stören

ließen, habe ich nur einige hundert Meter von der Bahn entfernt beobachten können. So birschte ich eines Morgens von der Station Koriakotti aus unweit des Karaparaflusses, als ich nicht weit von mir Elefanten trompeten und brüllen hörte. Nach einigen weiteren Minuten befand ich mich auch schon plötzlich inmitten einer Elefantenherde. Vor mir auf 50 Schritt äste ein prächtiger alter Herr mit blendend weißen Stoßzähnen, die wohl einen Meter lang waren. Links von mir machten sich zwei weibliche Elefanten an einer kleinen Suhle zu schaffen, während rechts andere sich in allen möglichen Tönen Luft machten, die weniger Wohlbehagen als Groll und Schrecken auszudrücken schienen.

Da ich trotz aller Mühe nicht sehen konnte, birschte ich näher, und war erstaunt, nun dicht vor mir, gewissermaßen aus dem Boden heraus, die ärgerlichen Töne zu hören. Ich fand bald die Aufklärung. Vor mir befanden sich tiefe Fallgruben, in denen ich beim näheren Zusehen zwei junge Elefanten in je einer Grube gewahrte. Der eine mit ca. 1,20 m Schulterhöhe, ein Knabe, stand stumpfsinnig brütend in der Tiefe der Grube, und merkte selbst mein Herankommen nicht. Dieser Schacht wurde von dem nächsten, in dem sich ein ca. 20jähriges Elefantenfräulein befand, nur durch eine 80 cm breite Wand getrennt. Im Begriffe, mir das Fräulein näher zu betrachten, wurde sie sehr unfreundlich, und schlug mit dem Rüssel bis auf die schmale Grubenwand zu meinen Füßen. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück und rutschte mit einem Bein zur Grube des Elefantenknaben hinunter. Wenn mich Matthai nicht gehalten hätte, so wäre ich wohl in der nächsten Minute zu einem Pfannkuchen zerquetscht worden. Zur Strafe bannte ich das Fräulein, das Tuan auf der anderen Seite der Grube reizen mußte, um es zum Schlagen mit dem Rüssel zu veranlassen, auf die Platte.

Während dieser Operation zog der vorher erwähnte Herdbulle, wie auch einzelne Elefanten, wohl die Mütter der gefangenen Kinder, um die Gruben und ließen drohend das ärgerliche dumpfe Brummen, ein Zeichen hoher Erregung, hören. Obwohl sie uns eräugt hatten, zogen sie erst nach längerem Verweilen, ihrem Groll lebhaften Ausdruck gebend, ab. Der alte Herdbulle war wohl eines Schusses wert. Einen Herdbullen von der Herde wegzuschießen, gilt in Indien, zumal wie hier in der Nähe der Gruben, als eine ebensolche Aasjägerei, wie bei uns der Abschuß eines Gatterhirsches an der Futterraufe. In Afrika ist es ja leider an der

Tagesordnung, einen Bullen aus der Herde wegzuknallen. Dort herrscht die Gier nach dem Elfenbein vor, das womöglich sofort verkauft wird, eine Aasjägerei, die eine anständige Jagdausübung nicht aufkommen läßt. Aber mit lautem Horrido rühmen sich noch diese Jäger ihrer Kulturtat.

Längere Zeit konnten sich die Elefanten in den Gruben nicht befinden, da die Forstbehörde dieselben jede Woche nachsehen läßt. Mit Vergnügen meldete ich derselben den wertvollen Fang. Sofort wurden die nötigen Maßnahmen ergriffen, um die Gefangenen zu bergen. In anderen 1 km davon entfernten Gruben hatten sich drei Elefanten gefangen.

Zunächst wurden mit Hilfe von Rama Baumstämme über die Grube gelegt, um ein Entweichen der Gefangenen zu verhindern, die täglich getränkt und mit Nahrung versorgt wurden. Nachdem einige der Regierung gehörige „Circarelefanten“ an Ort und Stelle eingetroffen waren, wurden die Gruben allmählich mit Büschen und Zweigen angefüllt, wodurch sich der Boden derselben nach und nach erhöhte. Kurz vor dem Verlassen der Grube fesselte man die Gefangenen mit starken Tauen, welche die zahmen Elefanten in ihren Fang nahmen, um dann die sich sträubenden wilden Genossen nach einem Verschlag zu bringen, der eigens zur Zähmung in Sooriapara erbaut war. In den Verschlägen verbleiben dann die Elefanten einige Wochen, bis sie sich so manierlich benehmen, daß sie durch die Mahauts weiter in Freiheit dressiert werden können. Leider mußten von den fünf Gefangenen drei noch in den Gruben erschossen werden, da sie sich beim Sturz in dieselben schwer verletzt hatten. Diese Hinrichtung vollzog Matthai mit der 9,3 mm Doppelbüchse, und ich konnte mich von neuem von der hervorragenden Wirkung der Ganzmantelgeschosse auf Dickhäuter überzeugen.

Das Fangen von Elefanten in Gruben ist streng zu verurteilen, da selten mehr als 50 Prozent mit dem Leben davonkommen. Leider ist es aber das einzige Mittel, einzelner Elefanten, in Gegenden, in denen sie nicht zahlreich vorkommen, habhaft zu werden. Die Kosten eines regelrechten Keddahtreibens, wie sie u. a. in Mysore alle paar Jahre einmal stattfinden, würden sich hier nicht lohnen, zumal nach meiner Schätzung höchstens 300 Elefanten in den Dschungeln Cochins herumstreifen. Die Cochinregierung wie die anderen Eingeborenenstaaten sind meist auf den Fang in den Gruben angewiesen.

Mehrfach hatte ich Gelegenheit, Einzelelefanten zu erlegen. Ich behielt aber die Patronen im Lauf, da die betreffenden nicht im Besitze so starker Stoßzähne waren, daß sie mir eine vollwertige Trophäe versprachen. Man muß das Gute mit dem Nützlichen verbinden, und so wartete ich auf die Begegnung mit einem notorischen Rogueelefanten. Mehrere dieser Gemütstiere waren den Kadirs bekannt. Als sich keiner von ihnen mir freiwillig stellte, versuchte ich, sie aufzusuchen. Ein solch besonders verwegener Bursche riß von Zeit zu Zeit einzelne Kulihütten an der Bahnlinie zusammen, wodurch viele Leute gezwungen waren, tiefe Gruben um ihre Wohnungen zu ziehen, um auf diese Weise ihr Leben zu sichern. Selbst das Bungalow in Parambikolam, zum Besuche hoher Gäste errichtet, ist von einem tiefen und breiten Graben zur Wahrung des „Burgfriedens“ umgeben.

Der Rogue hatte bisher wohl schon einige Menschen verfolgt, aber noch keinen getötet. Die Unsicherheit des Verkehrs einzelner Leute, die an der Ausbesserung des Schienenwegs beschäftigt waren, nahm von Tag zu Tag zu. Er mußte recht ansehnliche Stoßzähne besitzen, die er an verschiedenen Stellen am Bahndamm in die lockeren senkrechten Erdwände hineingebohrt hatte, wodurch ich auf den Durchmesser und die Länge derselben zu schließen vermochte. Eines Tages wurde er mir bestätigt, und am nächsten Morgen hatte ich den Bösewicht auf hundert Meter in einem sehr dichten Dschungel vor mir. Als ich versuchte, näher zu kommen, hielt er im Äsen inne, er schien uns gewittert zu haben. Wenn ich glaubte, daß er sich nach einer Minute Stillverhaltens wieder beruhigen würde, so irrte ich mich. Er ging plötzlich mit lautem Getöse ab. Der Wind blies auch von allen Seiten in das Loch, in dem er gerade steckte. Elefanten sind in erster Linie Nasentiere, so war mein Mißerfolg leicht zu erklären. Ich verfolgte ihn noch zwei Stunden, aber er hatte anscheinend das Anbirschen übel genommen, und wurde auch in den folgenden Tagen nicht mehr in der Gegend bestätigt, so daß ich leider von weiteren Verfolgungen abstehen mußte. Das Verhalten dieses Rogue bezeugte wieder einmal klar die Intelligenz der Elefanten. Sobald er Hütten zerstörte und einzelne Leute flüchten sah, wußte er genau, daß diese unbewaffnet ihm nichts antun würden. Als man ihm aber nachstellte, zog er es vor, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Wiederum spricht hier der moralische Eindruck mit, der Unterschied, selbst anzugreifen oder angegriffen zu werden. Kurzum wieder einmal der Sieg der Initiative.

An das Bungalow von Parambikolam knüpfte sich die Erinnerung an die Schrecken meines ersten Besuches im April 1907; es hatte mich damals einige Tage beherbergt. Eiligst mußte ich es wegen eines Anfalles von Angina pectoris verlassen, von der ich erst Besserung in den Bergen von Coonoor fand. Aber noch mehr prägten sich mir die Schrecken der Malaria ein, an der meine sämtlichen Diener erkrankten, die ich, selbst erkrankt, wochenlang pflegen mußte. Auch Rackerli holte sich hier die tödliche Infektion, der er nach zwei Jahren zeitweisen schweren Leidens in der Heimat erliegen sollte.

Ich hatte täglich meinen Dienern prophylaktisch je 1 g Chinin fünf Tage lang gegeben. Am achten und neunten Tage darauf mußten sie trotzdem daran glauben, und ich habe im großen und ganzen mit der Chininprophylaxe in Indien nur schlechte Erfahrungen gesammelt. Die trockene Jahreszeit vom Februar bis zum Mai ist die wohl zur Jagd geeignetste, aber anderenteils auch ungesündeste des ganzen Jahres. Dann wütet die Malaria in diesem Bakterienkessel von Parambikolam in einer so virulenten Form, wie ich ihr noch in keiner anderen Gegend Indiens begegnet bin. Hauptsächlich fand die Seuche ihre Opfer unter den Kulis der Küstenzone, die an dem Bahnbau beschäftigt waren. Von diesen 2400 Arbeitern erlagen jährlich nahezu ein Viertel der Epidemie. Ein charakteristisches Zeichen dieser Malaria besteht bei vielen Kranken in dem Anschwellen des Gesichts während des Fiebers. Noch steht mir der Anblick von Kulis vor Augen, die, von der Seuche ergriffen, hilflos und weinend am Wege lagen, bis sie von ihren Kollegen oder meinen Leuten zur nächsten Station gebracht wurden, wo sie verarztet werden sollten. Ja, es gab Fälle, wo Leute schon nach fünf Stunden vom Beginn des Fiebers an gerechnet, kollapsten, ohne daß das verabreichte Chinin bis dahin in Wirksamkeit treten konnte. Um so glänzender erwies sich in allen anderen Fällen die Wirkung dieses Mittels. Ohnmächtig steht der Mensch noch dem gewaltigen Ansturm einer solchen Epidemie gegenüber. Die erste Hilfe bestand immer in Verabreichung von Abführmitteln, auch wenn die Kranken behaupteten, sie nicht zu benötigen. Meine reichlichen Verabreichungen aus der Kilodose Chinin bedeuteten nur einen Tropfen auf den heißen Stein des Elends. Im Gegensatz zu den Kulis der Küstenzone erkranken Kadirs nur äußerst selten an Malaria, und selbst dann nur, wenn sie ihre engere Heimat verlassen, also bei Klimawechsel. Ihre Kinder zeigen in den meisten Fällen eine geschwollene Milz.

Man sollte nun meinen, daß in diesem Tal des Schreckens die Anopheliden, die als alleinige Überträger der Malaria gelten, sehr zahlreich vorhanden wären. Wohl gibt es in Cochin fünf Culexarten und vier verschiedene Anopheliden, darunter die gefürchtete Anopheles rossii. Die Mückenplage ist aber viel unangenehmer in der Küstenzone und in der Nähe von Städten und Dörfern, als im Dschungel. Im Laufe der Jahre habe ich in den teilweise malariaverseuchtesten Waldgebieten von Indien immer wieder die Beobachtung machen können, daß die Anzahl der vorkommenden Mücken in keinem Verhältnis zu der Zahl der Malariaerkrankungen steht. In diesem Punkte kam mir Capt. Christopher I. M. S., einer der ersten Malariaforscher Indiens, auf dem Bombay Medical Congreß, März 1907, entgegen. Er hält aber an der alleinigen Übertragung der Malaria durch die Anopheles fest.

Ich gehe aber noch weiter. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich in Dschungelgebieten, in denen die Malaria sehr verbreitet war, weder eine Culex noch eine Anopheles entdecken konnte. An den Ufern des Sittang in Burma dagegen, wo geradezu Hunderte von Anopheliden abends schwärmten, war nur eine geringe Anzahl von Malariaerkrankungen zu konstatieren. Im allgemeinen sind im Dschungel selbst, wo sich fast jeder totsicher die Malaria holt, sehr wenige, meist gar keine Mücken sichtbar. Das Aufwühlen des Erdbodens scheint Malaria eher im Gefolge zu haben, als die Nähe von Flüssen und stagnierender Gewässer. Die Summe meiner Beobachtungen geht dahin, glauben zu müssen, daß die Anopheles nicht allein der Überträger der Malaria sein kann. Ich möchte die Aufmerksamkeit der Herren Ärzte und Forscher auf andere Arten der Möglichkeit der Malariaübertragung lenken. Ich weiß sehr wohl, daß man meinen Beobachtungen mit Zweifeln entgegentreten wird. Doch lasse ich mich nicht eher an meiner Ansicht irre machen, bis der Beweis erbracht, daß die Anopheles in der Tat n u r der e i n z i g e Überträger ist. Die Bekämpfung der indischen Malaria ist nach der optimistischen Ansicht des berühmten Malariaforschers, Professor Dr. Donald Roß, nur eine Frage der Organisation. Ja, wenn die Organisation nur überall möglich wäre! — Im Dschungel sicherlich nicht.

Gerade so wenig kann man sich im praktischen Leben gegen Mückenstiche, also auch vor der Übertragung der Malaria durch Stechmücken, schützen. Ich selbst benutze das Moskitonetz, weniger um mich gegen die Menge der Stiche zu schützen, als gegen

das den Schlaf störende Summen der Mücken. Man bekommt sowieso seine Stiche weg, schon bevor man sich zur Ruhe begibt. Diese kurzen Ausführungen, welche die Zustimmung sowohl vieler Ärzte und Forscher in Indien, als auch deutscher Gelehrter gefunden haben, sollen nur neue Anregung zu weiterer Beobachtung über die Art und Weise der Malariaübertragung geben. Diese bleibt vorläufig immer noch ein Problem und eine nicht abgeklärte, in allen Punkten erwiesene, allein durch die Anopheliden bedingte Tatsache. Vereinzelte Fälle von Malaria und Dysentrie kamen auch dieses Mal unter meinen Leuten vor. Anfang Januar beginnt das allmähliche Anwachsen der Krankheitsfälle, welches im April seinen Höhepunkt, besonders nach den ersten Regenschauern, erreicht, um allmählich wieder abzuflauen. Nach dem vollen Einsetzen des Südwestmonsums anfangs Juni erlischt die Seuche, als wenn die Erreger gewissermaßen hinweggeschwemmt würden. Anopheliden gibt es aber auch dann noch. —

Mit nur einem kleinen Teil meines Lagers versuchte ich in der letzten Woche, die mir noch vor Weihnachten übrig blieb, auf den Höhen und den steilen Felskuppen südöstlich der Ponty Mudy-Berggruppe mein Heil auf der Birsche nach der Gemse Südindiens, der Nilgiri-Tharziege (Hemitragus hylocrius). Genau wie bei uns Alpenjäger die Gemsbirsche als die Krone edlen Waidwerks preisen, und sie teilweise der Birsche auf den Hirsch vorziehen, so schwärmen anglo-indische Sportsmen für die Gebirgsjagd auf die von ihnen fälschlich genannte „Ibex". Das Gehörn der Cochin-Thar übertrifft an Stärke die Trophäe der Nilgiri-Berge, wo in den letzten Jahren sehr strenge Wildschutzmaßregeln ergriffen wurden, um die Ausrottung dieses vielbegehrten Gemswildes zu verhindern. Tatsächlich hat sich dort der Bestand seitdem in kurzer Zeit erheblich vermehrt. Prächtig sehen die gemähnten Sattelböcke aus in ihrem sepiafarbenen Haarkleide. Je nach ihrem Alter hebt der sich immer weißer werdende Sattel, nach dem sie benannt werden, vom Rücken ab.

Zum ersten Male beobachtete ich dieses Bergwild auf der Spitze der Ponty Mudy-Höhen während meines Marsches nach Parianpadam. Eine Tharziege hatte die Wache ihrer Sippe übernommen und stand unbeweglich in die Tiefe äugend, wie aus Erz gegossen, einige Stunden lang auf einem Felsblock. In der Regel sind es nur einige wenige Stücke, die sich die höchsten Felsenklippen Cochins zum Aufenthalt gewählt, und nur der sogenannte „Ibex Hill",

südlich des Parambikolamtales, soll ein größeres Rudel beherbergen. Da mir an und für sich schon die Gebirgsjagd wegen meines früheren Lungenleidens sehr erschwert wird, so mußte ich die schwierigsten Kletterpartien vermeiden, und mich mit der Besteigung des weniger steilen Charppa-Berges begnügen.

Ganz außer Puste erreichte ich vor Sonnenuntergang den Gipfel und eräugte nach kurzer Zeit fast senkrecht unter mir auf 150 m Luftlinie einen guten Bock mit einer Geiß. Auf meine Schüsse spreizten sie die Läufe aus, und blieben wie angewurzelt stehen, da sie die Richtung, aus der die auf der Felsplatte auftreffenden Geschosse kamen, zunächst nicht zu wissen schienen. Erst das dritte Geschoß ließ sie abspringen. Ich hatte prächtig um den Sattelbock herum geschossen. Beim zweiten Male am nächsten Morgen standen Bock und Geiß unter lichtem Gebüsch im Schatten und nur schwer hoben sich ihre Umrisse von der braunen Felsumgebung ab. Als ich schließlich den Bock erkannt zu haben glaubte, gab ich ihm die Kugel. Aber mit List und Tücke entpuppte sich der Bock als Geiß, die verendend von der Felsplatte in die Tiefe stürzte, während der Sattelbock im nächsten Augenblick hinter einer Felswand verschwunden war. Ich versuchte in meiner Bösartigkeit, die Schuld dem neben mir haltenden Matthai aufzubürden. Aber es half nichts, die Geiß blieb Geiß trotz allen Schimpfens. Als sie von meinen Leuten nach einer Stunde gebracht wurde, legte sich mein Zorn ob der außergewöhnlich starken Trophäe, deren Maße ich als sehr gut bezeichnen kann. Mit $31^1/_2$ cm ($12^2/_8$ engl. Zoll) Länge und dem Umfang von $14^1/_2$ cm ($5^6/_8$ engl. Zoll) des prächtigen Gehörns konnte ich wohl zufrieden sein, da Lydekker die Rekordmaße einer Geiß mit 32 cm ($12^3/_8$ engl. Zoll) Länge und 14 cm ($5^1/_2$ engl. Zoll) Umfang angibt. Das Rekordgehörn des Sattelbockes zeigt $17^1/_2$ Zoll Länge bei $9^7/_8$ Zoll Umfang.

Einzigartig war die Aussicht von der Höhe von Charppa in das weite und schluchtenreiche Tal von Ardapilli, wo sich der Rajah unweit der Grenze von Travancore eine Sommerresidenz geschaffen. Hier im Revier der Tharziegen traf ich unerwartet in der Mittagsstunde auf einen einzelnen Gaurbullen, der uns bis auf wenige Schritte herankommen ließ, um dann flüchtig und ärgerlich schnorrend abzugehen. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß außer Gaurs auch Elefanten diese steilen Bergwände, deren Erklimmen mir große Schwierigkeiten bereitete, aufsuchen würden.

Losung und alte Fährten dieser Dickhäuter auf einsamen Bergwänden bewiesen mir, daß sie trotz einer gewissen Schwerfälligkeit gewandte Kletterer sind.

Nach 24 Stunden hatte meine Anwesenheit am Charppa-Berge die wenigen Tharziegen, die sich dort aufhielten, gründlich vergrämt. Um auf jeden Fall noch einen Sattelbock zu erlegen, beschloß ich, mein Glück nochmals auf den Ponty Mudy-Bergen selbst zu versuchen, deren südliche Abhänge von der Station Kavalai unschwer zu erreichen sind. Ich fand am Fuße dieser mächtigen Berggruppe unweit der Station in Lord Ampthills Bungalow zum ersten Male wieder Unterkunft unter festem Dach. Als ich auf der Rückkehr von Parambikolam im April 1907 spät abends dieses komfortable Jagdhaus aufsuchte, bot sich mir während eines heftigen Gewitters ein seltenes Naturschauspiel dar, das ich der sonst so übel beleumundeten Insektenwelt verdanke, und das mir stets unvergeßlich sein wird.

Es war der Anblick von Millionen von Feuerfliegen, die wir Glühwürmchen nennen. Diese winzigen Glühbirnen sind ja in den Tropen häufig und ich erinnere mich unter anderem mit Freuden der leuchtenden Glühwürmchenabende von Mysore, wo ein jeder Waldbaum gleich einem Christbaum erleuchtet schien! Hier in Cochin war ich an jenem Abend von der Feuerpracht rein überwältigt.

Eine Anzahl dieser kleinen geheimnisvollen Fliegen glühte so stark, daß der Wald heller erleuchtet schien als beim Vollmondlicht. Wohl das Interessante und ganz Außergewöhnliche war dabei, daß unter einer jeden Baumkrone für sich, wie abgeschlossen, hunderttausende zu gleicher Zeit während drei Sekunden aufleuchteten, um daraufhin wieder während fünf Sekunden ihren Leuchtapparat zu verschließen. Und so flammte es in regelmäßiger Folge, wie von einem Gesetz geleitet, abwechselnd in den verschiedenen Baumkronen auf, um gleich wieder zu verlöschen.

Alle die Tausende beherrschte ein Wille, und unwillkürlich wurde ich an Meister Rudyard Kiplings Dschungelgesetze erinnert. Wenn eine Baumkrone erlosch, blitzte es unter dem nächsten Blätterdach in feenhaftem Glanze wieder auf. Und so ging es fort, so daß um mich herum wohl an zehn Bäume im herrlichsten Feuerzauber erstrahlten, während ihre Nachbarbäume in geheimnisvolles Dunkel gehüllt waren. Die zwischen den einzelnen Urwaldriesen umherfliegenden Irrlichter schienen die-

sem bestimmten Gesetze nicht unterworfen zu sein. Sobald diese Einzel-Wanderer aber eine Baumkrone erreicht hatten, schlossen sie sich dem gemeinschaftlichen Handeln an, leuchteten auf und verdunkelten in regelmäßiger Folge ihre grünweißlich schimmernden Laternen. Diese einwandfreie Beobachtung verdient eine nicht zu unterschätzende Bedeutung wegen ihrer Gesetzmäßigkeit und Seltenheit. Einen ähnlichen Fall, aber nicht in der gleichen grandiosen Wirkung, berichtet Dr. Eugen Werner in seinem später erschienenen Werke[1]), den er in Friedrich-Wilhelmshafen eines Abends beobachtet hat: „Auf dem fein zerteilten Laube einer Albizzia saßen mehrere hundert Leuchtkäferchen. Nun funkeln zwar die Neuguinea-Leuchtkäfer nicht wesentlich heller, als unsere Johanniswürmchen. Sie sind aber trotzdem weit raffinierter, indem sie ihre Lampe periodisch aufleuchten und erlöschen lassen und dadurch natürlich viel auffallender werden als ein gleichmäßiges Lichtlein. Das merkwürdigste an der Sache aber ist der Umstand, daß all die Hunderte genau gleichzeitig aufglimmen, als folgten sie dem Taktstock eines Kapellmeisters. Es herrscht da also eine wunderbare „Seelenharmonie", die einstweilen unserer Erklärungsversuche spottet." Für den „alten Brehm" würden Beobachtungen dieser Art z. B. hochwillkommen gewesen sein. Heutzutage geht man scheinbar achtlos, neben vielem anderen Honig, den die Bienen in die Waben zu bringen versuchen, daran vorüber. Da höre ich die Kadirgötter, die in den Laubkronen der alten Urwaldriesen thronen, mir zuraunen: „Menschenkinder, was habt Ihr aus Brehm's Tierleben gemacht!" — Während dieses seltenen Naturschauspiels rollte fast unaufhörlich der Donner. Die Blitze verwandelten den Himmel von Zeit zu Zeit in eine feurige rotglühende Lohe. Wie das leuchtete und glühte, blitzte und funkelte! — Sind doch gerade die Gewitter an der Malabarküste wegen des lange dauernden Donners und der mannigfachen Farbenpracht der Blitze an und für sich schon ein erhabenes Naturschauspiel[2]). In das fern verhallende Donnern mischte sich das Sinfoniekonzert der Heimchen, Grillen und Heuschreckenarten, der Ordnung Orthoptera. Unter diesen zeichnen sich wiederum die Vertreter der Familien Locustidae und Acrididae

---

[1]) Kaiser-Wilhelms-Land. Von Dr. Eugen Werner, Freiburg 1911.

[2]) Manual of the Malabar District. By William Logan M. C. S. Madras 1906, Seite 32.

aus, welche durch Flügelreiben ein so scharfes und schneidendes Geräusch hervorbrachten, daß mir die Ohren davon schmerzten. Die Männchen bringen das Geräusch hervor, um ihre Weibchen anzulocken. Die Kadirs behaupten von diesen Insektensängern, daß sie nach Wasser schreien. Darin liegt viel Wahrheit. Gerade vor dem Monsumregen wird ein großer Teil der Tierwelt im Dschungel lauter wie sonst im Jahre. Wir machen in Europa, wenn auch nicht so ausgeprägt, dieselbe Beobachtung; ich will nur an den Regenpfeifer erinnern. Was mag nur die Tiere bestimmen, vor dem Regen besonders laut zu werden? — Wohl der zu dieser Zeit eintretende Fortpflanzungstrieb? —

Gleich am folgenden Morgen nach meiner Ankunft in Kavalai, lange vor Tagesanbruch, begann ich den Aufstieg zu der nächstliegenden Alm des Ponty Mudy, auf der einige Tage vorher eine Herde Gaurs beobachtet worden war. Meine Mühe sollte nicht umsonst sein. Diana schenkte mir zu Weihnachten ihre Gunst, und erfreute mich mit einem prächtigen Christkindchen. Aber so einfach ließ das launische Weib mir die Beute nicht. —

Nach und nach verblassen die Sterne, als ich gerade den Rand des schützenden Waldes erreiche, durch welchen rauschend der Frühwind fährt. Aus dem Tale herauf tönt einsam der Ruf der Nachtschwalbe. Auf der Matte vor mir hebt sich einzelnes verwittertes Felsgestein scharf von dem Rotgelb des beginnenden Morgens ab. Noch weitere hundert Schritte geht es über eine kleine Kuppe und vor mir äst in beschaulicher Ruhe eine Herde Gaurs auf einer weiten grüngelben Grasflur, die durch einen tiefen Grund von meinem Beobachtungsplatz getrennt wird. Wohl ist es noch annähernd ein Kilometer, der mich von den schwarzen Gesellen trennt. Aber ich kann schon einzelne Kühe, Kälber und Herdbullen unterscheiden. — Und jetzt, als die rote Scheibe der Sonne zwischen dem Gewölkstreifen am östlichen Himmel auftaucht, erkenne ich im rosigen Frühlicht weit seitwärts und hinter der Herde einen einzelnen Bullen. Das Zeißglas zeigt mir bald, nachdem es heller geworden, das weitausgelegte Gehörn. Da ist er — der Einsiedler! Er will nichts von den lieben Verwandten wissen, haßt die Nähe der Kühe, das Geblök der Kälber, auf seine eigene Stärke bauend. Nun dorthin, ohne die Herde vorzeitig zu vergrämen! —

Zunächst einen großen Umweg, herunter in den Grund und in das vor dem Eräugtwerden schützende Dschungel. Endlos kommt

mir die Viertelstunde über Stock und Stein durch Lianengewirr und stechendes Dornengebüsch vor. Sein Standort, dem Walde schon so nahe, verdoppelt meine Anstrengungen. Wird der Bulle aushalten? —

Nun noch marsch marsch über einen kleinen Hang, und ich sinke pustend und erschöpft hinter einen verwitterten Felsenrain. Langsam äuge ich über den Steinrand. Ja — er steht noch, aber schon dicht am immergrünen Forst. — Und noch so weit! —

Vor mir 400 m weit dehnt sich die ebene Matte, ohne weitere Deckung. Darüber geht's nicht weiter. Rechts von mir hinter der kleinen Anhöhe, muß die Gaurherde sich befinden. In dieser Richtung ist ein Weiterbirschen auch unmöglich. Links unter dem Hang entlang da würde es schon gehen. Aber der Wind macht da den Strich durch die Rechnung. Soll ich ihn ziehen lassen — unbeschossen? — Ich schwanke.

Ja, daheim beim roten Bock würde ich in diesem Falle wieder nach Hause wandern. Aber hier den Einsiedler. Wann siehst du ihn wieder? — Sicherlich niemals. Ich visiere durch mein Goerz Certar und nehme ihn ins Fadenkreuz. Wie klein ist diese sonst so große schwarze Wand darin! —

Mein Puls ist mit der Zeit ruhiger, das Keuchen der Lunge hat aufgehört. Jetzt wagst du's! — Den Drilling lang aufgelegt, wird das Fadenkreuz auf die bewußte Stelle hinter dem klein scheinenden Blatt des Bullen gebracht. — Ganz leise berührt der Finger den Stecher. —

Der kurze scharfe Knall verfliegt ohne Echo im Winde. Nun schnell den Zeiß an die Augen. — Ja, habe ich denn gefehlt? — Da steht der alte Herr mit tiefgesenktem Haupte, wie beim Äsen. Aber er äst nicht mehr, er rührt keine Muskel. Da raunt mir Matthai zu, was ich schon selbst denke: „Er hat das Geschoß.“ Stumpf steht der Recke da und hält sich aufrecht vor dem Zusammenbrechen. Nun nochmals ruhig gezielt und den Finger gekrümmt. Jetzt kommt Leben in den Burschen. Langsam macht er eine Wendung und zieht zu Holze. Ein paar Sekunden später und der Wald hat ihn schützend aufgenommen. Den haben wir! — Aber wann? Erst Ruhe und Zeit lassen. —

Ich birsche dann rechts über die Höhe, wo die Herde stehen muß. Es knirscht der Sand und Steinchen poltern laut den Hang herab. Noch einige Schritt rutschend auf den Knien bis zum Gipfel. Da steht die Herde in einer Front auf 30 Schritte vor mir aufgebaut und eräugt mich gleichzeitig. — Sie müssen meine

Schüsse gehört haben, dennoch haben sie dieselben nicht übel genommen. Ist doch hier auf dem Ponty Mudy seit vielen Jahren wohl kein Schuß gefallen. — Aber nur einen Augenblick. Plötzlich macht sie schnaufend kehrt und die Flanken mit dem Schweife schlagend, sind die zehn Gaurs bald in wilder Flucht die vom Sonnenbrand ausgedörrte gelbe Matte herunter im angrenzenden Walde verschwunden. Ein guter Herdbulle war darunter. — Aber was bedeutete sein Gehörn gegenüber dem gewaltigen Kopfschmuck meines Einsiedlers! —

Ich sage „mein", ich habe ihn noch gar nicht. Der schwierigste Teil kommt noch — die Nachsuche! — Nun zum Anschuß! Wo der Bulle mit gesenktem Haupte gestanden, etwas Schweiß, der während des Einziehens häufiger wird. Ich gehe ihm aber noch nicht nach, sondern sende Kadirs zum Lager, um mir den Präparator Kalu sowie die schwere Kal. 577 holen zu lassen. Bis 2 Uhr nachmittags warte ich auf das Frühstück. Dann erst wird die Nachsuche begonnen.

Schritt für Schritt, denn das Fährten ist nicht leicht auf dem harten Boden, und das Gebüsch ist sehr dicht. Bergauf ist er nicht gezogen — ein gutes Zeichen. Hier liegt ein Stein aus seinem Lager gebrochen, starke Schweißspritzer dabei. Er ist also gestolpert. Das tut so nur ein Schwerkranker. Noch 100 Schritte weiter.

Da plötzlich kaum 20 Schritte unterhalb vor mir Brechen der Zweige. Ich knie hin und mache mich fertig. Er hat uns gewittert, schnaufend nimmt er einen armdicken Baum vor und schüttelt die Krone, wie ein hessischer Lausbub daheim die Zwetschenbäumle. Jetzt sehe ich ihn. Mit aufgeblasenem Windfang versucht er die Ruhestörer zu finden, um sich auf sie zu werfen. Dabei zeigt er mir den Halsansatz. — Noch ein Augenblick, und im Knall von 7 g Blättchenpulver überschlägt er sich den Hang herunter, um mit den Läufen schlagend, liegen zu blieben. Nochmals versucht er, hoch zu kommen, aber umsonst. — Donnerwetter — was trägt der bejahrte Herr für eine gewaltige Waffe! Weit ist sie ausgelegt, flach mit scharf nach innen eingewinkelten und zerfaserten Spitzen! — Also ein Fechter, der den Kampf nicht scheut. Viele Risse und Narben sind in der fast schwarzen Decke. Bei einer Auslage von 91 cm (35¾ engl. Zoll), einem Umfang von 48½ cm (19 engl. Zoll), nehme ich gern meinen Hut ab. Matthai kommt mir zuvor und steckt mir von selbst — so gut deutsch waidmännisch hatte ich ihn schon erzogen — einen Bruch auf

meinen Tropenhut. — Alter braver Kämpfer! Er hatte noch versucht, sein Leben teuer zu verkaufen, aber es gelang ihm nicht. — Um den Recken auf die Platte zu bringen, müssen erst die Kadirmesser Luft und Licht schaffen und Baum und Strauch fallen zu Dutzenden. Matthai und Hussein müssen es besorgen, da die Kadirs nicht an den Gefallenen herangehen, sondern scheu im Hintergrund verbleiben. Um 3 Uhr nachmittags birschte ich weiter, um vielleicht auf einer anderen Kuppe des Ponty Mudy noch einen Sattelbock zu fassen. Aber es sollte nicht sein, und müde langte ich nach Sonnenuntergang in Kavalai wieder an. — Der letzte Abend im Dschungel! Am folgenden Mittag sollte der mir vom Rajah gütigst entgegen gesandte Salonwagen des Bähnchens mich wieder in die Ebene bringen.

Da galt es noch Weihnachten feiern. Um 4 Uhr nachmittags waren Mulcers aufgebrochen, um die Trophäen zu bergen. Lahori strengte sich an, aus einem Stück mitgebrachten Gaurwildbrets ein Filet sauté zuzubereiten. Die Weinkiste lieferte das letzte Fläschlein australischen Burgunders. Als Nachspeise die letzten Baseler Leckerli von Dr. Stokes. Was für Genüsse! — Grethel zog lange Fäden! Der weiße Erpel lief schnatternd um den Tisch und die Schildkröte sog bedächtig frischen Pumpenheimer aus der ihr vorstehenden Schüssel! — Die Kadirs und die übrigen Mulcers sind in Feststimmung, da ihnen am nächsten Morgen der Rest ihres Geldes ausbezahlt werden soll. Sie hoffen auf ein Extrabackschisch, wenn sie sich noch recht manierlich auf ihre naive Dschungelweise benehmen.

Da um 8 Uhr abends flammt unerwartet über uns die Höhe des Ponty Mudy, wo ich morgens den Gaur angeschossen, im hellen Feuerschein auf. Die Mulcers hatten das dürre Gras vor dem Rückmarsch in Brand gesetzt, mächtig schossen hohe Feuergarben zum klaren Abendhimmel. Ein prächtiges Bild dieses Höhenfeuer, das weit über die Cochinlande auf das Meer seinen hellen Schein verbreitete. Für mich bedeutete es den Weihnachtsbaum und ein Sonnenwendfeuer zugleich, den Abschluß einer eigenartigen Periode herrlichen Dschungellebens! — Und während ich nun im bequemen Lehnstuhl mir eine „Mundus vult decipi“ — der Mund will betrogen werden, heißt es ja wohl — anstecke, kommen singend mit Fackeln die Mulcers mit meiner Trophäe den Hang heruntergezogen.

Und wieder schweifen meine Gedanken in die Heimat. Ja, erinnert mich der Anblick der wabernden Lohe hoch oben am

Berggipfel und der mit Fackeln in Reihen heruntersteigenden Mulcers nicht an ein ähnliches Bild, wenn das Johannisfeuer auf dem Bismarckturm emporloderte und die lange Reihe der Studenten am Berghang mit Fackeln zu Tale zog? —

Dort erneuerte alljährlich die akademische Jugend das Gelöbnis am Sonnenwendtage zum Kampfe gegen die Mächte der Finsternis und der Zersetzung! — Dort hörte man unser einziges „Deutschland, Deutschland über alles" und hier tanzen die Kadirs bei dem Klang ihrer primitiven aber melodischen Musikinstrumente — meist nur Pfeifen und Tamtams — ihren Abschiedstanz um das Lagerfeuer, und zwar den „Sambar und der Tiger". Das ist ihr Lieblingstanz! — Der Sambar wird vom Tiger angebirscht und verfolgt dargestellt, bis zum Schluß der Tiger auf seine Beute stürzt. Was für eine verschiedene Welt auf demselben Planeten! —

Einzig dieses Völkchen in seinen kindlichen Darstellungen; alle möglichen Ereignisse, die sie dem Dschungel abgelauscht, bringen sie in ihrer naiven Denkungsart zum Vortrag, setzen sie in ihre Kunstbegriffe um. Ein Spiegel ihres eigenen Seelenlebens. Da reden noch unsere Pharisäer daheim von dem Greuel animistischer Heiden. Von mangelnder Nächstenliebe, von Verrohung, wo jegliche Elternliebe und wahre Kindesliebe fehlen soll. Sie selbst kennen ja diese halbwilden Völkerschaften nicht, aber sie plappern wie die Heiden. In der animistischen Religion sollen die Wurzeln schamloser Selbstsucht liegen. Es liegen die Wurzeln jeder Religion darin. Wie sie sich im Laufe der Zeit ausgestaltet, ist eine andere Frage. Mit welchem Mangel von Nächstenliebe, mit der sie sich selbst nur gar oft brüsten, brechen sie den Stab über ihnen gänzlich unbekannte Sitten und Gebräuche! Bewahren wir diese Naturmenschen vor dem vergiftenden Einfluß solcher Pharisäer. Wenn man doch nur die vorzüglichen Eigenschaften dieser Dschungelvölker beim Beurteilen ihrer Schwächen heranziehen wollte! — Untugenden und Schwächen sind menschlich. Aber nein. Man hört in der Regel nur immer von den Fehlern dieser sogenannten Heiden. Sogar die Sprache der Bibel wird herangezogen, in der die Heiden als ἔθνη völkerweise zusammengefaßt werden. Darin liegt eine unerhörte Unduldsamkeit und Grausamkeit, denn die wirklichen Gesinnungsheiden findet man in der Orthodoxie einer jeden Religion. Animismus hat mit Verrohung nichts zu schaffen, trotz aller Menschenopfer und des Kannibalismus vieler wilder Völker Solche Grausamkeiten und menschliche Untugenden

gründen sich auf Ursachen, deren Erklärung zu versuchen, mich hier zu weit führen würde. —

Als gewisse Entschuldigung für die Pharisäer will ich aber anführen, daß im Buche Hiob (XXX, 1, 3—8) schon die Höhlenbewohner verdammt werden und damit die Heidenverachtung in folgenden Worten gepredigt wird:

„Nun aber lachen meiner, deren Väter ich zu gering geachtet hätte unter meine Schafhunde zu stellen, die vor Hunger und Not einsam flohen in Dürre und Finsternis, in Wüsten und Einöden. Die da Nesseln ausrauften um die Büsche, und Wacholderwurzeln um sich zu wärmen. Verbannt waren sie aus der Menschen Mitte, und man schrie hinter ihnen her wie hinter einem Diebe.

In den Höhlen der Stromufer wohneten sie, in den Löchern der Erde und Steinritzen.

Zwischen den Büschen lärmten sie, und unter Disteln sammelten sie sich.

Gemeine, namenlose Leute, erniedrigt bis in den Abgrund der Schmach."

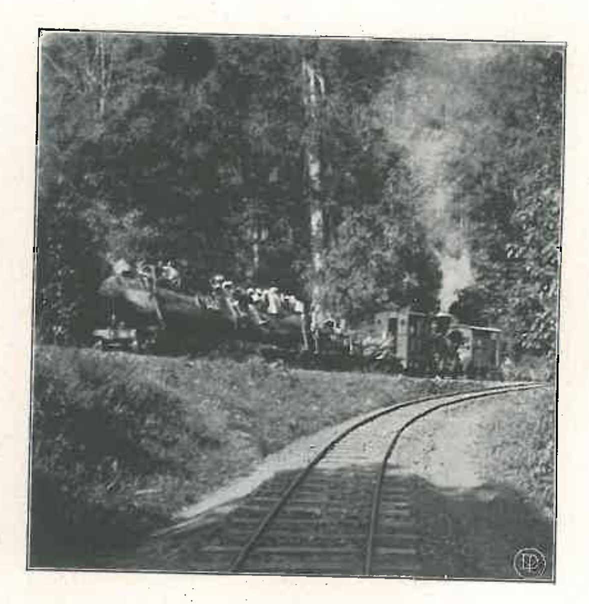
Damit wurde schon über alle niederen Wilden — Höhlenbewohner und andere — der Stab gebrochen. Selbst Graf Gobineau[1]), dieser hervorragende Kopf, kann sich, auf die Bibel fußend, nicht von diesem Vorurteil befreien. — „Wo bleibt da christliche Nächstenliebe?" —

So verlief meine Weihnachtsfeier unter diesen Wilden in einer durchaus harmonischen Feststimmung. Die Erinnerung daran ist leider durch einen Unfall getrübt worden, der sich in den ersten Morgenstunden des folgenden Tages ereignete. Die Trophäe des Gaurs wurde wie gewöhnlich in meiner Badewanne abgekocht, unter der das Feuer die ganze Nacht unterhalten werden mußte. Um dasselbe herum lagerten sternförmig mit den Füßen zum Feuer gewandt einige Mulcers in ihrem gesunden Naturschlaf. Plötzlich wurde ich durch lautes Wehgeschrei und Angstrufe geweckt. Im Glauben, irgendeine Bestie habe einen meiner Leute ergriffen, springe ich vom Lager, und eile mit der Doppelbüchse in Pyjamas zum Feuerplatz. Da sah ich mir den Schrecken an. Die Badewanne hatte verkohlten Holzklötzen nachgegeben und durch das überfließende kochende Wasser waren zwei Mulcers schwer verbrüht. Unter Anwendung von reichlichem Ghi und

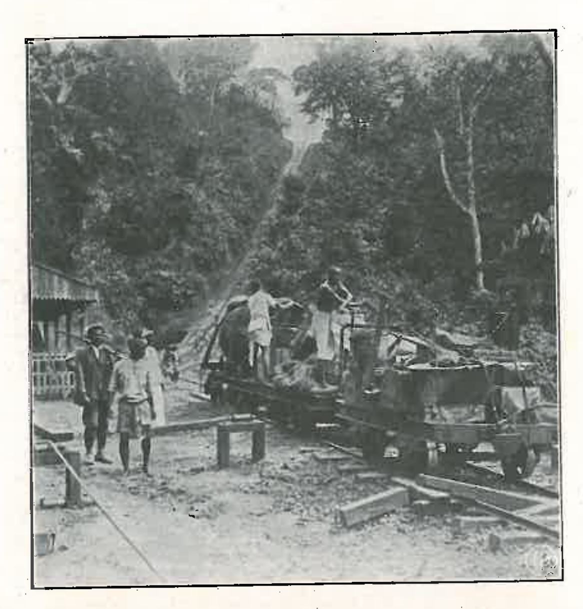
[1]) Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Vom Grafen Gobineau. II. Stuttgart 1907. S. 96.



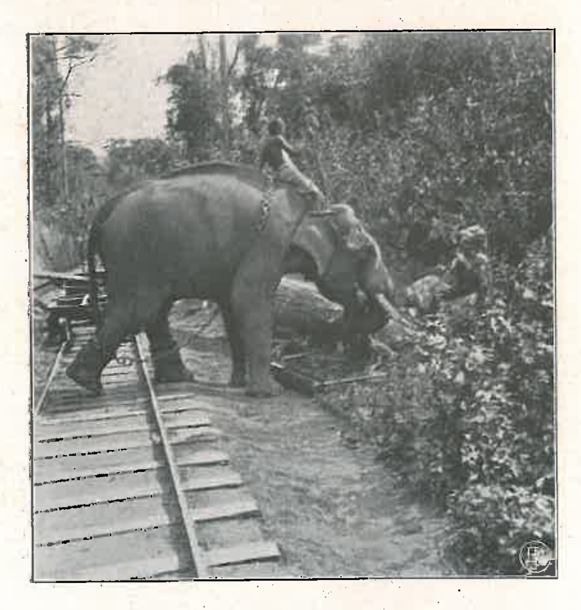
Die Abfuhr von Rosenholzstämmen (Dalbergia latifolia).



Eine Kehre der Waldbahn.



Die Drahtseilbahn im Cochin-Urwald, erbaut von der deutschen Firma Orenstein u. Kappel.



Elefant einen Baumstamm erfassend.



Angelnde Kadirs.



Mein Vatakuzi-Gaur.



Der in einer Grube gefangene Elefant schlägt mit dem Rüssel nach meinem Diener Tuan.



Mit Baumstämmen und Zweigen bedeckte Elefantengrube, in welcher sich ein Elefant gefangen hat.



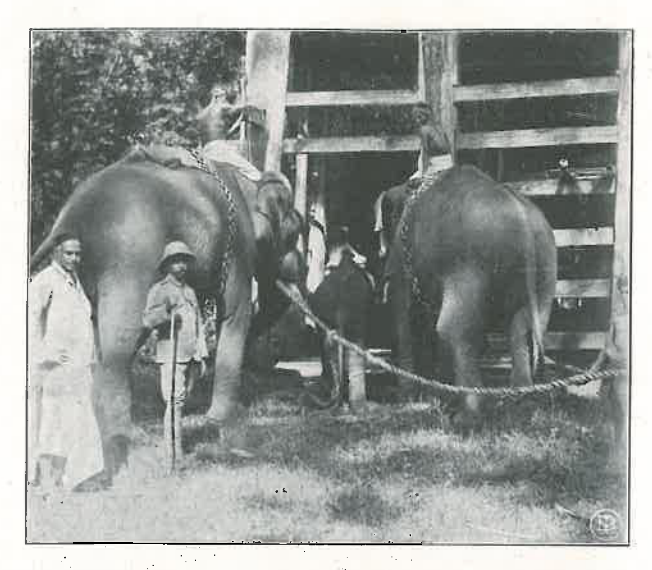
Der gefangene Elefant in der Grube.



Der gefangene Elefant beim Verlassen der Grube.



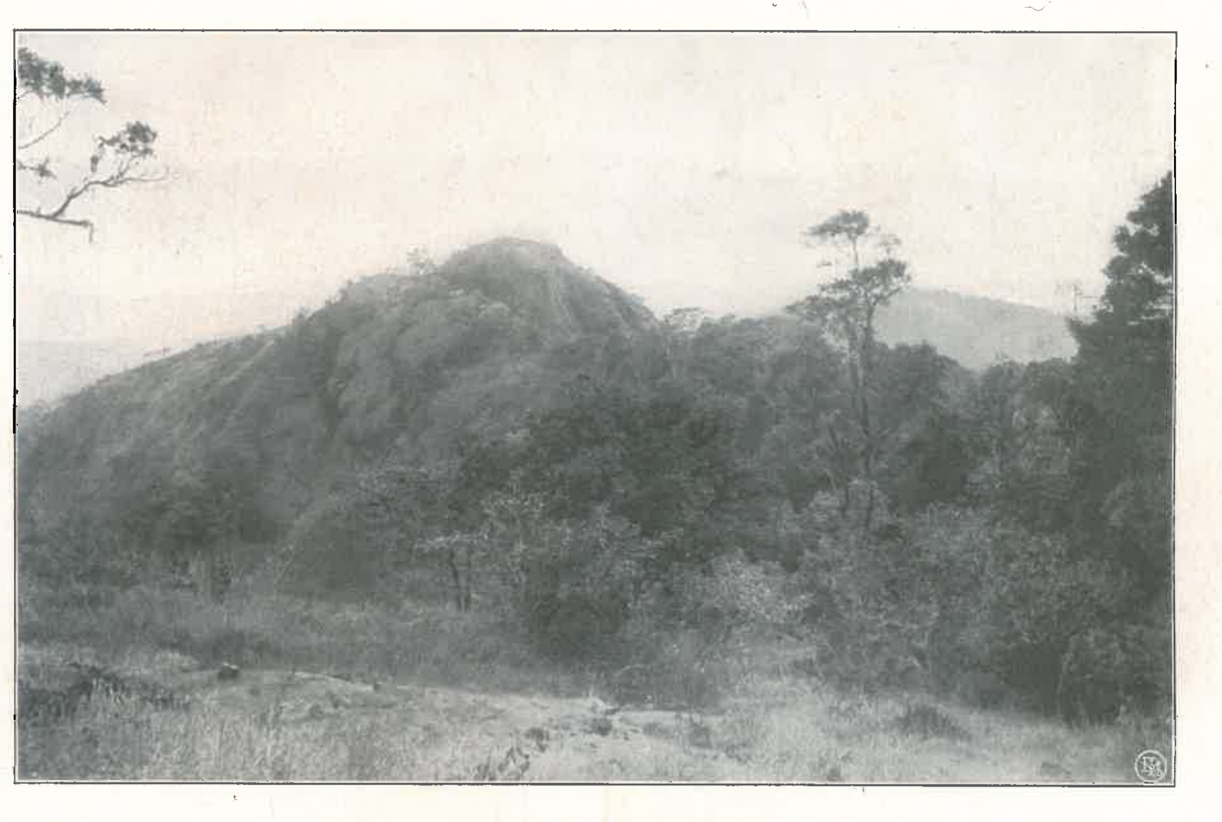
Abführung des kleinen Gefangenen durch seine zahmen Vettern.



Einbringen des jungen wilden Elefanten in einen Verschlag, worin er zunächst gezähmt wird.



Der Verschlag wird geschlossen.



Im Revier der Tharziegen (Hemitragus hylocrius) in Charppa.



Blick von Charppa aus nach Süden.



Mein erlegter Gaur vom Ponty-Mudy Hill.



Lord Ampthill's Bungalow in Kavalai.



Am Ponty-Mudy Hill, wo ich meinen Weihnachtsgaur erlegte.





Kadirtanz: „Der Tiger und der Sambar“.



Der größte von mir gemessene Elefant (10 1/2 Fuß Schulterhöhe) vor dem Bungalow von Mr. G. E. Browning (Trichur.)



Meine Strecke von Cochin.



Das stärkste Gaurgehörn im Besitz von Mr. G. E. Browning.
(Der Bulle wurde von einer Schlange getötet.)



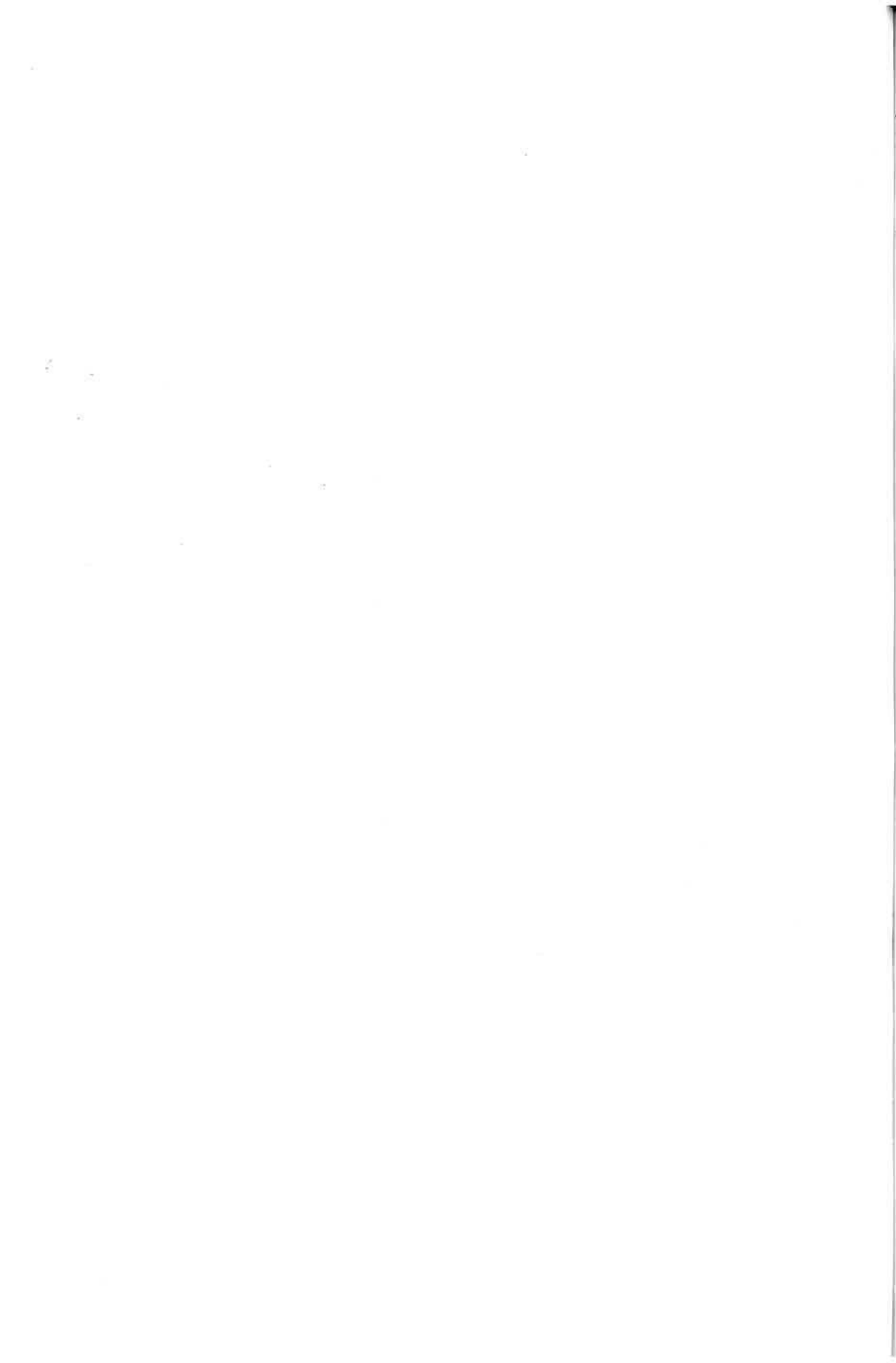
Teufelstänzer in Trichur.

Kokosöl wurden den Bedauernswerten ihre Brandwunden gekühlt, aber an Schlaf war wegen des fortwährenden Schmerzensgeschreis der armen Leute nicht mehr zu denken. Ich nahm sie, wie alle Mulcers, anderen Tages mit nach Trichur, wo die Kranken nach einigen Wochen gesund aus dem Hospital entlassen werden konnten. So hatte ich wenigstens die Freude, daß keiner meiner Leute während der Expedition gestorben ist. Am ersten Weihnachtsfeiertag erreichte ich Trichur, wo ich in dem gastlichen Bungalow Brownings, die selbst gerade fern von Trichur das Weihnachtsfest im Dschungel feierten, wieder liebenswürdige Aufnahme fand. Grethel beschenkte mich gleich nach meiner Ankunft mit jungen Bastarden als Weihnachtsgabe, welche mit Ausnahme eines Rüden in Trichur verbleiben sollten.

Zum Jahreswechsel schaltete und waltete ich allein unter dem gastlichen Dach meiner Freunde, die ich noch am Silvesterabend freudigst und dankbar begrüßen konnte. Zur Feier ihrer Rückkehr brannte Tuan ein großes Brillantfeuerwerk im Garten des Bungalows ab, das er selbst angefertigt hatte. Die Geschicklichkeit einzelner Eingeborenen, mit wenigen Kosten tadellos funktionierende Feuerwerkskörper anzufertigen, ist ganz erstaunlich. Diese vollendeten Feuerregen und andere Kunstwerke, worunter ein Rogueelefant inmitten einer Herde Gaurs bildlich dargestellt wurde, könnten sich wohl mit den besten Erzeugnissen unserer Pyrotechniker messen.

Die freundliche Einladung des Dewan, in der Residentur bei Cochin einige Tage zu verbringen, lehnte ich dankend ab, da die Verpackung meiner Trophäen und der Ausrüstungsgegenstände meine Zeit voll in Anspruch nahm.

Nachdem ich mich von Sr. Hoheit, dem Rajah, welcher sich in seinem Schlosse Trippunittura bei Ernakulam befand, dankend verabschiedet hatte, brachten mich am Neujahrstag 1909 Mr. Browning und einige hochgestellte Eingeborene an die Bahn. Mit meinem Aufenthalt in Cochin hatte ich alle Ursache, zufrieden zu sein. Ich hatte viel erreicht, wie noch kein Gast Sr. Hoheit zuvor, und so ist es natürlich, daß ich nur ungern dem schönen Lande Cochin Lebewohl sagte. Mein Aufenthalt dort ist wieder ein weiteres kostbares Glied in der goldenen Kette echt indischer Gastfreundschaft, die mir so reich zuteil geworden. Möge stets ein gütiger Stern die glückliche und gesunde Entwicklung Cochins in Zukunft leiten! —



VI.

Nord-Kanara



Nord-Kanara ist eine der wenigen indischen Provinzen, durch welche bisher noch keine Schienenwege führen, und gerade diese köstliche Abgeschlossenheit ließ in mir schon lange den Wunsch aufkommen, das von alten Hindusagen umwobene und an herrlichen Landschaftsbildern so reich bedachte Land persönlich kennen zu lernen, zumal auch seine weiten Forsten einen bedeutenden Wildreichtum bergen sollten. Nord-Kanara wird auch Bombay-Kanara genannt, um es von Süd- oder Madras-Kanara zu unterscheiden. Erst im Jahre 1862 wurden die beiden Provinzen geteilt.

Diese Teilung eines Landes und eines Volkes unter zwei verschiedene Verwaltungsbezirke wurde damals von den friedlichen Eingeborenen trotz ihrer einschneidenden wirtschaftlichen Bedeutung ohne jede Erregung aufgenommen und hat nicht die wüste Agitation, wie die Trennung Bengalens in zwei Provinzen, gezeitigt, die man, durch künstliche Mache unzufriedener bengalischer Babus entfacht, später beobachten konnte. Südlich der kleinen, aber ehemals geschichtlich bedeutsamen portugiesischen Besitzung Goa an der Küste des Arabischen Meeres gelegen, wird Nord-Kanara von dem allgemeinen Strom der Indienwanderer kaum berührt. Eigentlich sehr zu Unrecht, denn Sehenswürdigkeiten bietet Kanara dem flüchtigen Besucher in Hülle und Fülle. Ich selbst bedauere diesen Umstand nicht, da für mich ein Land gewissermaßen eines jungfräulichen Schleiers beraubt wird, wenn sich der Strom der Reisenden über dasselbe ergießt, komfortable Hotels dort wie Pilze aus der Erde wachsen und in fetter Reklame die Vorzüge und Wunder des Landes gepriesen werden. Ich hoffe, daß dieser Zeitpunkt für Kanara noch in grauer Ferne liegt, und vorläufig nur Eingeweihte seine Reize kennen lernen.

Nord-Kanara ist nur an seiner Nord- und Nordostgrenze von Marmagoa oder Belgaum mit der Eisenbahn zu erreichen. Da die Küstendampfer nur außerhalb der Monsumzeit verkehren können, so ist es gar nicht so einfach, zu jeder Jahreszeit von Calicut, dem

Ausgangspunkt meiner Fahrt, dorthin zu gelangen, zumal die Westküste Indiens sehr wenige Häfen aufweist und die Dampfer meist weit auf der Reede im Meere ankern müssen. Ja, während der Sommermonate hört der Verkehr durch Küstendampfer, bedingt durch die heftigen Stürme des Südwestmonsums, überhaupt auf. Vom September bis Mai verbinden Dampfer der Shepheard-Linie die Küstenorte, und auf einem solchen von Eingeborenen bemannten und geführten Fracht- und Salonfahrzeug schiffte ich mich in Mangalore Anfang Januar 1908 für zwei Tage ein.

Diese Dampfer zeichnen sich dadurch aus, daß sie keine Einrichtung für die Verpflegung, auch nicht für die Passagiere erster Klasse, mit sich führen. Nur wenige europäische Reisende benutzen diesen Küstenweg. Dieser Umstand kam mir gerade zustatten und das ganze Sonnendeck stand zu meiner Verfügung. Hier wurde meine Zelteinrichtung, Bett, Tisch und Stühle aufgestellt, Lahori kochte und britzelte nach allen Regeln der Kochkunst, und ich fühlte mich bald so behaglich untergebracht, daß ich nicht mit der engen Kabine eines modernen Luxusdampfers hätte tauschen mögen.

Das Arabische Meer gleicht in einem großen Teil des Jahres einem Riesenteich, und das häufige Halten auf der Reede der vielen Küstenorte bringt durch das bunte Volksgewimmel, das von und an Bord in flinken Segelbooten und schwerfälligen Leichtern gebracht wird, stets eine abwechselungsreiche Unterhaltung. Nur das infame Quietschen der Dampfkranen und das Rasseln der schweren Ankerketten beleidigte das Ohr und störte ein wenig die Harmonie. Um so köstlicher aber wiederum weidete sich das Auge an der einzigartigen Küstenlandschaft mit den hohen Bergen, den Ghats im Hintergrund, die besonders bei Sonnenuntergang in allen Tinten vom Ockergelb bis in das Blaue und Tiefviolette spielten.

Mein einziger Reisegenosse war ein alter Jesuitenpater, welcher die andere Hälfte des Sonnendecks für sich einnahm. Obwohl von Geburt ein Deutscher, radebrechte er nur noch unvollkommen seine Muttersprache, eine Schwäche, die man seiner Internationalität zugute halten mußte. Im übrigen war er ein prächtiger und gebildeter Greis, der ohne wissenschaftliche medizinische Vorkenntnisse ein Hospital an einem Orte der Malabar-Küste leitete. Man sagte mir später, daß er Pest, Cholera und die dicksten Krebstumoren mit seinen Geheimmitteln unfehlbar „heilen täte“. Da ich selbst gelegentlich mit wohl noch geringeren medizinischen Vorkenntnissen leichte Fälle nach Kurpfuscherart behandeln mußte,

so zeigte ich ihm gegenüber eine unbegrenzte Hochachtung. Ob er nun die Augendiagnose bevorzugte, ob er auf abgeschnittene Nackenhaare, getrocknete Hühneraugen hin seine Sprüchlein stellte, oder sogar seine geduldigen Patienten mit Lehm, Kuhdünger und anderen Packungen traktierte, habe ich nicht ergründen können. Jedenfalls ähnelte seine Methode dem bei uns heutzutage so gangbaren und beliebten Klimbim für Leute, die nicht alle werden; seinem suggestiven Einfluß und der zu diesem Berufe besonders notwendigen Menschenkenntnis waren wohl die vielen guten Heilwirkungen, von denen seine Gläubigen sprachen, zu verdanken.

Im übrigen konnte man sich auf dem Hauptdeck nur mit Mühe durch die Massen der Eingeborenen seinen Weg bahnen. Das Reiseziel einer großen Anzahl war Honavar, von wo aus die berühmten Gersappa-Wasserfälle an der Grenze von Mysore nach einer Fahrt von ca. 60 km erreicht werden können. Abgesehen von dem Niagara-Fall sind die Wasserfälle z. B. des Zambesi oder Kongo dem Publikum mehr bekannt, als die mächtigen und einzigartigen Nord-Kanaras, die in verschiedentlicher Beziehung zu den großartigsten Naturschauspielen der Welt gehören. Nur kurz ist der Weg, den die vier großen Ströme Nord-Kanaras von ihrem Quellgebiet, der Ostseite der Ghats, durch die Sahyadri-Berge bis zu ihrer Mündung zurücklegen. Um so imposanter und großartiger ist ihr jäher Absturz zum Meere. So bildet der Shiravati die großen Gersappa-Fälle, in denen sich die Wasser, in weißen Gischt verwandelt, aus einer Höhe von 830 Fuß zu Tale stürzen, während der Niagara-Fall nur eine Höhe von 164 Fuß aufweist. Allerdings wälzt der Shiravati an den Gersappa-Fällen selbst zur Zeit des höchsten Wasserstandes im August nur ca. 1200 Tonnen in der Sekunde über das Chaos von mächtigen Granitblöcken, während ersterer eine zehnmal größere Wassermenge in derselben Zeit zu Tale führt. Die Gersappa-Fälle sollen einen wunderbaren Anblick gewähren. Der Maharajah von Mysore besitzt dort ein eigenes Bungalow, während ein anderes Rasthaus Europäer aufnimmt. Nächst diesen Fällen sind die Lushington-Fälle des Tadri, die Magod-Fälle des Gangavadi und die Yellapur-Fälle des Kalinadi-Flusses die bedeutendsten. Diese letzteren hoffte ich während meiner Wanderungen in der Provinz besuchen zu können. Sie erreichen aber alle nicht die Mächtigkeit und die Bedeutung des Gersappa. —

Welch ein Segen mag doch noch für die Zukunft in der Nutzbarmachung dieser Wasserkräfte liegen, wenn erst Kanara mit der Zeit für elektrische Kraftanlagen reif geworden sein wird! Hier eröffnet sich noch für die Industrie eine gewaltige Perspektive, zumal Nord-Kanara nicht arm an Eisen ist. Auch die Lateritgesteine, welche in einer gewissen Breite an der ganzen Malabarküste reichlich vorkommen und vornehmlich hier zu Bauzwecken benutzt werden, mögen vielleicht durch Wasserkraftanlagen für spätere Generationen noch in anderer Beziehung nutzbar gemacht werden. Von den vier herrlichen Naturwundern konnte ich leider keins besuchen. Allein schon der Besuch des Gersappa hätte mich mindestens eine Woche aufgehalten. Ein Ziel hatte ich, neben dem mußte das Aufsuchen besonderer Sehenswürdigkeiten zurückstehen.

Schon einer der nächsten Stationen der Küste hätte ich zur Besichtigung des großen Wallfahrtsortes von Gokarn eine weitere Woche widmen können. Derselbe liegt 18 km nördlich von Kumta. Mehr als hundert Pilger verließen dort den Dampfer. Nord-Kanara ist reicher an Wallfahrtsorten und heiligen Schreinen der Hindugottheiten, als irgendeine andere Provinz Indiens. Die indische Mythologie verdankt diesem götterreichen Lande unendlich viele Sagen und Legenden, von denen uns zahlreiche Sanskritbücher berichten. Gokarn ist neben einer Anzahl von kleinen Tempeln besonders durch den Mahabaleshwar-Tempel, viele Lingams, heilige Schreine und Teiche berühmt und nimmt dieselbe Stellung unter den großen Wallfahrtsorten Indiens ein, wie etwa Benares, Gaya, Puskar in Rajputana, Nasik-Trimbak, Somnath in Kathiawar, die mehr oder weniger im Rufe stehen, den Besuch einzelner höherer Götter oder selbst den der Trimurti empfangen zu haben. Heilige Erscheinungen haben dort ebenso „Umgang", wie sie inmitten unserer Kultur selbst noch im zwanzigsten Jahrhundert zu verzeichnen sind. Den vielen Wallfahrtsorten entsprechend ist die Bevölkerung von Nord-Kanara streng orthodox, eine Hauptstütze des Brahmanismus.

Der letzte Hafen vor Marmagoa, mein Ziel Karwar, kann schon als Landschaftsbild für eine kleine Entschädigung der unbesuchten Sehenswürdigkeiten gelten. Grüne bewaldete Höhen und Hügel umkränzen das blaue Hafenbecken. In seiner entzückenden Lage erinnert es mich an Inlandseen, wie man sie nicht herrlicher in Japan zu finden weiß. Um meiner Spionagewut Genüge zu leisten,

muß ich berichten, daß der Hafen trotz seiner Größe nur einer kleinen Anzahl von Schiffen Unterkunft gewähren soll. Auch muß ich noch verraten, daß zwei mörderisch dräuende Geschütze aus der Diluvialzeit oder aus der wohl etwas späteren Portugiesenherrschaft grimmig neben der Signalstation Wache halten.

Erst mein verehrter Freund Ralph Pearson, damals wohlbestallter Oberförster im nordöstlichen Hinterlande von Kanara, jetzt Leiter der Forstschule in Dehra Dun, konnte das Mißtrauen des Polizeioffiziers von Karwar über meine verdächtige Einwanderung zerstreuen. Pearson ließ mich in bekannter anglo-indischer Gastlichkeit von Bord abholen. Bald genoß ich von seinem Bungalow, welches sich auf einer kleinen waldumgebenen Anhöhe erhob, das in silbernem Mondenlicht gebadete, malerische Hafenbild von Karwar.

Pearson hatte in liebenswürdiger Weise alle Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen, und da meine Ausrüstung ebenfalls beendet war, konnten wir schon nach 2 Tagen Karwar verlassen. Unser nächstes Ziel war Kadra, ein kleiner, malerisch gelegener Flecken inmitten herrlicher Waldungen dicht am Kalinadi-Flusse.

Die 35 km lange Strecke legten wir in zwei großen Booten auf dem Kalinadi in der kurzen Zeit von 3½ Stunden zurück. Diese Leistung ist nur möglich, wenn alle Bedingungen zu einer schnellen Flußfahrt gegeben sind. Steigende Flut und eine leidlich starke Brise aus Westen, die alle Segel zu setzen erlaubte, ließen die beiden Boote auf dem breiten Strom schnell dahinschießen. Unsere Mannschaften zeigten einen wahren Sportseifer und veranstalteten mit anderen Booten, die demselben Ziele zustrebten, ein richtiges Wettfahren, aus dem sie als Sieger hervorgingen. Nur an wenigen, sogenannten toten Punkten, setzten auf kurze Strecken die Ruder ein, da der Kalinadi ohne größere Krümmungen fast direkt in südwestlicher Richtung strömt. In Kadra hat die Forstverwaltung ein solides Bungalow am Rande einer Teakbaumplantage errichtet, und in dieser Oberförsterei schaltete und waltete in stillem Frieden bei emsiger Arbeit ein Kollege Pearsons, Mr. T. G. Bell, ein Oberförster von echtem anglo-indischem Schrot und Korn. Nord-Kanara erfreut sich selbst im Dschungel eines leidlich gesunden Klimas, wenn man von den von Zeit zu Zeit auftretenden Malariaepidemien absieht. So denke ich mir die Verwaltung einer Oberförsterei in diesem weltabgeschiedenen, aber jagdlich gut besetzten Revier als eine dankbare und angenehme Tätigkeit, die ein Natur-

freund außerhalb seines Heimatlandes kaum schöner finden kann. So ist mir auch die nimmer rastende Schaffensfreudigkeit der beiden Herren, die sich bei ihren interessanten und abwechselungsreichen Arbeiten entwickelte, wohl verständlich. Freund Pearson ging ganz in seinen Forstwirtschaftsplänen auf, an denen er bei meiner Anwesenheit im Forsthaus Sulgiri arbeitete. Brachte ich ihm die Kunde von einem mächtigen Baumriesen, den ich auf meinen Jagden und Wanderungen im Dschungel gefunden, so interessierte ihn diese Mitteilung mehr, als wenn ihm ein Ochsenriß durch einen Tiger gemeldet wurde. Er selbst behauptete, keine Zeit zur Jagd zu haben und schenkte derselben so wenig Beachtung, daß er mir trotz besten Willens im großen und ganzen nur einige allgemeine Winke über die von mir einzuschlagende Route geben konnte. Mr. T. G. Bell ist einer der in Indien bekanntesten Entomologen. Das Naturhistorische Museum in Bombay verdankt ihm eine Menge seltener und wertvoller Zuwendungen aus fast allen Gebieten der indischen Fauna. Seine Schmetterlingssammlung aus den Provinzen der Bombay-Präsidentschaft steht wegen ihrer Reichhaltigkeit und der Seltenheit der Exemplare einzig da. An allen Ecken und Enden des Forsthauses von Kadra hingen die Brutkäfige für Raupen und Puppen, die täglich mehrmals sorgfältig nachgesehen wurden, um ausfliegende Falter in die „Killingbottle" zu befördern. Das Schmetterlingsnetz vertrat bei ihm die Büchse. Liebenswürdige Gastlichkeit und ein Schuß „Jagdknietschigkeit" vervollständigten sein prächtiges Charakterbild.

Kadra ist aber nicht allein ein Lieblingsaufenthalt anglo-indischer Oberförster, sondern auch der mordlustigen Tiger, die dort unter dem Wild des immergrünen Dschungels am Ufer des Kalinadi und unter dem Vieh der Eingeborenen mit Schrecken hausen. Tagtäglich fanden wir die vom Jäger mit Wonne betrachteten pfannkuchengroßen frischen Spuren der Räuber.

Und siehe da, es begab sich, daß während meines kurzen Aufenthalts in Kadra der Herr Forstrat nebst Forsteleven aus Belgaum zur Inspizierung eintraf, und eine Tigerin auch gleich vorschriftsmäßig einen der ausgesetzten jungen Büffel, kaum einen Kilometer vom Forsthause entfernt, tötete. Sofort wurde ein Paradetreiben angesetzt, und ein jeder von unserer Partie nahm mit dem frommen Wunsche Mr. Bells „much luck" auf einem Posten Platz. Das Treiben war so klein genommen, daß auch ein taubstummer Tiger schließlich Lunte gerochen und sich vor Beginn des Treibens

empfohlen hätte. Trotz einiger zarter Andeutungen war der gute Mr. Bell zur Änderung des „Bunderbasts" nicht zu bewegen, da ja selbst bei Jagdangelegenheiten Schema F Trumpf in Anglo-Indien ist. So wäre der Erfolg ein größerer gewesen, wenn wir statt der Büchsen Schmetterlingsnetze mitgeführt hätten.

Trotz der Störung war es nicht ausgeschlossen, daß die Tigerin mit ihren beiden Jungen zum Luder zurückkehrte. Ich hätte daher gern aufgesessen. Aber da ich merkte, daß Bell die großen gelb-schwarzgefleckten Schmetterlinge selbst fangen wollte, so hüllte ich mich resigniert in wohltuendes Schweigen. Die Tigerin kehrte auch richtig während der nächsten Nacht zurück, aber wenn ich nicht irre, hat Mr. Bell diesen Riesenschmetterling auch bis heute noch nicht in seiner „Killingbottle".

Im übrigen gehört die Karwar Taluka zu einem auf 10 Jahre geschlossenen Wildreservate. Derselben segensreichen Einrichtung erfreuten sich noch vier andere Gebiete in Nord-Kanara. In den geschlossenen Wildschongebieten dürfen nur Tiger, Panther, Bären, Wölfe, Hyänen, wilde Hunde und Wildschweine durch Personen erlegt werden, die einen Jagdpaß vom Forstrat (Conservator of Forests) erhalten haben. In den offenen Distrikten ist auf einen Jagdpaß hin das Abschußrecht von je 2 Sambar- und Axishirschen, sowie von 2 Gaurbullen gestattet. Der Jagdpaß besitzt wie bei uns eine Gültigkeitsdauer von einem Jahre. Wie mir der Forstrat, der liebenswürdige Mr. Murray, mitteilte, sind von ihm 1908 an 100 Jagdpässe in Nord-Kanara ausgegeben, aber von allen Inhabern im ganzen kaum mehr als 30 Stück Groß- oder Raubwild erlegt worden. So verbleibt der Abschuß trotz der verhältnismäßig großen Anzahl von Jagdpässen in bescheidenen Grenzen. Ein jeder Paßinhaber ist nach Rückkehr aus dem Dschungel verpflichtet, die Zahl des von ihm erlegten Wildes oder Raubzeugs mit genauer Angabe von Ort und Datum der Forstbehörde oder dem Landrat (Deputy Commissioner) zu melden, worauf die Auszahlung der Prämien für erlegtes Raubzeug erfolgt. Dieselbe beträgt in Nord-Kanara für Tiger 25 Rupien, Panther 12½ Rupien und für wilde Hunde 10 Rupien. Letztere hohe Summe ist bemerkenswert. — Die Schonzeit für die Niederjagd ist ebenfalls genau festgesetzt. Dieselbe dauert vom 1. April bis 30. September für Hasen und folgendes Wildgeflügel:

Sandgrouse .... { Pterocles fasciatus
Pteroclurus exustus

Pfauen (Pea fowl)	Pavo cristatus
Dschungelhühner (Jungle fowl)	Gallus sonnerati Galloperdix spadiceus
Speerhühner (Spurfowl)	Galloperdix lunulatus
Rebhühner (Partridges)	Francolinus vulgaris Francolinus pictus Ortygernis pondicerianus
Wachteln (Quails)	Coturnix coromandelicus Perdicula argunda Micropeadix erythrorhynchus Turnix pugnax Turnix tanki Turnix dussumieri
Trappen (Bustard and Likh Florikin)	Eupodotis edwardsi Sipheotis auritus.

Für Enten und Krickenten dauert die Schonzeit vom 1. Juni bis 30. September, und zwar für die folgenden in Nord-Kanara heimischen Rassen:

Whistling teal	(Dendrocygna arcuata)
Cotton teal	(Nettopus coromandelianus)
Comb duck	(Sarcidiornis melanonotus)
Spot bill-duck	(Anas poecilorhyncha).

Im allgemeinen ist auch in Kanara den Forstbehörden in der Ausübung der Jagd große Selbständigkeit gegenüber den Sportsmen gelassen worden. So hat jeder Oberförster das Recht, wenn es ihm ratsam scheint, einen Forstwart oder Wildaufseher in das Lager des Jägers zur dauernden Überwachung zu senden. Diese Eingeborenen haben natürlicherweise nicht das Recht, in irgendeiner Form selbständig einzuschreiten. Eine Überwachung kann gewissenlosen Schießern gegenüber eine vorzügliche Einrichtung bedeuten, aber auch zu allen möglichen Schikanen Anlaß geben. Auf jeden Fall wird in Nord-Kanara wie in den meisten indischen Provinzen und Staaten, allein schon durch die strengen Schongesetze dem Schießer die Jagdausübung unmöglich gemacht, da ohne Hilfe der Behörden kein Fortkommen möglich und die Umgehung derselben fast gänzlich ausgeschlossen ist.

Dieser Anwendung der strengen Schongesetze, die in der Hand der Distriktsbehörden liegen, ist zum großen Teil die Erhaltung des Wildstandes in Indien zu danken. Wenn auch die Grundsätze und Generalregeln des Wildschutzes in Indien, wie überhaupt in den

Kolonien, feststehen, so muß doch den Ortsbehörden eine große Selbständigkeit in Fragen des Wildschutzes überlassen bleiben. Mr. Pearson war so liebenswürdig, mir seinen eigenen „Shikari", seinen Havildar, mitzugeben. Er hatte zwar von Jagd und Wild nur geringe Kenntnisse, da er als Brahmane selbst nie ein Tier, und sei es auch das winzigste Insekt, mit Willen getötet hatte. Dagegen verstand er es dank des hohen Einflusses seiner Kaste recht gut, die Ortsshikaris für meine Zwecke zu interessieren und das so notwendige Einvernehmen mit den Eingeborenen, die ich gerade in großer Anzahl zu den Treibjagden brauchte, herzustellen.

Nord-Kanara, etwa vom Flächenareal des Großherzogtums Hessen, zählt rund eine halbe Million Einwohner, von denen über die Hälfte Canaresen, also Drawiden, sind, wie überhaupt die Bevölkerung dieser Gegenden nach Risley scythisch-drawidischen Ursprungs ist. Nächst diesen bewohnen die Nachkommen des großen Mahrattenreiches die Provinz, deren Festungen dem Ansturm des Tipu-Sultans im achtzehnten Jahrhundert erlagen. Die Reste davon sind noch in West- und Zentral-Indien zerstreut zu finden. —

Hart im Raume drängen sich die Gegensätze. Das Chaos von Religionen, Rassen, Sprachen, Kasten, Sitten und Gebräuchen nur annähernd zu entwirren, die jetzt friedlich unter der britischen Herrschaft neben und untereinander in der kleinen Provinz wohnen, geht weit über den Rahmen meiner Aufgabe hinaus. Eingehendste Kenntnisse würden dazu gehören, sie auch nur annähernd in den Einzelheiten zu schildern. Aber dennoch möchte ich, nach den Beobachtungen von meinen Dschungelpfaden aus, von einem kleinen Einblick in diese komplizierten religiösen und sozialen Verhältnisse nicht abstehen, um auch hier wieder annähernd einen Begriff davon zu geben, auf welchen unsicheren Füßen die Säulen eines einheitlichen indischen Reiches stehen würden, sollten die Engländer gezwungen sein, später einmal Indien der Swaraj, d. h. der Einzelregierung, zu überlassen. Hier möchte ich gleich hinzufügen, daß ich während meines Aufenthalts von einer Gährung oder auch nur einer Agitation zugunsten der sogenannten nationalen Sache nichts bemerken konnte.

Zunächst das Babel von Sprachen, das in Nord-Kanara herrscht. Nach den Census details wurden bis zum Jahre 1883, außer den beiden Verkehrssprachen Kanaresisch und Mahratti, noch folgende Dialekte und Sprachen gesprochen: Hindustani, Teluga, Gujerati,

Hindi, Malayali, portugiesisch Konkani, Tulu, Tamil, Englisch, Kodgi oder Coorg, Arabisch, Chinesisch, Persisch und Punjabi. Auch heute werden diese Sprachen noch gesprochen, jedoch hat nur das Englische an Verbreitung gewonnen.

Bei weitem die größte Zahl der Bewohner — nämlich 90% — sind Hindus; nächst ihnen gibt es Mohammedaner, Christen, Jains, einige Juden und Parsen. Also 16 verschiedene Sprachen und 6 verschiedene Religionen, ohne die vielen Sekten in dem kleinen Land!

Die Hindus teilen sich in sozialer Beziehung in 15 verschiedene Kasten, und jede Kaste zerfällt wiederum in eine Menge Unterabteilungen. Allein die oberste Kaste, die Brahmanen, unterscheiden wieder unter sich 17 verschiedene Klassen. Jede Klasse hat ihre speziellen Gebräuche und Sitten, die bei Familienanlässen, wie bei der Geburt, bei der Erreichung der Pubertät, bei Hochzeitsfeierlichkeiten und Todesfällen, alle voneinander abweichen; selbst ihr Wohnungsbau, sowie die Auswahl der Speisen und Getränke ist verschieden. Weiter hat jede Klasse ihre Spezial-Hausgötter, ihre eigenen Heiligenschreine und wundertätigen Teiche zur Reinigung von ihren Sünden und Gebrechen.

In vieler Beziehung zeigt die Bevölkerung Nord-Kanaras eindringlich die Folgen der Degeneration ihrer verschiedenen Religionen. Die Geschichte lehrt uns, daß die Entartung mit der Zeit das Schicksal einer jeden Religion ist. Denn jede auch die monotheistische Religion verändert sich als ein Menschenwerk durch die fortschreitende Entwicklung und wird mehr oder weniger polytheistisch. Charakteristisch ist in dieser Beziehung der Brahmanismus, welcher ursprünglich in Brahma, dem Schöpfergott „Er ist alles und ist in allem" einen reinen Monotheismus verkörperte. Im Laufe der Jahrhunderte entartete der anfänglich so edle und reine Kern des Hindutums zum großen Teile infolge der Herrschaft und Mißwirtschaft der Priester, welche die Trimurti, d. h. genau übersetzt die drei Gewalten, Brahma, Vishnu und Shiva, aufstellten. Diese Dreieinigkeit besteht, wie alte Bücher berichten, nur aus einem Gott. „Shiva ist das Herz Vishnus und Vishnu das Herz Brahmas. Die Trimurti ist eine Lampe mit drei leuchtenden Dochten."

Als den Hindus die Dreieinigkeit auch nicht mehr genügte, wurden, abgesehen von den Kindern und Verwandten dieser Gottheiten, die also die nötigen Konnexionen hatten, neue Götter ge-

schaffen, wie u. a. die sieben Penitenten, welche als das Siebengestirn, den großen Bären, auf die Welt und ihre Sünden herabschauen. Abgesehen vom Brahmanismus kann man noch interessante Einblicke in die Entartung anderer Religionen in Nord-Kanara tun. So befinden sich unter der ackerbautreibenden Bevölkerung Nord-Kanaras eine größere Anzahl von Jains — wohl an 1600 — die man Abkömmlinge eines entarteten Buddhismus nennen kann. Sie mögen Hindus gewesen sein, die im Entstehen des Buddhismus nur zum Teil die Lehre Buddhas in sich aufgenommen haben. Die Jains sind über Indien zerstreut. Allein in den Zentral-Provinzen leben fast an 50000. Ihr Hauptheiligtum ist der Tempel von Belgola bei Seringapatam in Mysore. Ich habe u. a. einen ihrer reich geschmücktesten Tempel in Calcutta aufgenommen, den dort ein sehr wohlhabender Jain, ein Juwelier, erbaute.

Jain wird derjenige genannt, welcher über menschliche Schwächen und Leidenschaften Sieger geblieben ist. Dies ist ein rein buddhistischer Grundsatz und der Jainismus ist tatsächlich eine seltsame Mischung von Buddhismus und brahmanistischen Anschauungen. Die Jains haben mit dem Brahmanismus viele Ideen gemeinsam, z. B. ihr Kastenwesen, ihre Hochachtung vor den brahmanischen Gottheiten, sowie ihre zeremoniellen Unreinheiten. Brahma ist für die Hindus der Schöpfer, der ewige Gott. Für die Jains ist er es nicht. Das Weltall besteht für sie unerschaffen und ewig. Alles in ihm ist und wird sein ohne Anfang und ohne Ende. Er zeigt Gnade, Vergeltung und Liebe allen lebenden Wesen. Durch ihr ausgeprägtes Zartgefühl für alles organische Leben weichen sie von den Hindus ab. Sie leugnen ferner den göttlichen Ursprung der Veden. Ihnen stehen bestimmte Heilige, z. B. die Tirthankars, höher als die Hindugottheiten. Die Gottheiten der Trimurti sind nach ihrer Auffassung die Anhänger ihres höchsten Wesens. Dagegen verehren sie wie die Hindus die Kuh und die Kobra, sowie einige Pflanzen und Bäume. Der Ahnenkultus ist unter ihnen verbreitet. Sie glauben an alle möglichen Geister, Teufel, Hexen und Wahrsagungen. Die Geister von Junggesellen, schwangeren Frauen, notorischen Geizhälsen und von Leuten, die durch Unglücksfälle ums Leben gekommen sind, fürchten sie am meisten, da sie in ihren alten Wohnstätten herumsausen und die Lebenden vergrämen sollen.

Ihre Hauptgebote sind: nicht zu töten, nicht zu lügen, gehor-

sam zu sein, nicht zu begehren oder gelüsten, keine ausgesprochenen Wünsche zu hegen, nicht nach Sonnenuntergang zu essen und weder Alkohol noch unfiltriertes Wasser zu trinken. Durch letztere Regel, die sie ebenfalls aus dem Buddhismus entnommen haben, sind sie unbewußt die Vertreter der modernen Bakterienlehre. Nur der Grund ist ein anderer. Sie wollen ihre Gesundheit nicht etwa vor den kleinen Lebewesen schützen, sondern letztere nicht verletzen oder gar töten. Geht doch die Furcht der Jains, irgendein Lebewesen zu töten, so weit, daß z. B. ihre Frauen vor der Reinigung des Hauses mit Kuhdünger es ganz vorsichtig kehren. Dadurch glauben sie alle die verschiedenen vorhandenen Hausinsekten, ohne sie zu verletzen, wegzuschaffen. Sie säubern auch aus demselben Grunde sehr sorgfältig jeden Gegenstand, den sie beim Essen gebrauchen, und entfernen so im Voraus die kleinsten lebenden Kreaturen. Sie bedecken auch das Gefäß, aus welchem sie Wasser schöpfen, zuvor mit Leinwand, durch welche das Wasser filtriert wird. Wenn ein wandernder Jain-Reisender seinen Durst aus einem Fluß oder aus einem Teich stillen will, so bedeckt er zuerst seinen Mund mit einem Tuch, kniet dann nieder und saugt auf diese Weise das Wasser filtriert ein. Die bedauernswerten Jains haben ungefähr 12000 Regeln und Gesetze zu achten, wollen sie die Freuden der Seligkeit genießen.

Sie unterscheiden eine Unterwelt (Patala oder Adha Loka), eine Mittelwelt (Madhya Loka oder Bhulok) und eine Oberwelt (Urddhwa Loka oder Akash). Die Unterwelt wird in drei Abteilungen geteilt. Adhogati ist die hoffnungslose Hölle, in der die Seelen der Verdammten herumschleichen. Narak ist die Welt geringer Hoffnung, in welcher die Sünder, an denen „noch etwas Gutes haftet", die Aussicht haben, ihre Sünden zu büßen; aus ihr gibt es noch ein Entrinnen. Pavanlok ist ein Reinigungsfeuer, aus dem die Seelen gen Himmel fahren dürfen. Die Mittelwelt ist unsere Erde, die aus Land und Wasser besteht, und die sie sich in verschiedene Teile getrennt denken, welche von verschiedenen Klassen und Geschöpfen bewohnt sind. Die obere Welt (Akash) ist ebenfalls in mehrere Abteilungen geschieden, die vier Lokas. Die niedrigste ist das Heim der Dämonen (Mantzalok). Die zweite ist das Heim für die Klasse, die einen Rang zwischen Menschen und Halbgöttern einnimmt (Vidyardhars). Die dritte ist das Heim der Halbgötter (Devlok), die höchste, die Welt der Wonne und Seligkeit und der Sitz des ewigen Geistes (Mokshalok). Er wird Arhat,

Argan oder Imeshvar benannt, führt 1008 andere Namen und wird von allen drei Welten verehrt. Mit dem ewigen Geiste zusammen wohnen 72 Heilige, von denen 24 einem vergangenen, 24 einem gegenwärtigen und 24 einem zukünftigen Zyklus angehören.

Es sei genug! — Die Jains haben es wahrlich nicht leicht, sich durch alle Gefahren des Lebens und der Welt bis zur Seligkeit durchzuschlagen. Das Objekt spezieller Jain-Verehrung in Nord-Kanara ist Gautama, ein Schüler von Mahasvir, u. a. Thirtankar benannt. Sein Bild zeigt ihn aufrecht stehend, die Hände an die Seiten angelegt. Von ethnographischem Interesse ist seine schwarze Hautfarbe, sein krauses Haar und seine dicken Lippen, die einen Negertypus im Gegensatz zu den bekannten Buddha Gautama-Statuen darstellen.

Die Grundlehre der Jains ist die Seelenwanderung (Metempsychosis). Ihr Glaube daran unterscheidet sie in keiner Beziehung von dem der Brahmanen und Theosophen Indiens, der bekannten neubuddhistischen Sekte. Die Präsidentin der theosophischen Gesellschaft in Adyar bei Madras, Miß Annie Besant, der ich durch den inzwischen verstorbenen Oberst Olcott vorgestellt wurde, ist eine sehr bescheidene Dame. Sie hat sich bei ihrer Seelenwanderung in stillem Verbannungsschmerz die Inkarnation von Giordano Bruno ausgesucht — wie bescheiden! — Man erstickt in schwulstiger Mystik beim Lesen ihrer verschiedenen Bücher und Veröffentlichungen spiritistischer Vorstellungen, welche zum Teil von violetten Astralleibern strotzen. Mystischer Geisterglauben fällt bei der sehr dafür empfänglichen, indischen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Ein neues Bäumlein des Wunderglaubens, dessen Wurzeln drei Hauptreligionen der Mutter Erde bilden, wächst somit aus indischem Boden auf, dessen Zweige von Geistern bewohnt werden, die den Gläubigen, der unter diesem Bäumlein Schatten sucht, durch ihr Herumsausen „verärgern“, statt Ruhe zu gönnen. —

Einen für das Christentum niederdrückenden Eindruck machen die eingeborenen katholischen Christen von Nord-Kanara, die durch die Portugiesen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bekehrt worden und leider wieder mit ihren Sitten und Gebräuchen in den Hindus aufgegangen sind. Schon ihre Kasteneinteilung weist darauf hin. Es sind nur noch ihre portugiesischen Namen, die auf ihre frühere Bekehrung hindeuten.

Während der Invasion Kanaras durch den Sultan Tipu und des

zweiten Mysore-Krieges (1779—1783) sind sie unmenschlich behandelt und zum großen Teile nach Mysore geschleppt worden. Nach dem Fall von Seringapatam kamen nur 15000 Mann, nachdem Kanara vorher 80000 Christen besessen haben soll, wieder nach Nord-Kanara zurück.

Noch mehr wie diese sind die Reverten, ehemalige Christen in Nord-Kanara, in das Hindutum aufgegangen, von denen einige hundert noch in den Wäldern bei Supa wohnen. Sie behaupten aus Afrika, worauf ihr äußerer Negertypus hinweist, herübergekommen zu sein. Wenn auch das Christentum bei diesen Reverten niemals tief Wurzel gefaßt haben mag, so sehen wir doch anderenteils, daß mehr oder weniger nur die Zähigkeit einer Rasse einen bestimmten Religionsglauben inmitten anderer erhält, wie ja schon die Ausbreitung einer Religion stets in erster Linie eine Macht- und dann erst eine Glaubens- und Gewissensfrage ist. Selbst der tolerante Buddhismus macht darin keine Ausnahme.

Sehen wir doch schon eine gewisse Entartung des Christentums auch unter weißer Bevölkerung, wie ich sie auf meinen Wanderungen in Sibirien verschiedentlich kennen lernte. Ich will dabei u. a. nur an die Verehrung von heiligen Tieren erinnern, wie sie seitens der orthodoxen Sibiriaken für die Tauben üblich ist. Dort stellt die Taube die Verkörperung des heiligen Geistes dar und wehe dem Schützen, der eine Wildtaube, z. B. im Altai, erlegt. Kann man es da den Hindus, speziell den Vishnaviten, verübeln, wenn sie die Garuda (Haliastur indus), einen kaffeebraunen Raubvogel mit weißem Hals und von der Größe eines Bussards, neben anderen Tieren, wie z. B. dem Rinde, der Kobra, als heilig halten? — Und doch grade gibt die letztere Verehrung manchen Christen zu einem mitleidigen Lächeln Veranlassung. Gestatten wir uns daher vor der Beurteilung wilden Aberglaubens erst immer einen Einblick in die eigene Religion, statt eine andere wegen gleicher Fehler pharisäisch zu verdammen. Wenn eine solche Entartung des Glaubens an dem noch frischen Holze des kaum 2000 Jahre alten Christentums möglich ist, wie wird es erst am trockenen aussehen, wenn das Christentum das hohe Alter des Brahmanentums erreicht hat? —

Man sollte deshalb diese „weißen Reverten" zuerst wieder zu bekehren suchen. —

Ein den Wäldern und Gebirgen ureigenes Dschungelvolk in primitivem Kulturzustande fehlt in Kanara, und so hat in anthro-

pologischer und ethnographischer Hinsicht diese kultivierte Provinz nicht das Interesse, wie es mir die Urmenschen des Gebirgsdschungels in den Zentralprovinzen, Mysore und Cochin usw., geboten haben. Trotz der vielen Religions- und Kastenunterschiede leben die Bewohner Nord-Kanaras in völliger Harmonie, wenigstens äußerlich miteinander. So habe ich mich stets an dem friedlichen Charakter der Dorfbewohner erfreuen dürfen, deren Hilfe in größerer Zahl ich fast täglich zu Treibjagden in Anspruch nahm. Die Gewandtheit dieser Leute bei der Veranstaltung von Treiben unter Leitung ihrer Mahitis, wie die in der Regel das Dorfoberhaupt spielenden Shikaris genannt werden, ist erstaunlich. Man kann ihnen bei ihrer Lokalkenntnis im Ansetzen des Treibens und auch in der Wahl des Schützenstandes freie Hand lassen; man wird selten unangenehm enttäuscht werden. Obwohl sie nur sehr selten die Erlaubnis haben, ein Gewehr zu führen, ist ihre Kenntnis vom Wildwechsel staunenswert, zumal sie auch selten in die Lage kommen, Treiben zu leiten.

In den Monaten Januar und Februar ist die Birsche in Nord-Kanara fast ausgeschlossen, und ich war im großen und ganzen auf Treibjagden angewiesen. Die von der Sonne verbrannten Matten an den Bergeshängen zeigten eine braungraue Färbung. Hier tritt das Großwild zur Äsung nicht mehr heraus, sondern findet dieselbe im Innern des Dschungels, wo zarte Gräser und Kräuter unter dem hohen Blätterdach vor den sengenden Strahlen der Sonne geschützt sind. Treibjagden gelten im allgemeinen ja in Indien für waidmännischer als der Ansitz. Einem Tiger auf der Machan sitzend aufzulauern, gilt nicht für so fair, als denselben flüchtig während eines Treibens zur Strecke zu bringen. Ganz gewiß ist es nicht „sportmanlike", an einer Salzlecke auf den sich nähernden Hirsch zu warten, um ihn dort nach Eingeborenenart zusammenzuschießen. Letztere Jagdart ist auch ausdrücklich in den Schongesetzen von Nord-Kanara verboten. Anderenteils bietet aber die Jagdausübung vom Ansitze aus den großen Vorteil, daß man hierbei die gesamte Fauna und die vielen Naturgeheimnisse, die noch das Dschungel birgt, am besten belauschen kann. Während der Treibjagd ist die Beobachtung stets nur eine beschränkte, und doch wird ihr fälschlich nächst der Birsche, der in den Tropen wie in der Heimat die Krone der Jagdausübung gebührt, der Vorrang vor dem Ansitz gegeben.

Um den zeitraubenden Bau einer Machan vor dem Treiben zu

vermeiden, ist in Kanara eine 4 m lange und leichte Bambusleiter gebräuchlich, die an jedem Baume als Hochsitz schnell befestigt werden kann. Statt einer Sprosse befindet sich ein Sitzbrett an dieser praktischen Leiter befestigt, die von nur zwei Leuten von Trieb zu Trieb auch auf den schmalsten Pfaden getragen werden kann. Die einzelnen Sprossen sind mit Kokosseilen umwunden, welche ein Ausgleiten verhindern und geräuschloses Aufsteigen ermöglichen. Ihr bedeutender Nachteil gegenüber der Machan besteht darin, daß man von dem Sprossensitz aus nur nach vorwärts und beschränkt nach beiden Seiten schießen kann, nach rückwärts aber gar nicht. Grade dieser Behinderung habe ich den Verlust wenigstens eines Panthers, nebst anderem kleinen Wilde zuzuschreiben.

Jagdelefanten werden weder zur Birsche noch bei den Treibjagden in Nord-Kanara benutzt. Schon von Cochin aus war ich bemüht, Mr. Pearson zur Beschaffung wenigstens eines Jagdelefanten zu bewegen. Umsonst, ich mußte leider darauf verzichten. Die Sportsmen Nord-Kanaras benutzen ihn nicht und wissen nichts damit anzufangen, ergo ist es unmöglich, Schema F zu durchbrechen. Und doch hätte ich einen Elefanten sehr gut gebrauchen können, allein schon als Reittier. Ein Reitpony ist eine Seltenheit in Kanara, da Pferde das Küstenklima nicht vertragen sollen. So blieb mir als Beförderungsmittel nur die ortsübliche Sänfte, eine Munschel, übrig, wollte ich nicht Schusters Rappen vorziehen. Ich marschierte an Marschtagen in der Regel am frühen Morgen, und bestieg die Munschel, sobald die Sonne sich unangenehm bemerkbar machte. Die sechs strammen Träger, Leute aus der Fischerkaste, kosteten mir noch nicht die Summe, welche die Miete eines Elefanten ausgemacht hätte. Während ein Reitelefant gewöhnlich 5 km in der Stunde zurücklegt, laufen die Munschel-Leute durchschnittlich das Kilometer in acht bis neun Minuten. Sie sind also bedeutend schneller. Wie ja ein jeder Kuli in Indien bei gemeinsamer Arbeit singt, so unterhielten mich diese Sänfteträger auf das Beste während des Marsches durch ihre melodischen Gesänge. Ihren einfachen Volksgesängen zu lauschen war meistens ein musikalischer Genuß. Im übrigen verwandte ich meine Sänfteträger während der Treiben als Seitenposten, die auf Bäume postiert das bei ihnen durchbrechende Wild durch Händeklatschen und Steinewerfen in den Trieb zurückscheuchen sollten. Mein Gepäck nahmen fünf Ochsenkarren auf, welche auf den meist in

vorzüglichem Zustand befindlichen Straßen von Nord-Kanara verhältnismäßig schnell vorwärts kamen. So konnte sich meine kleine Kolonne nach einigen Tagen von Kadra aus zunächst auf der breiten Straße nach Belgaum in Bewegung setzen. Mein nächstes Ziel war ein kleines Dorf, Anshi, das ich nach einem sechsstündigen Marsche in zum Teil bedeutender Steigung auf die Höhe der Ghats erreichte, wo ich in dem kleinen Forstbungalow saubere Unterkunft fand.

An diesem Abend hörte ich zum ersten Male wieder den mir so bekannten Warnungspfiff des Axiswildes und ich glaubte bestimmt, daß sich hier endlich mein Wunsch erfüllen würde, diesen prächtigen, gefleckten Hirsch mit seinem dünnen, aber sehr elegant geschwungenen Geweih auf die Decke zu legen. Fast jeder Indienreisende bringt nächst Antilopengehörnen einige Axistrophäen mit. Ich selbst habe es jedoch nicht fertig gebracht, obwohl die „Chitals" in Nord-Kanara verhältnismäßig zahlreich sind, und Geweihe von 35 engl. Zoll Länge keine Seltenheit bedeuten; selbst solche von 38 Zoll sind dort schon erlegt worden. Die Chitals von Nord-Kanara gehören zur größeren Rasse der Axishirsche (Axis major Hodgs.) im Gegensatz zu der kleineren kontinentalen Rasse Südindiens (Axis minor Hodgs.) und einer noch geringeren von Ceylon (Axis zeylanicus Lyd.).

Während der kanaresische Axis somit zu einer Rasse gehört, welche die stärksten Geweihe schiebt, zeigen die kanaresischen Sambars die geringste Geweihbildung, sind doch die höchsten Stangen derselben nur 35 engl. Zoll lang. Man sollte doch meinen, daß dieselben Bodenverhältnisse und Klimate auch die Geweihbildung der beiden Hirschrassen gleichmäßig fördern würden, und somit beide Arten im Verhältnis gleichstarke Geweihe schieben müßten! — Weit gefehlt! Man kann sich wohl gute Axistrophäen in Nord-Kanara holen, aber niemals gute Sambargeweihe. Der Sambar verdrängt nicht den Axis in derselben Wildbahn, wie z. B. der Hirsch unserer heimischen Waldungen das Reh. Beide weisen ganz verschiedene Lebensgewohnheiten auf. Während der Sambar ein ausgeprägtes Nachttier ist, das man in der Regel nur während der Dämmerung des Morgens oder Abends außerhalb des dichten, womöglich immergrünen Dschungels trifft, kann man im Gegensatz hierzu den Axis fast während des ganzen Tages in der Nähe menschlicher Ansiedlungen und der Wasserläufe beobachten. Er scheint nur während der heißen Mittagsstunden zu rasten.

Beide Hirschrassen berühren sich kaum in derselben Wildbahn, da ihre Lebensweise zu verschieden ist. Auch in Anshi sollte mir kein braver Axis vor die Büchse kommen, und ich habe nur weibliche Stücke und geringe Hirsche, teilweise im Bast, beobachten können. Die Axishirsche setzen ja ihre Geweihe sehr unregelmäßig auf.

Sambarhirsche sind in Kanara selten geworden. Ich habe im Laufe der beiden Monate nur einige weibliche Stücke im Dschungel gesehen, obwohl ich gern meiner Sammlung zur Vervollständigung ein Geweih aus Kanara zugefügt hätte, da der Kanara- mit dem Mysoresambar zusammen nach meiner Meinung eine eigene Rasse bildet. Durch einen Zufall gelang es mir, auf meiner weiteren Fahrt in Supa ein männliches Sambarkalb käuflich zu erwerben. Dasselbe hatte eine helle, fast silbergraue Färbung, und es war eine besondere Freude, das zahme muntere Tier, welches meine Kanaraleute nach einem Gotte „Kandu" benannten, — denn göttlich ist in Kanara alles angehaucht — im Lager zu halten, obwohl sein Transport Schwierigkeiten allerart bereitete. Aber mit der nötigen Geduld gelang es, den jungen Hirsch heil aus dem Dschungel herauszubringen und mit nach Bombay zu nehmen. Von dort brachte ihn ein Dampfer nach Deutschland, wo er jetzt zur Freude von Herrn Professor Heck im Berliner Garten vortrefflich gedeiht.

Mehrere Tage lang hatte ich in Anshi vergeblich gebirscht und treiben lassen, so daß ich am Ende schon glaubte, die vielen dicken Gottheiten von Kanara wären mir gram. Ja, der verhältnismäßig geringe Wildstand und der obendrein noch schlechte „Bunderbast" legten mir den Gedanken nahe, Nord-Kanara aufzugeben und einer liebenswürdigen Einladung nach Haiderabad zu folgen. Tagtäglich hatte ich mit Hilfe von nahezu 100 Treibern die bewaldeten Berghänge in der Umgebung von Anshi ohne Erfolg abgetrieben, so daß ich, wie schon so oft, geschwollen vor Ärger, meiner kostbaren Zeit gedachte, die ich in dieser verhältnismäßig schon abgegrasten und wenig interessanten Provinz noch verschwenden sollte.

Da meldete sich eines Tages Mr. Murray, der liebenswürdige Forstrat, den ich in Kadra kennen und schätzen gelernt hatte, an, da er auf seiner Rückreise Anshi passieren mußte. Zu seinen Ehren ließ ich ein Frühstück für die Zeit der beabsichtigten Ankunft um 11 Uhr morgens bereiten, und da die in Indien besonders lieblichen Küchendüfte so eindringlich durch die offenen Fenster des Bungalows wehten, ging meine Stimmung allein schon wegen des strengen Nasenkitzels sprunghaft in die Höhe.

Man merkte sofort, daß sich meinem Lager ein erfreuliches Hochdruckgebiet in „Sätzen“ näherte. Vor dem Bungalow warteten an hundert Treiber, die in Gruppen vereint, wie Geier auf der Erde hockten, um auf einen Wink nach den beabsichtigten Nullas aufzubrechen. Es wurde 12 und 1 Uhr, Mr. Murray erschien nicht. Bedenklich knurrte es in meinem Magen, und hätte ich mich unter den vielen Gottheiten Kanaras mit mystischen Prophezeiungen und statt der Seelen- auch mit Magenwanderungen beschäftigt, ich hätte glauben können, in mir das dumpfe Brüllen eines hungrigen Tigers zu vernehmen. So nahm ich kurz entschlossen das vorbereitete Lunch allein ein und zog mit meinem Troß ab, um noch die zum Treiben am besten geeignete Nachmittagshitze auszunutzen. Dann ruht das Wild und geht durch den Lärm der vielen Leute nicht vor Beginn des Treibens durch die Lappen. Das erste Treiben verlief resultatlos, und da schon die dritte Nachmittagsstunde verflossen, wollte ich zu dem wohl inzwischen im Forsthause angelangten Forstrat zurückkehren. Aber Havildar und die Backschisch lüsternen Mahitis baten mich, noch ein zweites Treiben zu nehmen. Sicherlich wäre ein guter Axishirsch in dem von drei Seiten von Reisfeldern umgebenen Bambusendschungel zu erwarten. So gab ich nach.

Am Stande des zweiten Triebes angekommen, wurde schnell die Ansitzleiter an einem einzelstehenden Baum auf einer kleinen Blöße befestigt. Als ich aufstieg, rutschte sie, und ich wollte schon, verärgert ob des mangelhaften „Bunderbasts“, neben ihr meinen Stand einnehmen, zumal ich doch nichts von dem Treiben erwartete, als Havildar zurückkam und die Leiter wieder vertaute. Tuan saß auf derselben über mir mit dem Drilling und machte mich in seiner gewohnten Jagdpassion eifrig bald auf dieses, bald auf jenes Geräusch aufmerksam, das er sich nicht zu erklären vermochte. — Im Laufe des wohl eine Stunde währenden Treibens wurden die Treiber plötzlich sehr lebhaft. Während sie anfänglich sozusagen nur aus Pflichtgefühl hier und dort ihre Hui- und Ahoischreie ausgestoßen hatten, schien plötzlich eine große Unruhe in ihre Reihen zu kommen und eine gewisse Angst sie zu erfassen.

Lauter und vernehmlicher wurden ihre Rufe. Sie schienen sich mehr zusammenzuschließen und der nach und nach einsetzende, geradezu wilde Lärm wurde durch aufgeregte schrille Schreie und scharfe Befehle der einzeln verteilten Obertreiber und Mahitis unterbrochen. —

„Sir, what is that?" flüsterte Tuan von seinem Sprossenthron über mir.

„Something, vielleicht eine alte Axiskuh, welche als erstes Stück vorkommenden Wildes die Leute so aufregt," war meine Antwort, indem ich versuchte, aus meiner indischen cheroot dicke Rauchwolken zu ziehen, eine bei dem edlen Kraut fast vergebliche Anstrengung. —

Näher und näher mit fast fanatischem Gekreisch kam die geschlossene Phalanx meinem Stande zu. Da erscholl plötzlich 60 Schritte oberhalb von meinem Stand unter dem Baum, den Havildar bewohnte, ein kurz hintereinander folgendes zweimaliges Gebrüll, das den ungeheuren Lärm der Treiber noch weit übertönte.

„Sir, what is that?" raunte mir wiederum Tuan zu.

„Tiger ... pscht ..." war meine kurze Antwort, indem ich meinen Tabak beiseite legte. — „Is it so?" — war alles, was noch von Tuans Lippen kam. Und er entsicherte ruhig nach meiner Instruktion in solchen Fällen den Drilling.

Ein gellender, gleichmäßig lang verhallender Schrei aller Treiber, aus dem man Wut und Angst, gewissermaßen wie im Rausch oder Fieberwahn, deutlich heraushören konnte, hatte dem Tiger geantwortet. Eine prächtige Musik! So mußten die Mahratten die Festungen der Mogulkaiser oder eines Tipu-Sultans in eng geschlossenen Kolonnen gestürmt haben; eine wahre Kriegsfurie schien die Leute ergriffen zu haben.

Der Tiger hatte bei Havildars Baum versucht, die offene Schneise zu nehmen, war aber durch Händeklatschen brüllend wieder in das Treiben zurückgesprungen. Ich beobachtete nun scharf den Rand des vor mir liegenden Dschungels. — Richtig, eine Minute später birschte eine gelbe Riesenkatze vorsichtig aus den Büschen unterhalb hervor und blieb witternd, mir ihre rechte Flanke preisgebend, einen Augenblick auf 20 Schritt stehen. Nur die Rutenspitze bewegte sich und zeigte die Erregung der Katze. Dank dem rauchlosen Pulver sah ich den Tiger im Schuß herumfahren, worauf ich noch den linken Lauf sprechen ließ. Tuan hatte gut aufgepaßt, und der Tausch der Doppelbüchse mit dem Drilling war das Werk einer Sekunde. Zeit war hier nicht zu verlieren, denn in demselben Augenblick stand die Tigerin auf 7 Schritt vor meiner Leiter und schien mich erst jetzt, wahrscheinlich durch die hastige Bewegung mit den Gewehren, wahrzunehmen. Blitzschnell duckte sie sich wie zum Sprung.

Ich gab ihr das Geschoß des Drillings spitz auf den Hals. Gebrüll und ein riesiger Satz, seitwärts an meiner Leiter vorbei über das Gestell brechend, war die Quittung. Der erste Sprung sah geradezu köstlich aus, wie man ihn gelegentlich auf Bildern sieht mit dem tiefeingesetzten Rücken, so daß der Brustkern fast die Erde berührt. Gerade bei dem Posten links von mir, den der Führer meiner Sänftenträger inne hatte, entschwand die Katze meinen Augen.

Mit meinem ersten Schuß war die Spannung der Treiber ausgelöst worden, und es herrschte eine geradezu feierliche Ruhe. Mit dem Glase konnte ich im Blättergewirr einer Baumkrone den nackten braunen Rücken meines Sänftenführers erkennen, von dem ich trotz allen Anrufens keine Antwort erhielt. Er hockte unbeweglich und schien wie gebannt vor sich in das Dschungel zu starren. Es blieb mir nichts anderes übrig, als von meinem Sitz herunterzusteigen und mich an ihn heranzubirschen. Nach langem Fragen schien er endlich aus seinem traumartigen Zustand zu erwachen. Er zeigte mir die geballte Faust und zischelte: „Sah'b, Sah'b! Er muß noch so eine dicke Kugel haben!"

Vom Erdboden aus war nichts zu sehen: So kletterte ich zu seinem Sitz in die Höhe und entdecke 10 Schritte vom Baum im tiefen Waldschatten die gelblichschwarzgestreifte Masse. Als sich dieselbe nach einigen Steinwürfen nicht regte, trat ich heran. Ich fand eine verendete junge, wohl 8 Monate alte Tigerin von 1 m 88 cm Länge (6 Fuß, 2 Zoll) — eine kleine Enttäuschung. Das erste Geschoß saß gut Blatt, das letzte hatte vom Hals bis zum Pansen den ganzen Körper durchschlagen und Lunge und Leber total zerfetzt. Die Tigerin-Mutter hatte, wie mir Havildar berichtete, nach meinem ersten Schuß das Gestell an derselben Stelle überfallen, von der sie vorher zurückgescheucht war. Wie streng sie doch ihren Wechsel hielt! —

Es ist erstaunlich, wie lange die jungen Tiger bei der Mutter verbleiben. Man findet selbst ausgewachsene junge Tiger bis 8 Fuß Länge noch mit der Mutter vereint. Hierauf ist auch die Tatsache begründet, daß man gelegentlich auf ganze Tigertrupps stoßen kann, obwohl der Tiger — im Gegensatz zum Löwen — im allgemeinen allein, ganz selten in einem Paare, jagt. Ich erinnere dabei an eine auf Wahrheit beruhende „Tigerstory", wo ein Anglo-Indier vor wenigen Jahren in einer Minute 3 von 5 Tigern am Luder erlegte, während der vierte auf der Nachsuche gefunden wurde.

Auch hier stellte es sich heraus, daß alle 5 zu einer Familie gehörten und die Jungen in der Größe kaum von den Eltern zu unterscheiden waren.

Unter lauten Jubelrufen der Treiber ging es zum Forsthause zurück. Bekam doch ein jeder von ihnen bei Erlegung eines Stückes Großwild den doppelten Tageslohn, statt 2 Annas ganze 4 Annas (ca. 40 Pfennig), und der erste Mahiti ganze 5 Rupies. Harra, harra Mahadeo — „großer Gott, wir loben dich!" riefen sie im Chor unausgesetzt, so daß der Herr Forstrat, welcher inzwischen angekommen und sein Frühstück verzehrt hatte, aus seinem Mittagsschlaf geweckt wurde. Kurz vor dem Bungalow kam er mir entgegen.

Hallo! Was gibt's? — Ja, die alte Tigerdame, die für Ihre Büchse bestimmt war, läßt sich Ihnen empfehlen! — Es tat mir aufrichtig leid, daß Murray nicht teilgenommen, zumal er persönlich Jagdneid nicht kannte und mir in jeder Beziehung nach bestem Können half. — So gab er mir noch verschiedentlich gute Winke, wo er Tiger in seinen ihm bekannten Distrikten vermutete. In Shanvadi, wo ich später mit Hilfe seines Shikari mein Heil versuchte, war der Bunderbast so übel, daß ich wieder kehrt machte. Ich forderte Murray auf zu bleiben, aber Dienstrücksichten machten einen Aufschub der Rückkehr nach Belgaum für ihn unmöglich.

Am anderen Morgen sollten wiederum einige immergrüne Waldhänge genommen werden. Nach einem zweistündigen Aufstieg hatte ich eine 300 m lange Blöße erreicht. Hier wurde inmitten von Granitblöcken an einem einzelnen Baum die Leiter befestigt, von der aus ich ein prächtiges Gesichtsfeld nach allen Seiten hatte. Großkatzen mochten wohl die hohen Farne und Felsblöcke der Blöße Deckung gewähren, erschwerten jedoch ein schnelles Überfallen derselben allen Tieren. Lahori und Tuan nahmen auf meiner Leiter Platz, während am oberen Rande der Blöße Havildar, seine Taschen mit Steinen beschwert, aufsaß. Er hatte zusammen mit noch zwei weiteren Posten einen tiefen Graben zu verteidigen, der von der Blöße im Walde den Hang heraufführte und den das Wild gern als Wechsel benutzen mochte.

Das Rufen der Treiber konnte ich in der Ferne kaum vernehmen, als sich schon vor mir in jenem Graben die Anwesenheit eines Stückes Hochwild durch das Brechen eines Astes von Zeit zu Zeit bemerkbar machte. Vorläufig war es mir noch nicht klar, ob ich Sambars oder Gaurs erwarten konnte. Nach 5 Minuten weiterer

Stille wird Havildar rege. Er wirft Steine in den Grund und klatscht laut in die Hände. Nun kommt Leben in das Treiben, und auf die Blöße rast ein einzelner Gaurbulle. Mit mächtigen Sätzen, hocherhobenen Hauptes und unbekümmert um die gewaltigen Steinblöcke, bahnt er sich seinen Weg. — Ein Anblick für Götter! — Aber es bleibt mir keine Zeit zur stummen Betrachtung, das weitausgelegte und geschwungene, mächtige Gehörn spricht für sich.

Man wird, wie schon erwähnt, sehr behindert, von einem Leitersitz scharf nach rechts zu schießen, zumal bei meinem Sitze einige Baumzweige hinderlich waren, die nur ein begrenztes Schußfeld übrig ließen. Ich mußte aber, um nicht spitz von vorn zu schießen, warten, bis er mir breit auf 30 Schritte das Blatt zeigte. Das Geschoß quittierte der Bulle in voller Flucht mit einem gewaltigen Nackensprung vorwärts. Ich hörte ihn noch hinter mir im Holze an hundert Schritte brechen, dann wieder allgemeine Stille. — Nun zunächst zum Anschuß! —

Schweiß in richtiger Höhe einseitig an den hohen Farnen. Also kein Ausschuß, beim Großwild ein gutes Zeichen. Im Walde selbst wird er häufiger, ist hellblasig und stoßweise von sich gegeben. Aber noch habe ich ihn nicht! So leicht ergibt sich der Recke nicht, ich soll mir ihn erst noch erkämpfen. Wiederum die unleidige Nachsuche, Schritt vor Schritt; Lahori und Tuan beteiligen sich daran. —

Es steht viel geschrieben und es wird mündlich noch öfter protzenhaft vorgetragen, daß die Nachsuche auf wehrhaftes, verwundetes Wild wie auf Gaurs, Elefanten oder gar Großkatzen einen wahren Hochgenuß für den „Sportsman" bedeute. Ein Herrenjäger rühmte sich laut in meiner Gegenwart, daß er dem verfolgten indischen Elefantenbullen einen Tritt versetzt habe, als er nach einem Schuß auf nahe Entfernung nicht gleich umfallen wollte. Er schien großes Unverständnis bei seinen Zuhörern vorauszusetzen. — Ich bin nicht so kühn und gestehe aufrichtig, daß die Verfolgung schwerkranken, wehrhaften Wildes zu Fuß oder auch auf dem Elefanten im dichten, immergrünen Dschungel trotz allen Nervenkitzels mit zu den unangenehmsten Aufgaben eines indischen Jägers gehört. Die Chancen der Offensive selbst für den bestbewaffneten Jäger sind meist sehr gering gegenüber der großen Nähe, der gewaltigen Stärke und der Plötzlichkeit des Angriffs, den man in der Regel abzuwehren hat. Aus der Offensive wird zu

Ungunsten des Verfolgers bald die Defensive, und die Gefahr wächst mit der Nähe des Auftreffens in der Potenz. Man kann leicht schon von dem Gehörn des Gaurbullen durchbohrt sein, bevor man auch nur den Kolben der Büchse an die Backe gebracht hat. Wer mir gegenüber behauptet, daß eine solche Nachsuche zu Fuß ein besonderes Vergnügen sei, von dem bin ich überzeugt, daß er dieselbe noch nicht oft ausgeübt hat.

Eine andere Sachlage würde sich aus der Nachsuche mit einer Meute altdeutscher Schweißhunde ergeben, und ich hielte es für einen einzigartigen Genuß, gleich unseren Vorfahren, den alten Germanen, dem gewaltigen Ur mit lautem Geläute, das in den Bergen widerhallt, zu Leibe zu rücken. Hier verrät aber meist nicht das geringste Anzeichen die Nähe des gereizten wehrhaften Wildes, welches selbst die Verfolger hört oder wittert. —

Natürlich war auch dieser Bulle in ganz dichtes Gebüsch gezogen, das erst Schritt für Schritt umgelegt werden mußte, um ein Vorwärtskommen zu ermöglichen, und das ohne Knacken von Zweigen nicht abging. —

Neben mir rutscht der Mahiti auf den Knien, dicht hinter mir folgt Lahori mit einer zweiten Büchse. Obwohl die Fährte schweißreich, muß sie doch scharf beobachtet werden. Nur im Schneckentempo geht es vorwärts, 100 Schritte in einer halben Stunde. Immer wieder wird minutenlang gehalten und muß scharf hingehört werden. Hinter uns folgen auf 30 Schritt die beiden anderen Leute. Ist der Bulle schon verendet? — Ist er noch weit gezogen? — Diese und ähnliche Gedanken beschäftigen mich. Nicht das leiseste Wort wechselte ich mit dem neben mir hockenden Mahiti. Leichtes Anstoßen und die Zeichensprache verständigen uns besser als das mir unverständliche Kanaresisch.

Da! — kurz vor uns — knackt ein Zweiglein. — Wohl kaum 5 Schritt von uns entfernt fällt es zu Boden. — Ich gehe in Anschlag. — Einige Sekunden später Finger lang — absetzen. — Es ist nichts, denn das Zweiglein fiel nicht durch die Berührung mit dem Gaur. — Weiter geht es wieder einige Schritte. Da — plötzlich ein leichtes Brechen — nein, dieses Mal muß er es selbst sein. Also ist er doch noch nicht verendet und wartet kampfbereit auf seine Verfolger!

Das kurze und scharf pfeifende Schnorren — unvergeßlich für jeden Gaurjäger, der es einmal gehört — läßt mir im nächsten Augenblick keinen Zweifel mehr. Zehn Schritte vor uns muß er

stecken. Ich liege knieend neben einem Baum im Anschlag. Ich höre deutlich, wie der Bulle die Luft durch den aufgeblähten Windfang einzieht. Er wittert, aber noch ist nichts zu sehen. Jetzt zeigt leichtes Schütteln der Zweige und Zittern der Blätter genau die Richtung, wo er steht, aber noch ist an Schießen nicht zu denken. Wehe dem voreiligen Schützen, der nicht wartet, bis er fein Korn nehmen kann! Hier ist Ruhe und Geduld am Platze. Sekunden werden zu Minuten. —

Nun erst wird er wieder rege, und ich höre das Stampfen eines Vorderlaufs. Die Luft ist ihm nicht klar; mit einem kurzen Vorstoß wird plötzlich aus dem Blätter- und Lianengewirr sein Kopf sichtbar. Seine Lichter sprühen Feuer, trotzig sucht er seine Verfolger. Aber schon hat die Visierlinie meiner Doppelbüchse ihr Abkommen gefunden und im Schuß kehrt machend, verschwindet der grimme Ur und stürzt mit mächtigen Sätzen polternd und krachend den Hang herunter! —

Warum liegt er nicht im Feuer, ich wollte ihm doch mit dem Geschoß den Schädel zerschmettern? — Aber gefehlt habe ich auch nicht! — Der bei mir haltende Mahiti war bei der ersten Bestätigung einige Schritte zurückgekrochen, was ich erst nach dem Schusse bemerkte. Hinter mir hielten Havildar, Lahori und Tuan mit der zweiten Büchse tapfer aus. Nun lasse ich dem Kranken Zeit, da ich weiß, daß er nach seinem ganzen Verhalten bald verenden muß, und kehre zum Lager zurück. —

Am anderen Morgen wird die Nachsuche wieder aufgenommen. Mit derselben Vorsicht geht es wieder auf der Fährte vorwärts. Aber nur an 100 Schritt, da springt der Mahiti neben mir zurück. Bald setze ich die Büchse wieder ab. Die schwarze Masse bewegt sich nicht mehr. Zur Sicherheit wird doch noch ein Stein hingeworfen. Dann erst gehe ich an meine Beute heran.

Welch eine gewaltige Trophäe trägt dieser Einsiedler! — Es ist die Frage, welchem von meinen drei stärksten Bullen der Vorrang zu geben ist. Jenem von Mysore mit seiner fast einzig dastehenden Wucht, demjenigen von Parianpadam I Cochin in seiner einzigartigen Form oder diesem mit seiner weiten Auslage von 39½ Zoll, also einem Meter, und dem Umfang von 19 Zoll (48½ cm).

Ein Blick auf das ganze Gebäude bestätigt das Mitglied der „royal caste", wie Matthai sagen würde. Ein alter Herr aus der Höhengaurkaste mit muskulösem schlankem Körperbau, kleinen Schalen, langer Wamme. An einen Baumstamm gelehnt, war er

verendend zusammengesunken, als seine Läufe den gewaltigen Körper nicht mehr tragen wollten. Der Fangschuß hatte seinen Backenknochen dicht unterhalb des rechten Sehers zerschmettert, und der Unterkiefer hing ihm herunter, wie auf der Aufnahme ersichtlich. Es fiel mir auf, daß die Stirn im Vergleiche zu den Cochin-Gaurs eine mehr dunkelblaue als graue Färbung aufweist, während die Iris der Seher so hellblau zu sein schien, wie ich sie von dem Gaur von Mysore und dem im Zoologischen Garten in Berlin befindlichen Bullen her kenne, während die Iris der Cochin-Gaurs mehr ein dunkles Blau zu zeigen scheint. Seine Höhe, an der Schulter gemessen, betrug genau 6 Fuß. Die Wamme zeigte die stattliche Länge von 71 cm (28 Zoll) (Mysore-Bullen-Wamme 41 cm [16 Zoll] bei einer Breite von 17 cm [6½ Zoll]). Hiermit glaube ich endgültig die Ansicht widerlegt zu haben, daß Gaurs keine Wamme aufweisen sollen, wie Mr. Stuart Baker u. a. behauptet haben. Einige Zähne im Kiefer waren bei dem hohen Alter des Bullen schon verloren. Obwohl er lange nach der Brunftzeit am 22. Januar erlegt, war ein sehr starker Brunftgeruch noch bemerkbar. Das Wildbret hingegen war außerordentlich zart und schmackhaft. Ich sandte ein Lendenstück durch Eilboten an Mr. Bell nach Kadra, welcher sich über meine Aufmerksamkeit freute, aber Gaurwildbret wie viele Sportsmen zum Genuß für ungeeignet hält. Auch hier liegt nur ein Vorurteil zugrunde, denn ich habe niemals zuvor besseres Wildbret genossen, wie es Gaurs liefern. Auch die ältesten Bullen haben im Gegensatz zu den Wildbüffeln das denkbar zarteste Wildbret von einer Güte, wie sie das Fleisch der zahmen Mastochsen kaum aufweist. Leider ging der Tag, an dem ich die Gaurtrophäe erbeutete, nicht ohne einen ernsten Zwischenfall ab, der für einen der Treiber unangenehme Folgen haben sollte.

Da es noch früh am Tage, so ließ ich einen Hang in Richtung auf eine Salzlecke nehmen, die viele Gaur-, Hirsch- und Saufährten aufwies, ein Zeichen, daß sie regelmäßig angenommen wurde. Vergeblich hatte ich schon verschiedene Birschen nach dieser Salzlecke unternommen, ohne daß ich zu Schuß gekommen war. Nun hoffte ich auf größeren Erfolg durch ein Treiben. Das laute Geschrei der Treiber, welches Großwild erwarten ließ, wurde plötzlich durch menschliches Wehklagen und Jammergeheul unterbrochen, worauf eine unheimliche Stille folgte. Ich verließ sofort meinen Stand und ging den Treibern entgegen, die einen ihrer Kollegen auf ihren

Schultern herbeischleppten. Der arme Kerl war von einem groben Keiler, der die Treiberlinie durchbrechen wollte, scheußlich zugerichtet worden und sah ganz verstört aus. Der Keiler hatte ihn an 10 Schritte weit geschleift. Abgesehen von vielen Dornenrissen und Hautabschürfungen, hatte ihm das Gewaff eine 6 cm lange Wunde im Oberschenkel, eine kleinere, aber gefährlichere am Unterleib und einen 4 cm langen Hieb über die Hand, mit der er die Angriffe des Keilers abwehren wollte, beigebracht. Ich verband den Bedauernswerten zunächst an Ort und Stelle sowie nach Rückkehr in das Forsthaus. Als ich 4 Wochen später nach Anshi zurückkam, fand ich ihn zwar noch nicht arbeitsfähig, aber in der Heilung begriffen vor.

Ernste und heitere Episoden wechseln im Dschungel oft schnell hintereinander. Unweit von Anshi war eine meiner 4 Ziegen, die mir Mr. Pearson nebst 4 jungen Ochsen in liebenswürdiger Weise unter Schwierigkeiten beschafft hatte, von einem Panther gerissen worden. Gegen 3 Uhr nachmittags saß ich auf der schnell an einem Baum befestigten Ansitzleiter auf. — Die getötete Ziege zeigte deutlich die beiden Fänge des Panthers an der Kehle. Sie war aber im übrigen nicht angeschnitten, scheinbar mehr aus Mordlust gerissen als aus Hunger. In solchen Fällen ist die Wiederkehr einer Großkatze zum Luder eine Seltenheit. Da das starke Tau, mit welchem die Ziege an einem Baum verknüpft war, durchgerissen und die Ziege selbst noch an 30 Schritte weit in das Dikkicht geschleppt war, so konnte ich auf eine Rückkehr des Panthers in diesem Falle doch wohl hoffen.

Es war eine glückliche Idee, Lahori „unter“ meinem Sitze auf der Leiter Platz nehmen zu lassen und nicht über mir; „man kann nie wissen, was passiert.“ So auch hier. — Die kleinen gelben Glanzfruchttauben girrten emsiglich zu Dutzenden vereint auf einem nahen Akazienbaum. Mit lauter Stimme schrie der braungrüne Schneider-Vogel (Orthotomus sartorius) seine einfache aber eindringliche Melodei. Tau—hi, tau—hi, tau—hi klang es immer wieder durch das Bambusendschungel, er schien gar keine Pause eintreten lassen zu wollen. Noch häufiger wie in Cochin ließ sich hier der eigentümliche Gesang der blauen Malabardrossel (Myiophoneus horsfieldi Vig.) vernehmen, der ein wenig an den unseres Vogels Bülow erinnert. Ihren vielseitigen urkomisch klingenden Lauten und Anschlagwendungen kann man stundenlang zuhören. — Sie setzt stets an, als ob sie ein Lied beginnen wollte, das sie

aber nicht zu Ende bringt und nach einigen tiefgestimmten und verschiedenen Ansätzen abbricht. So hat ihr auch der Anglo-Indier den Namen „the idle Schoolboy“ gegeben, da man glauben mag, ein Schuljunge mache seine ersten Pfeifversuche, um bald in tiefsten Tönen überzeugter Wichtigkeit zu entgleisen. So ist diese Gesangsstümperei unterhaltender, als das flotte Lied vieler anderer Vögel.

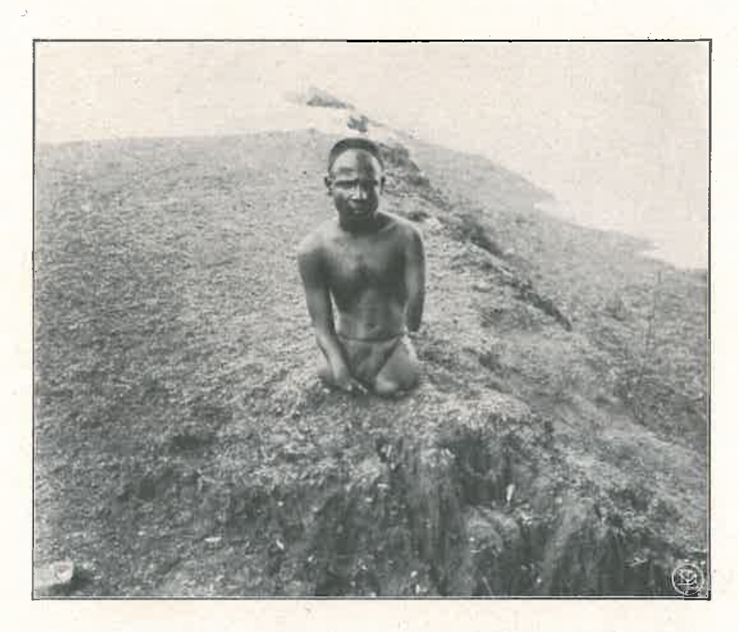
Ich wurde aus meiner Andacht durch ein Geräusch im trockenen Laube gerissen, das sich dem Luder zu nähern schien. Als das laute Tappen näher kam, glaubte ich schon den Panther erwarten zu können. Lahori schien derselben Ansicht zu sein, was sich durch vernehmliches Klappern seiner Zähne verriet. Statt eines mächtigen Panthers erschien aber ein kleiner Mungo (Herpestes vitticollis) auf der Bildfläche, einer der bekannten liebenswürdigen Schlangentöter „Rikki-Tikki“ aus Kiplings Dschungelbuch. Macht der kleine Kerl einen Höllenspektakel im Laub! — Er schien das Luder zu wittern und versuchte mit dem nackten stets in Bewegung befindlichen Näschen — pardon, lieber Waidmann — in eifriger Geschäftigkeit die Lage des Luders auszukundschaften. Diese Ichneumonrasse vertritt in Wirklichkeit unseren Marder in bezug auf Raub- und Mordlust. Wie so oft muß auch hier der liebenswürdige Eindruck, den man von dem putzigen Tierchen in der Tierfabel erhält, vor den Schandtaten verblassen, die gerade dieser Mörder unter den kleinen Säugetieren anrichtet.

Lahori atmete erleichtert auf, als er den munteren Gesellen erblickte. Aber in diesem Augenblick tropfte es leise und langsam von seinem Sitze mit lautem tok — tok — tok in das Laub herab. Ich sehe nach dem Himmel — keine Wolke. — Ja, regnet es denn vom blauen Himmel? — Meine Augen werden größer und schauen stumm auf Lahori herab, der sich nicht regt und rührt. Und weiter geht es von seinem Sitze aus in immer lebhafterem Tempo — tok — tokke — tokke — Nach und nach dämmerte es in mir auf. Aus seinem weitbauschigem Muselmanngehöse tropfte es sanft — das Wässerlein — an Eile immer mehr zunehmend.

Nunmehr machte sich mein Erstaunen in einem leisen Flüstern Luft: „Bist du denn ganz verrückt?“ — Aber er regte und rührte sich immer noch nicht, — das Unheil war da. Rikki — tikki — tavi aber hatte das Näschen mit Witterung reichlich gefüllt und verließ den Regenplatz laut und ärgerlich schnurrend, um sich in Sicherheit zu bringen. Fünfzig Schritte davon blieb Rikki — tikki



Krüppel in Bombay (Rachitis oder Kinderlähmung ?).



Krüppel in Mangalore (Sirenenbildung ?).



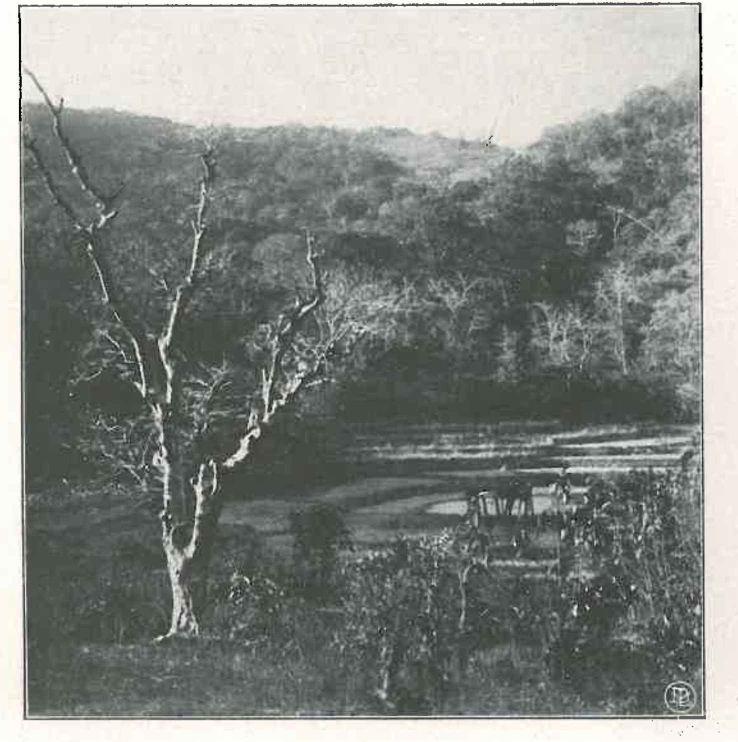
In Karwar vor der Abfahrt in das Dschungel.
Mr. Ralph Pearson, jetzt Direktor der Forstschule in Dehra-Doon.



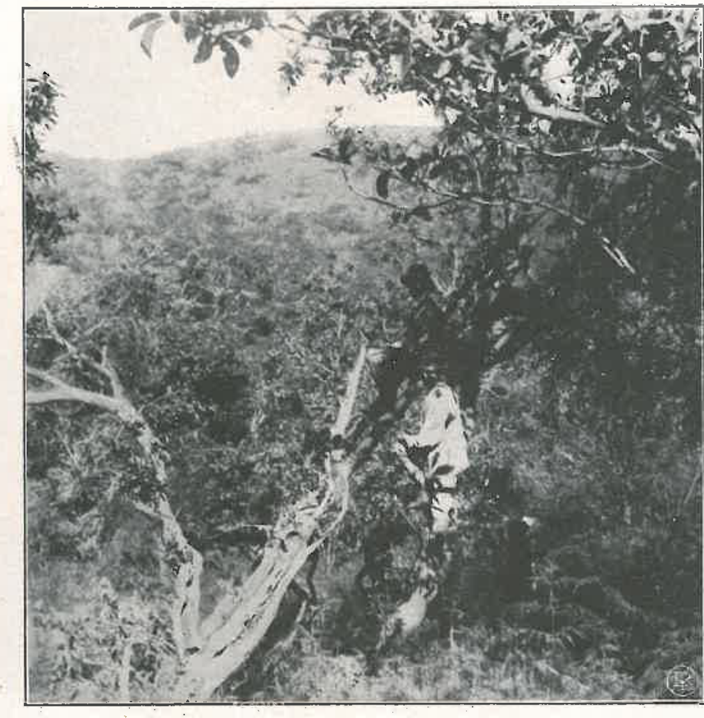
Mein zahmer Sambar, der noch heute im Zoo Berlin lebt.
Schlangenbeschwörer in Kadra.



Der Kalinadi-Fluß bei Kadra.



Das Treiben, in welchem ich meinen kapitalen Gaurbullen erlegte.



Die in Nord-Kanara gebräuchliche Ansitzleiter.



Mein bester Gaurbulle von Nord-Kanara. Der Unterkiefer hängt ab, der vom Geschoß beim letzten Angriff zerschmettert wurde.



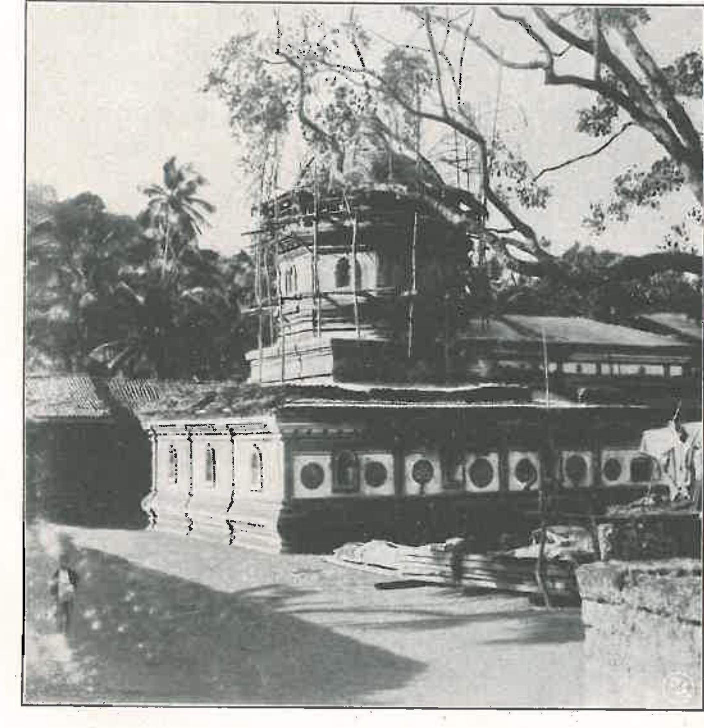
Der Tiger von Anshi (Havildar und Tuan).



Ein „Lingam“ am Wege von Bombay nach Parel.



Zebukarren der Pilger nach Ulvi.



Der Tempel in Ulvi.



Ein Festwagen der Lingayaten in Ulvi.



Festzug der Lingayaten in Ulvi.



Lingayatensänger in Ulvi.



Erlegter Panther in Khamsitody.



Lager bei Khamsitody. Im Vordergrund Dienerzelte. Im Hintergrund links die Küche, rechts mein Zelt.



Trophäen im Lager von Khamsitody.

wieder halten und ließ nun eine Stunde lang von demselben Flecke aus seinen Warnungsruf vernehmen, der dem des Marders nicht unähnlich klingt.

— Rik — tik — tikhi — thsak! —

Natürlich war nun an eine Rückkehr des Panthers nicht mehr zu denken. Ich tröstete mich in dem Gedanken, daß ich Lahori nicht über mich gesetzt hatte. Bald schimpfend, bald lachend zog ich heimwärts, und nichts tut auch im Dschungel wohler, als eine herzliche Lache. — Guter Lahori, du sonst so tapfres Tigerherz! Wie hätt' ich das von dir gedacht! —

Und ich begab mich weiter fort, schnell an einen anderen Ort. —

Im Verlaufe meines Marsches in der Richtung auf Belgaum konnte ich mich überzeugen, daß der Gaurstand von Nord-Kanara mit zu den besten in Indien gehört. Mehrfach hatte ich Gaurs im Treiben, meistens Herden, die in der Regel kurz vor der Schützenlinie zurückgingen. Sie lassen sich gewöhnlich mit noch geringerem Erfolg treiben, wie unser Rotwild und die indischen Sambarhirsche. Sehr frühzeitig werden sie beim Angehen der Treiber rege, gehen zunächst flüchtig eine Strecke weit vorwärts, verhoffen dann und lassen die Treiber nahe herankommen. Obwohl sie in den meisten Fällen keinen Wind von der Schützenlinie her bekommen konnten, brachen sie dann plötzlich durch die Treiberlinie, seltener an einer Flanke durch. Sobald sie wirklich herausgefunden, daß sie in eine bestimmte Richtung getrieben werden sollten, gehen sie mit der Kürze des Entschlusses, welcher die Gaurs von allem Wilde nächst dem größeren Raubzeug auszeichnet, zurück. Mehrere Male wurden sie auch vorzeitig durch meine Posten auf den Bäumen zurückgescheucht, die zu frühzeitig Lärm machten, und ein Durchbrechen an ihrer Stelle auf jeden Fall verhindern wollten. Bei den verschiedenen Herden, die meinen Stand passierten, konnte ich keinen einzigen guten Bullen entdecken. Der Schuß auf einen Herdbullen ist mir, nachdem ich so viele und gute Einzelbullen erlegt habe, höchst unsympathisch geworden. Den einzigen Einzelbullen, der meinen Stand bei Coombarawada anlief, schoß ich auf eine Entfernung von 2 m — ganze zwei Meter — glatt anbei. Ich hatte diesen Einzelbullen frisch durch einen Gebirgsbach einen Hang hinauf gespürt, den ich nun treiben ließ.

Meine Leiter ließ ich an einen Baum neben der Fährte über den vielleicht 4 m breiten Bach befestigen, dessen Ufer dicht bewachsen waren, so daß mir nur die Breite des Baches selbst als Schußfeld

übrig blieb. Kaum war der Trieb angegangen, so hörte ich schon brechen und bald überfiel der Bulle den Rückwechsel über den Bach. Ich warf dem dicht seitwärts unter mir vorbeirasenden Einzelgänger nun ein Geschoß zu, als die Mündung der Büchse vom Rücken des Gaurs kaum mehr als 2 m entfernt war. In seiner ganzen Größe hatte ich ihn gefehlt. Fast hätte er mit seinem Gehörn meine Sitzleiter mitgenommen, da er dieselbe fast berührte und mich dabei wohl gerade nicht sanft in das rauschende Bächlein befördert. Nachsuche war zwecklos und heil stieg ich von meinem Thron. Ich bemerkte an den Gesichtern meiner Treiber von Coombarawada, daß meine Schießkunst sie enttäuscht hatte. Sie sagten sich, wenn der Sahib schon auf diese kleine Distanz vorbeischießt, wie wird er dann erst auf weitere Entfernungen vorbeihauen! Als ich anderen Tages ein Zwergmoschustier und einen groben Keiler zur Strecke brachte, die ihnen, da sie zu einer niederen Hindukaste gehörten, das gewünschte Wildbret verschafften, waren sie wieder mit dem Sahib ausgesöhnt.

Hier zog ich mir aber wieder das Mißfallen von Lahori und der anderen mohammedanischen Diener zu, da ich keine Scham zeigte, ein unreines Schwein zu erlegen. Selbst die Erlegung eines Wildschweines ist eine unsaubere Handlung, von der Berührung ganz zu schweigen. Sind sie allein, sagen sie gar nichts. Sind aber noch andere Glaubensgenossen im Lager, dann regen sie sich über den kleinsten Verstoß gegen ihre Religionssatzungen auf, um ihr gläubiges Herz in das richtige Licht zu setzen. So ist es auch bei anderen Leuten! — Ich gab dem Keiler das 9,3 mm Geschoß 5 cm hinter das Blatt. Auch der indische Keiler zeichnet selbst bei sehr gut sitzenden Geschossen in der Regel nicht. Zwanzig Schritte weiter brach er verendend zusammen.

Das indische Wildschwein (Sus cristatus) ist im großen und ganzen geringer als das europäische (Sus scrofa). Es ist etwas schlanker gebaut, und die Schwarte ist nur mit wenigen grauschwarzen Borsten bedeckt. Ein breiter Kamm hoher Borsten zieht sich von den Gehören auf dem Rücken hin, wie bei tropischen Wildschweinen die Regel. Der Borstenkamm bei diesem alten Keiler zeigte schon mehr eine graue Färbung. Außerdem zierte ein prächtiger Kotelettenbart die Kinnbacken dieses Einzelgängers, der geeignet schien, für Bartkünstler, die auf Abwechslung sinnen, diese so prächtige Barttracht für Herren zu einer neuen Mode zu „kreiren". — Die Länge des Keilers bis zum Pürzel be-

trug 1,54 m, mit dem Pürzel 1,84 m, bei einer Schulterhöhe von 85 cm. Seine Gewehre waren als gute anzusprechen, da sie 6 cm aus dem Gebrech herausragten. Wie ich mich schon früher in Mysore und in Anshi wiederum persönlich überzeugen konnte, sind die alten Einzelgänger sehr wehrhafte Bassen und von demselben Mute beseelt, wie grobe bejahrte europäische Keiler. Hier in den Bergen von Kanara, wo pig-sticking nicht möglich, gilt es auch für den Anglo-Indier als waidmännisch, dieselben zu schießen. —

Nur einmal vorher in den Zentralprovinzen habe ich in Indien während der Nacht so gefroren, wie hier in den engen Quertälern des Nord-Kanara-Plateaus, zirka 600—800 m über dem Meere, abseits der Heerstraße. Die Temperatur ging gegen Morgen bis 3° C herunter, mittags zählte ich in meinem Zelte 27° C und schon gegen 6 Uhr abends zeigte mein Thermometer nur noch 12° C. Der Temperaturunterschied war zu groß, und schnell hatte ich einen tüchtigen Bronchialkatarrh weg, der zwar meinen Vormarsch nicht aufhielt, aber auf mein Allgemeinbefinden ungünstig wirkte.

Eine Menge Dschungelhühner (Gallus sonnerati) sah ich hier in Jellali, die sich am reifen Samen von Bambusen, der stellenweise die Erde bedeckte, gütlich taten. Bekanntlich blühen und samen alle Bambusen nur einmal, dann werden die Sträucher dürr und sterben ab. Da der Samen unregelmäßig zu verschiedenen Jahreszeiten reift, so ist es mehr ein Zufall, solchen zu erhalten. Mir war daran gelegen, frischen Samen für den Bambusengarten des Mr. Jean Houzeau de Lehaie à l'Ermitage bei Mons in Belgien zu besorgen. Hier hatte ich die Freude, den Samen einer seltenen Bambusenart (Orynanthera monostigma) zu finden. Bisher war es mir nur gelungen, Samen gewöhnlicher Arten, wie Bambusa arundinacea aus den Nilgiris und Cochin, sowie Bambusa spinosa von Cochin abzusenden. Mit Vergnügen hörte ich später, daß die jungen Pflanzen dort gut gedeihen. Von meiner sechsten Indienreise 1913 gelang es mir, Bambusensamen verschiedener Arten aus Burma, wie auch Samen und junge Schößlinge der wunderbaren Dendrocalamus giganteus, Munro, aus dem botanischen Garten in Peradeniya auf Ceylon, dem obigen Garten mitzubringen. Zum ersten Male ist dieser Versuch in Europa gelungen. Die Schößlinge sind gediehen, wie auch der Samen aufgegangen ist, während die gleichzeitigen Versuche in Kew Gardens fehlschlugen.

Die Tiger, auf welche mich Mr. Murray in Shantavadi, Jellali und Joida scharf gemacht hatte, geruhten nicht zu Hause zu sein,

und eine Bärenbirsche, nahe dem letztgenannten Orte, war auch vergeblich. Hier versuchte ich in aller Frühe den schwarzen Meister Petz bei der Einfahrt in die Bärenhöhle, ähnlich wie man in Deutschland dem Dachs vor dem Bau aufwartet, abzufangen. Auf einer Bergkuppe, wo sich riesige Granitblöcke in wildem Durcheinander türmten, befanden sich mehrere Höhlen. Ein heimkehrender Bär mußte uns im Morgengrauen wohl gewindet haben, denn er schliefte nicht ein und nur ein kurzes, zweimaliges Gebrüll zeigte mir an, daß Petz, hier Aswal (Melursus ursinus) genannt, vergrämt war. Obwohl dieser Bär über Vorderindien und Ceylon verbreitet ist, habe ich eine Decke dieser Rasse meiner Sammlung nicht einverleiben können.

Noch mehr wie Meister Petz war ich selbst vergrämt und beschloß, das nur 25 km von Coombarawada entfernte Ulvi aufzusuchen, in dessen Umgebung die steilen und wildromantischen Felsentäler ein beliebter Aufenthaltsort für Tiger und Panther sein sollten. Aber noch ein anderer Grund bestimmte mich, diesen malerisch gelegenen Ort aufzusuchen. Ulvi ist der Hauptwallfahrtsort der Hindusekte der Lingayaten. Dort soll Basava, ihr Gründer, im Jahre 1150 gestorben sein. Das Hauptinteresse von Ulvi bildet der uralte Laterit-Tempel von Basaveshvar, der ohne besondere architektonische Schönheit von einer hohen Mauer umgeben ist.

Schon in Joida, Coombarawada und anderen Orten fiel mir die große Zahl der Pilger auf, die mit ihren Ochsenkarren in langen Zügen auf den Straßen Ulvi zustrebten und hauptsächlich die Nachtzeit, wie die Lastfuhrwerke gewöhnlich in Indien, zum Marsche benutzten. Das helle silberne Läuten und Klingen der vielen Glöckchen, mit denen die heiligen Ochsen geschmückt sind, und das Quietschen, Knarren und Rumpeln der hölzernen Speichenräder und Achsen wollte oft des Nachts stundenlang nicht aufhören. Zug folgte auf Zug an meinem Lager dicht neben der Straße vorbei und das fortwährende Antreiben und Geschaute der Ochsentreiber störte unliebsam meinen Schlaf. In der Regel beherbergten die Karren ganze Familien, die aus Mysore, Dharwar und Belgaum kommen, um ihren höchsten Festtag an heiliger Stätte zu begehen. Galt es doch, das höchste Fest der Lingayaten, nämlich Shiva Ratri, d. h. Shivas Nacht, dort wie alljährlich Anfang Februar mehrere Tage zu feiern. Wie gewöhnlich die Geschichte aller Hindugottheiten, so sind auch die Legenden Shivas gleich einem Gewebe der wunderlichsten Fabeln.

In der Regel zollen die Hindus den zwei großen Gottheiten Vishnu und Shiva gleiche Ehren. Eine Ausnahme machen sie mit Brahma, da Brahma seine eigene Tochter Sarasvati heiratete. Um seiner unwiderstehlichen Leidenschaft zu ihr besser frönen zu können, verwandelt er sich in einen Hirsch und seine Frau in eine Hirschkuh. Da er in dieser Weise wider die Naturgesetze verstoßen, hat er weder spezielle Tempel, noch werden ihm gottesdienstliche Handlungen oder Opfer dargebracht[1]. Brahma wird tatsächlich nirgends öffentlich Anbetung gezollt.

Ich persönlich glaube nicht, daß diese Fabel die richtige Erklärung dafür sein kann. Denn sonst dürften auch die Hindus aus demselben Grunde weder Shiva noch Vishnu öffentlich anbeten, da auch die meisten Legenden dieser beiden Götter einen erotischen Beigeschmack aufweisen. Die Hindus geben im allgemeinen weder Shiva noch Vishnu den Vorzug. Jedoch haben sich im Laufe der Zeit eine Anzahl Sekten gebildet, welche ausschließlich dem einen oder dem anderen Gotte ihre Opfer darbringen. Es gibt Vishnuanbeter, auch Namadaris genannt, und Shivaanbeter, die sich Lingadaris oder Lingayaten nennen. Von diesen letzteren soll hier die Rede sein.

Beide Sekten haben ihre besonderen Unterschiedsabzeichen. Die Vishnuanbeter tragen das Namam-Emblem, welches sie auf die Stirn malen und das einen Dreizack, die Waffe Vishnus, versinnbildlichen soll. Es wird mit einer Art Lehm, Namam genannt, aufgetragen. Das wohl allen Indienfahrern bekannte Abzeichen der Shivaanbeter ist das Lingam, das Symbol Shivas. Die Lingayaten glauben, daß derjenige, welcher dasselbe trägt, nicht unrein werden kann.

Man muß den vorzüglichen und sorgfältigen Beobachtungen des Abbé J. A. Dubois mit Recht das Verdienst zusprechen, daß er uns in das Seelenleben der Hindus wie sonst kaum ein anderer Forscher mit seltener Objektivität, besonders wenn man an seinen geistlichen Stand denkt, eingeführt hat. Man muß aber auch hier stets in Betracht ziehen, daß er ein Missionar war, welcher die Andersgläubigen bekehren will, und daher schon als überzeugter Christ gegenüber anderen Religionen voreingenommen sein muß. Ein Gläubiger kann in einem solchen Falle niemals so objektiv über die Vorzüge und Schwächen seines gegnerischen Konkurrenten

---

[1]) Dubois-Beauchamp, „Hindu Manners and Customs", Pt. III. Kap. V. S. 620.

urteilen, wie es für die strenge Wahrheit wünschenswert erscheint. Es werden ihm stets mehr die Schwächen des Konkurrenten in die Augen fallen, hauptsächlich, wenn es sich um religiösen Glauben handelt. Aber dennoch hebt sich sein Werk im Verhältnis zu den Berichten anderer Missionare über fremde Religionen vorteilhaft ab, und seine Beobachtungen sind richtig und wahr, soweit sie nicht mit dem eigenen Glauben in Konflikt geraten.

Dubois schildert unter den verschiedenen Purana-Erklärungen die Lingapurana, die uns über die Entstehung des Lingams folgende Legende erzählt:

„Brahma, Vishnu und Vasishta, begleitet von einem großen Gefolge berühmter Penitenten (Bußfertigen), besuchten eines Tages die Kailasa, das Paradies von Shiva, und überraschten Shiva im intimen Verkehr mit seinem Weibe. Shiva wurde nicht im geringsten durch die Anwesenheit seiner hohen Besucher außer Fassung gebracht und zeigte so wenig Scham, obwohl er in dieser obszönen Situation ertappt wurde, daß er seine Tätigkeit ohne Rücksicht auf die Zuschauer fortsetzte. In Wirklichkeit war der schamlose Gott durch reichlichen Alkoholgenuß so betrunken, daß er sich seiner schlechten Führung nicht bewußt war.

Beim Anblick dieser Szene wurden die Gäste tief entrüstet, und nur einzelne, darunter auch Vishnu, begannen zu lachen.

Sie sagten Shiva, daß er ein Satan sei. „Ja, du bist noch schlimmer als ein Teufel. Du sollst in Zukunft seine Gestalt haben und alle seine Schwächen besitzen. Wir kamen hierher, um aus Freundschaft dich zu besuchen, und du machst uns zum Zeugen deiner brutalen Sinnlichkeit. Möge von jetzt ab keine tugendhafte Person mit dir irgend etwas zu schaffen haben. Mögen alle, welche sich dir nähern, als Biester betrachtet werden, und sei du selbst aus der tugendhaften Gesellschaft verbannt.

Daraufhin zogen sich die Götter und die Penitenten mit Schamgefühl zurück. Nachdem Shiva wieder zu Sinnen gekommen, fragte er seine Diener, wer dagewesen sei, um ihn zu besuchen. Sie erzählten ihm alles und beschrieben die ärgerliche Haltung, welche seine hohen Gäste eingenommen hätten. Die Worte dieser Leute trafen Shiva und seine Frau gleich einem Donnerschlag, und beide starben vor Kummer in derselben Stellung, in welcher die Götter sie überrascht hatten.

Aber Shiva wünschte, daß die schamlose Tat, welche die Ursache seines Todes war, unter den Menschen gefeiert werde, und so

bestimmte er: „Meine Scham hat mich getötet. Aber sie hat mir ebenso neues Leben gegeben und eine neue Gestalt, welche der Lingam ist. Ihr bösen Geister, meine Untertanen, betrachtet ihn als mein doppeltes Selbst. Ja! — Ich bin der Lingam und ich befehle, daß von jetzt ab die Menschen ihm ihre Opfer und Anbetung darbringen. Diejenigen, welche mich in diesem Lingam-Symbol verehren, sollen ohne Fehl alle ihre Wünsche erfüllt erhalten, sowie einen Platz in Kailasa. Ich bin das höchste Wesen und so auch mein Lingam. Es ist ein Werk höchsten Verdienstes, ihm die Ehren zu erweisen, welche einem Gott gebühren. Von allen Bäumen liebe ich am meisten den Bilva-Baum (Aegle marmelos). Wenn irgend jemand meine Gunst erlangen will, so muß er mir die Blätter, die Blüten und die Früchte dieses Baumes opfern.

Hört noch einmal, ihr bösen Geister, meine Untertanen. —

Diejenigen, welche am 14. Tage des Monats Makha (Februar) zu Ehren meines Lingams fasten und diejenigen, welche in der folgenden Nacht Puja tun und mir die Blätter des Bilvabaumes darbringen, sollen sicher einen Sitz in Kailasa höher sitzen.

Hört noch einmal, ihr bösen Geister, meine Untertanen.

Wenn ihr wünscht, tugendhaft zu werden, so lernt die Wohltaten kennen, welche von den Ehren, die ihr meinem Lingam darbringt, kommen sollen. Diejenigen, welche Bilder aus Erde oder Kuhdünger davon herstellen oder Puja in dieser Form bringen, sollen belohnt werden. Diejenigen, welche sie aus Stein herstellen, sollen siebenmal mehr belohnt werden, und sollen niemals in den Bann des Fürsten der Finsternis gelangen. Diejenigen, welche sie aus Silber anfertigen, sollen siebenmal mehr als die letzteren, und die, welche sie in Gold herstellen, wiederum siebenmal noch mehr sich verdient machen. Geht, meine Priester, hin und lehrt diese Wahrheiten den Menschen und zwingt sie, den Gottesdienst meines Lingams zu pflegen.

Der Lingam ist Shiva selbst. Er ist weiß. Er hat drei Augen und fünf Gesichter. Er ist mit einem Tigerfell geschmückt. Er existierte vor der Welt und er ist der Ursprung und der Anfang allen Wesens. Er zerstreut unsere Schrecken und unsere Furcht und gewährt uns die Erfüllung all unserer Wünsche.“ —

Diese Religion ist nur eine von den vielen, die im Hinduismus zusammengefaßt sind. Auf jeden Fall ist die Geschichte lehrreich, und zeigt den Menschen, wie eine Religion in die Welt gesetzt wird. Diejenigen, welche gern einen neuen Götterglauben oder eine

Sekte irgendwelcher Art gründen wollen, sei das Studium der verschiedenen Purana-Erklärungen dringend empfohlen. Ohne Zweifel hat das obszöne Symbol allegorische Bedeutung, und war zuerst als der Typus der wiedergestaltenden Naturkräfte, die Zeugungsquelle alles organischen Lebens gedacht. Im übrigen ist der Lingam analog dem Priapus der Römer und dem Phallus der Ägypter und Griechen, die Gottheit der Fortpflanzung.

Der Lingam entspricht auch in einiger Beziehung dem Namam der Vishnuanbeter, welcher wiederum nicht unähnlich dem Baalpoor oder Belphegor der Moabiter war. So tragen Lingayaten den Lingam öfters im Haar befestigt oder um den Oberarm. In der Regel aber auf der Brust in einem kleinen Silbergehäuse. Obwohl die Kinder dem Glauben ihrer Väter folgen, so werden sie doch nicht schon als der Sekte zugehörig geboren. Sie müssen erst ein bestimmtes Alter erreichen, um vom Guru, dem Oberpriester, durch eine bestimmte Zeremonie, Diksha genannt, den Vishnuviten oder Lingayaten eingereiht zu werden. Dann erst dürfen sie auch die Abzeichen ihrer Sekte tragen. Wo überall der Lingam gefunden wird, da ist der Thron der Gottheit ohne Unterschied von Kaste und Rang, denn der Lingam macht alle Menschen vor ihm gleich. Hierin liegt für die Kastenzerrissenheit der Hindus eine tiefe soziale Bedeutung. Die Lingamstätte ist ein Ort der Toleranz. Ich wußte, daß ich in Ulvi von seiten der Tausende von Pilgern keine fanatischen Exzesse erwarten durfte. So konnte ich mich während meines zweitägigen Aufenthalts als einziger Weißer unter den Massen von Pilgern unbelästigt frei bewegen, ohne daß auch nur der geringste feindselige Blick mich als Ungläubigen traf. An beiden Tagen fand eine große Prozession statt, wo ein riesiger Festwagen, wie sie gewöhnlich bei Hindufestlichkeiten gebräuchlich sind, unter betäubendem Geschrei und den Rufen „Harra, harra Mahado" von den Gläubigen selbst die Dorfstraße entlang gezogen und mit Kokosnüssen in Massen bombardiert wurde. Ich hatte während der Prozession den Eindruck einer ernsten Gläubigen-Masse, wenn sie auch nachher sich alle den Vergnügungen eines Jahrmarkts hingaben. Wurde doch speziell Shiva Ratri gefeiert, worüber die Skande purana folgende hübsche Legende zum Besten gibt[1]:

„In der Stadt Varanasi wohnte ein Mann, der zur Boya oder Jägerkaste gehörte, und sich eines sehr heftigen und leidenschaft-

[1]) Dubois, Appendix III, S. 711.

lichen Temperaments erfreute. Als er eines Tages auf der Jagd im Walde war, erlegte er eine große Menge Geflügel, das er kaum selbst zu tragen vermochte. Es wurde Nacht, und da er seine Beute nicht im Stiche lassen wollte, zumal er die vielen wilden Tiere fürchtete, so hing er dieselbe an den Zweig eines Bilvabaumes, und kletterte selbst darauf, um so die Nacht in Sicherheit zu verbringen. Es wurde sehr kalt, er war sehr hungrig und halb tot vor Furcht verbrachte er eine sehr üble Nacht. Am Fuße des Baumes war ein Lingam, welcher der Retter des Jägers sein sollte. Er mußte häufig seinen Sitz zwischen den Zweigen des Baumes ändern und seine Bewegungen verursachten das Herabfallen einiger Tautropfen, sowie einiger Blätter, Blüten und Früchte auf den Lingam am Fuße des Baumes. Shiva, dem diese Nacht gerade heilig ist, war durch das seinem Symbol dargebrachte Opfer sehr erfreut, und so erhielt der Jäger Absolution von allen seinen Sünden. Der Jäger kam am anderen Morgen nach Hause, starb aber einige Stunden darauf. Shiva entriß nun nach vielen Kämpfen mit dem König der Hölle demselben die Seele, und sie erhielt einen ehrenhaften Sitz in Kailasa."

So berichtet die Sage, und die Lingayaten verbringen die Shiva-Nacht in Opfer und Anbetung jedes Jahr. Man soll nun nicht erwarten, daß ob des erotischen Beigeschmacks, welchen die vielen Shiva- und Lingamlegenden aufweisen, irgendwelche obszönen Schauspiele sich dem Besucher des Festes darbieten würden. Davon habe ich nichts bemerken können. Während des Tages verlief das Fest durchaus friedlich ohne jede anstößigen Szenen. Ob die Pilger und Pilgerinnen nun nachts speziell Hausfeste, wie zum Beispiel eine Sakti puja[1]) mit der Anbetung des Lingams verbunden haben, konnte ich nicht feststellen. Im großen und ganzen war die Hauptstraße nur ein riesiger Basar, und die vielen Händler machten nächst den Priestern die besten Geschäfte. —

Einige Tage später waren die Massen wieder abgezogen und in alle Winde zerstreut. Ulvi lag wieder für ein Jahr im stillen Frieden und in der idyllischen Ruhe seiner herrlichen Umgebung. — Ein Wallfahrtsfest in der Wildnis! — Und das einfältige Volk in seinem krassen Aberglauben oder wohl richtiger orthodoxen Glauben! Ein einzigartiger Zauber liegt auf all den Wallfahrtsorten, welcher Religion ihre Verehrer auch angehören mögen. Es ist im großen und ganzen das gleiche Bild, überall die Macht der Suggestion, und

[1]) Dubois, S. 288.

der Pilger findet den für sein bangendes Herz so nötigen Seelenfrieden in dem Glauben, ein gutes Werk für die Welt jenseits von Gut und Böse getan zu haben. —

Wie vorauszusehen, hatte sich das Wild in der Nähe von Ulvi durch die Völkerwanderung verzogen, und so hatte es für mich keinen Wert, dort zu verbleiben. Nach einem längeren Marsch in Richtung auf Anshi machte ich in der Nähe einer kleinen Ansiedlung, Khamsitody, welche von einer Zahl Reisfelder umgeben ist, halt. Schon gleich nach meiner Ankunft spürte ich auf verschiedenen Dschungelpfaden Panther, die man, abgesehen von der eigentlichen Fährte, noch an ihren häufigen Scharrstellen erkennt. Panther bevorzugen auf ihrer Birsche festgetretene Dschungelpfade, da sie sich auf diesen schnell und geräuschlos fortbewegen können. Die Scharrstellen erinnern ein wenig an das Plätzen eines Rehbocks. Um ihre Pranken zu reinigen oder ihre Krallen abzuschleifen, kratzen sie hier und dort den harten Boden auf. Mehrere Male fand ich in einer Länge von hundert Metern an ein Dutzend Scharrstellen, so daß ich genau die Richtung des Panthers feststellen konnte. Auffällig ist mir auch die häufige Absonderung des Speichels von Panthern, welche ich bei Tigern nie gefunden habe. Tiger schlagen dagegen ihre Pranken häufig in harte Baumrinden, wahrscheinlich zu demselben Zwecke wie die Panther die Erde scharren. In den Zentralprovinzen erinnere ich mich, mit Mr. Hill einen Salbaum gesehen zu haben, der bis 3½ m Höhe die Spuren der Pranken eines Tigers aufwies. Derselbe war, augenscheinlich nur, um seine Krallen abzuschleifen, mehrmals an dem Baume hochgesprungen. —

Kandu, mein junger zahmer Sambar, benahm sich gleich nach Ankunft im Lager sehr unruhig. Unaufhaltsam windete er und wollte flüchten, was nur die Taue, mit denen er an einem Baum befestigt war, verhindern konnten. Er zitterte besonders während der Nacht wie Espenlaub, und konnte nur mit Mühe durch mich oder meine Leute beruhigt werden. Grethel schien dagegen Panther nicht zu wittern, obwohl letztere gerade Hunden gefährlich werden, weil sie Hundebraten allen anderen Leckerbissen vorziehen. Dagegen zankte sie sich mal wieder mit der Cochinschildkröte am gemeinsamen Stammtopf. Letztere zeigte unentwegt ihren stoischen Gleichmut, und wurde nur dann aus ihrer philosophischen Ruhe mit dem starr vorwärts gerichteten Kopfe gebracht, wenn Grethel ihr zu nahe kam. Wenn sie auch selbst nichts aus dem Stammtopf

genoß, so fühlte sie sich augenscheinlich sehr glücklich in der Verteidigung der darin liegenden Fleischbrocken. So hielt sie stundenlang davor Wache. Stellte man ihr einen anderen Napf vor, z. B. einen Wassertopf, so zog sie wütig den Kopf in ihr Gehäuse, und schnellte mit dem ganzen Körper nach vorn, um denselben umzuwerfen, ihre Gewohnheit, um Unmut auszudrücken. Kurz, es war nicht gut mit ihr Kirschen essen. —

Meine jungen Ochsen und Ziegen wurden sofort nach Ankunft im weiten Umkreise ums Lager ausgestellt. Trotz der verhältnismäßig großen Zahl von Panthern, welche ich in der Nähe des Lagers spüren konnte, wurde kein Ochse gerissen, sondern sie zogen die kleinere und schwächere Ziege vor.

Hier machte es mir ein Zufall bequem. Ein Stück Rindvieh, das einem dem Lager benachbarten Ansiedler gehörte, ging ein und wurde von Panthern angenommen. Während ich einige Kilometer von meinem Lager entfernt verschiedene Treiben nehmen ließ, wurde ein Machan am Luderplatz nahe einem ziemlich breiten fast ausgetrockneten Bachbett errichtet. An diesem Tag war mir Diana besonders gewogen. Es wurde einer der erfolgreichsten Jagdtage, die mir in Indien beschieden gewesen sind. Zuerst lief mich ein grober Keiler an, welcher mit einem Geschoß dicht unterhalb der Seher im Feuer roullierte. Er war ein Einzelgänger und wies fast die gleichen Maße wie der Coombarawada-Keiler auf.

Das dritte Treiben enthielt eine Herde Gaurs. Sie hatte nur 150 m von meinem Stande in einer dichten Dornen- und Bambusenhecke geruht und kam gleich zu Beginn des Treibens, als die Treiber kaum angegangen, in wilder Flucht herangetost. Um diese Jahreszeit — wir zählten den 17. Februar — ist das laubabwerfende lichte Dschungel ziemlich übersichtlich, und so konnte ich das herrliche Schauspiel genießen, diese mächtigen schwarzen Gesellen schon von weitem auf mich losrasen zu sehen. Vornweg passierte hocherhabenen Hauptes ein starker Bulle, selbst nicht in der Flucht seinen trotzigen, hoheitsvollen Ausdruck verlierend, meinen Stand auf 20 Schritte. Hinter ihm folgte eine alte Kuh, ein Kalb, eine schwächere Kuh, und den Beschluß machte wiederum ein schwächerer Bulle. Prasselnd und krachend in einer dicken von dem trockenen ausgedörrten Boden aufwirbelnden Staubwolke ging die wilde Jagd an mir vorüber. Ich dachte zunächst gar nicht daran, zu schießen, da ein Herdbulle selten ein gutes Gehörn aufweist. Die Trophäe dieses Bullen schien aber von der Seite gesehen, eine Ausnahme zu

machen, und als der über mir auf der Leiter sitzende Tuan mir zurief: „Very good bull, Sir," zögerte ich nicht länger und ließ fliegen. Im nächsten Augenblick preschten die ihrem Führer nachfolgenden Stücke in alle Windrichtungen auseinander, und als sich die dichte Staubwolke verzogen hatte, lag verendend meine Beute 20 Schritte hinter meinem Stand. Er hatte sich wie ein Hase im Knall überschlagen — mindestens ein 20 Zentnergewicht! — Ein Geschoß auf den Halsansatz hatte diese brillante Wirkung zur Folge. Obwohl noch verhältnismäßig jung, zeigte der Herdbulle eine Auslage von 85 cm ($33^1/_2$ Zoll) bei einem Umfang von 44 cm ($17^2/_8$ Zoll). Welche brave Trophäe müßte er bei dieser hervorragenden Anlage nach weiteren 10 Jahren getragen haben!

Nun brach ich die Treiben ab und bezog nach eingenommenem Mittagsessen gegen 4 Uhr nachmittags die Machan nahe meinem Lager am steinigen Waldbach. Gegen 6 Uhr konnte ich aus der Richtung, aus der ich den oder die Panther erwartete, laute Warnungspfiffe einiger Axishirsche vernehmen. Ich schloß daraus, daß die Panther auf dem Wege zum Luder sein müßten. Eine Viertelstunde später kam mir ein Panther zu Gesicht; nach vorsichtigem Sichern stand er auf 10 Schritte unter meiner Machan. Tuan gab mir das Fingerzeichen, daß noch ein zweiter Panther in Sicht wäre. Da mein Bronchialkatarrh mich noch nicht verlassen hatte und ich einen Hustenkitzel im Halse spürte, den ich nur mit Mühe unterdrücken konnte, hielt ich es für besser, mit dem Spatzen in der Hand vorlieb zu nehmen. So gab ich dem vor mir stehenden Panther das Geschoß, das ihn wie ein Taschenmesser zusammenklappen ließ. Natürlich war der andere Panther, den ich überhaupt nicht sehen konnte, sofort aus dem Gesichtskreis auch von Tuan verschwunden.

Mit 3 Geschossen 3 prächtige Trophäen von verschiedenem Großwild und Raubzeug an einem Tage, bedeutet in heutiger Zeit für Indien einen außergewöhnlichen Erfolg. Vor 50 Jahren mögen solche Strecken bei anglo-indischen Sportsleuten nicht selten gewesen sein.

Bei Panthern findet man unzweifelhaft die größten Unterschiede in Größe, Färbung und Zeichnung, die man gewöhnlich nur für Varietäten hält. Bei dieser Großkatze kann man jedoch die Frage, die Zoologen beantworten mögen, aufwerfen, wo die Varietät aufhört und eine andere Rasse vorliegt. Nach meinen laienhaften Kenntnissen der Systematik gehörte der erlegte Panther sicher zu einer kleinen Rasse, war von weiblichem Geschlecht und

maß nur 1 m 78 cm (5 Fuß 10 Zoll). Die Färbung und Zeichnung dieser kleinen Rasse ist im Gegensatz zur großen Pantherrasse, von der ich einen Vertreter in den Zentralprovinzen erlegt hatte, eine ganz verschiedene. Die Decke dieser Pantherin ist auffallend dunkel und mit dichten kleinen Flecken, weniger mit den breiten Rosetten eines großen Panthers, geschmückt. Sie ähnelt mehr der Decke eines ostafrikanischen Leoparden. Lydekker benennt sie auch demnach verschieden. Wie mir Tuan sagte, habe der zugleich mit diesem Weibchen erschienene andere Panther, wahrscheinlich das dazu gehörige Männchen, genau dieselbe Größe gehabt und auch die dunkle Färbung gezeigt. Ich bin überzeugt, daß diese kleine Rasse in der Freiheit sich nur untereinander und nicht mit der großen Pantherrasse paart.

Einen zweiten Panther schoß ich zwei Tage später über einer meiner gerissenen Ziegen. Von dem Zicklein war nur noch ein Schulterblatt und der Kopf, sorgfältig mit Laub verblendet, von einem Nachtfraße übrig geblieben, so daß der Fund dieser Reste schwierig und nur dem vortrefflichen Riechorgan meiner Leute zu danken war. Ich hatte kaum eine Viertelstunde aufgesessen, als ich schon im trockenen Laube in weiter Entfernung den Panther im Trabe meinem Stande zustreben hörte. Je näher er herankam, um so vorsichtiger und langsamer wurden seine Bewegungen. Schon auf 30 Schritte sah ich ihn, ließ ihn aber noch näher heranpirschen. Einen einzigartigen Genuß von großer Spannung bot mir diese hochinteressante Beobachtung. Ob er die Leiter und die darauf sitzenden Gestalten, aus denen er nicht klug werden mochte, eräugte, oder in der Nähe des Luders nur gewohnheitsmäßig aus Argwohn ein drohendes Gebaren zeigte, vermag ich nicht zu sagen. Auf jeden Fall fauchte er giftig, und die Lefzen weit zurückziehend, zeigte er mir sein kapitales Gebiß mit einem durchaus unliebenswürdigen, bitterbösen Ausdruck. — Jetzt schob sich der Kopf hinter einen Baumstamm, eine Gelegenheit, die ich zum Anbacken der Doppelbüchse benutzte. Langsam und leise knurrend kam der Panther Zoll für Zoll hinter dem Baum hervor, und als das Blatt frei war, sprach die Büchse. Im Schusse überschlug sich die Bestie, und laut brüllend wälzte sie sich den Grabenrand herunter zu den Füßen meiner Leiter. Ein weiteres Geschoß genügte noch nicht, und ich war gezwungen, ihm noch das dritte zu geben. Denn es gehört zu keiner Annehmlichkeit, einem verwundeten Panther ins dichte Buschwerk zu folgen.

Durch die Schüsse herbeigelockt, kamen meine Leute heran, und unter dem beliebten Geschrei für die Gottheit in Ulvi wurde auch der zweite Panther eingebracht. Er war 2 m 8 cm (6 Fuß 10 Zoll) groß, genau um einen Fuß länger wie der erste Panther, ein altes Männchen, und ein Vertreter der großen Rasse. Helle Farbe und große Rosetten zeichneten die prächtige Decke aus, die leider durch die drei zersplitterten Geschosse sieben zum Teil recht große Löcher aufwies. Jetzt nach der vorzüglichen Präparierung durch die Herren Bleil und Wögerer in Cassel sind sie kaum noch zu sehen. Gerade im Präparieren von Katzen leistet diese Firma Vorzügliches. Meine Freude war groß, daß ich grade die beiden verschiedenen Rassen des Felis pardus in ein- und demselben Flußgebiet nebeneinander feststellen konnte. Während der Magen der Leopardin Reste eines Langurnaffen aufwies, fand ich in dem Mageninhalt des männlichen Panthers nur die Überreste der gerissenen Ziege.

In der folgenden Nacht stattete uns ein Panther einen Besuch im Lager ab. Grethel schlug plötzlich gegen 3 Uhr morgens im Dienerzelt, welches nahe der Küchenhütte gelegen, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, recht giftig an, wodurch ich wach wurde. Gleich darauf hörte ich im Küchenzelte einen Gegenstand laut aufschlagen, darauf Tappen eines Tieres im Laube dicht an meinem Zelte vorbei. Ich sprang aus dem Bett und griff zur Büchse. Nichts war aber draußen in der Dunkelheit zu sehen, so daß ich, nachdem auch meine Diener herbeigelaufen kamen, bald wieder den Schlaf des Gerechten fortsetzen konnte. Am anderen Morgen fanden wir eine Gaurkeule, die an einem Baume aufgehängt war, an 10 Schritte weit fortgeschleppt und die Fährte des Panthers.

In der Umgebung des Lagers ließ ich darauf einige Treiben nehmen, deren Bestände eventuell dem Panther als günstige Aufenthaltsorte dienen mochten. Abgesehen von einem Muntjak, dessen geringes Gehörn ich zum ersten Male seit 7 Jahren wieder erbeutete, hatte ich während eines Treibens eine Strecke zu verzeichnen, die in ihrer Eigenart auch einen Rekord darstellte. Ich sammelte nämlich in einer halben Stunde an hundert Läuse, meine alten Bekannten von Mysore und Cochin, von meinen Händen und dem Jagdanzug. Diese blutdürstigen Geschöpfe waren in dem Winterdschungel von Kanara massenhaft vertreten und gedachten auf meiner Haut wahre Orgien zu feiern. Sie hatten wenigstens das Gute, mir den Abschied von Kanara zu erleichtern. —

Wollte ich noch in Burma eine geplante weitere Expedition vor dem vollen Einsetzen des Südwestmonsums ausführen, so war es jetzt hohe Zeit, Kanara, in dessen Dschungel ich 6 Wochen verbracht hatte, zu verlassen.

Ich marschierte nach Kadra zurück und wurde dort wie in Karwar in der liebenswürdigsten Weise von meinen Kanarafreunden aufgenommen, bis mich mein Dampfer nach Bombay brachte. Havildar erhielt noch die von der Regierung ausgesetzten Prämien für den Tiger und die beiden Panther, die er neben seinem Lohn wohl verdient hatte. Mit meiner Beute konnte ich für indische Verhältnisse trotz des im allgemeinen gerade nicht erstklassigen Bunderbasts wohl zufrieden sein, zumal Freund Pearson sich alle Mühe gegeben hatte, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten.

Nord-Kanara, welches in jagdlicher Beziehung unter angloindischen Jägern einen guten Klang hat, entsprach nur zum Teil meinen Erwartungen. Es ist mir persönlich schon zu zivilisiert. Man findet dort nirgends mehr die grandiose Weltabgeschiedenheit, welche mir sonst das indische Dschungel in seiner ganzen Erhabenheit, seinen Freuden und Schrecken, wie z. B. in Cochin, so lieb und teuer machte und zu Forschungen aller Art reichen Anlaß gab. Der Forstmann in Nord-Kanara kennt im Dschungel, das von guten Wegen durchquert wird, gewissermaßen schon jeden Baum und Strauch. Hierdurch geht für mich der eigenartige jungfräuliche Reiz des noch Unbekannten verloren. Der wilde Elefant, der zur charakteristischen indischen Dschungelfauna gehört, ist schon seit vielen Jahrzehnten aus den Kanarawäldern verschwunden und übertritt nur als ein Fremder von Mysore aus gelegentlich die Grenze. Wenn auch eine größere Anzahl Tiger als in Cochin durch das kanarische Dschungel streifen, so sind sie doch auch hier im Laufe der Jahre bedeutend zusammengeschmolzen. Um so häufiger wird der tückische Panther zum Schrecken der Bewohner. Die Bergwaldungen von Nord-Kanara gelten mit Recht zu den besten Jagdgründen der Bombay-Präsidentschaft.

Hier möchte ich noch auf eine große Seltenheit für Indien aufmerksam machen. Nördlich von Bombay bergen die dichten Waldungen von Kathiawar und des Rao von Cutsch noch Löwen. Se. Hoheit, der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein erlegte als einziger Deutscher vor mehreren Jahren in den Ghirdschungels ein starkes Exemplar. Dort wurde auch während meiner

Anwesenheit in Indien im März 1905 der Adjutant des Gouverneurs von Bombay, Major Carnegy, bei der Verfolgung eines angeschossenen Löwen durch denselben getötet. Der Löwe von Kathiawar scheint an Größe und Stärke nach den mir bekannten Maßen dem afrikanischen nichts nachzugeben. Einige sind auch erlegt worden, die eine prächtige, schwärzlich gefärbte Mähne aufwiesen.

Im übrigen birgt die Säugetierfauna Nord-Kanaras herab bis zu Eichhörnchen und Mäusen kaum noch Seltenheiten. Überraschungen sind eher für den kundigen Entomologen im Reiche der Insektenwelt, die noch eine seltene und wertvolle Ausbeute verspricht, zu finden. Möge die Krone indischen Waidwerks, die Jagd auf den wehrhaften Gaur, noch für fernere Zeiten zur Freude aller „Jangli-Walla's" dem Dschungel Nord-Kanaras erhalten bleiben!

VII.

Burma (erster Teil)



Als ich im April 1902 nach meiner Expedition in die Pegu Yoma wieder aus dem Hafen von Rangoon dampfte, um zunächst Siam zu besuchen, war ich mir bewußt, Burma für eins der interessantesten Länder, die ich bisher berührt hatte, erklären zu müssen. War es doch im Vergleich zu Indien eine ganz andere Welt, die mein Auge geschaut hatte. Weist es doch Gegensätze in der Charakteristik des Landes und seiner Bewohner auf, deren Bedeutung ich trotz vorhergehenden Studiums einschlägiger Literatur erst in der Präxis burmanischen Lebens ein wenig erfassen konnte. So war mein Wunsch durchaus natürlich, in dieses Land der Pagoden, wo Milch und Honig fließt, möglichst bald wieder zurückzukehren. Die Ausführung sollte sich aber noch geraume Zeit hinziehen. Schon auf meiner zweiten indischen Reise — nach der Expedition Mysore 1905 — gedachte ich meinen Plan in die Tat umzusetzen, von Chittagong aus quer durch die Berge nach Pakokku am Einfluß des Chindwin in den Irrawaddi zu marschieren.

Dort war mein ehemaliger liebenswürdiger Gastgeber von Pegu, Mr. Christopher Minns J. C. S., inzwischen Deputy Commissioner geworden, der für mich alle Vorbereitungen getroffen hatte, um ein Gelingen meiner Expedition über die hohen Gebirgszüge West-Burmas zu ermöglichen. — Aber erstens kommt es anders, zweitens wie man denkt. — So konnte ich erst im Februar 1909 die alte Fährte wieder aufnehmen und später 1912 zum dritten Male.

Auf allen drei Reisen habe ich das Ziel, das ich mir gesteckt hatte, nicht voll erreicht, und meine Kenntnisse der Fauna dieses so fruchtbaren und interessanten Landes sind daher lückenhaft. Das erste Mal 1902 waren meine Vorbereitungen zur Expedition in die Pegu Yoma recht ungenügend. Bei meinem zweiten Versuche, in dem niederen Hügellande des Shwebo-Distrikts in Oberburma die mir gestellten Aufgaben zu lösen, erkrankte ich frühzeitig und mußte schnell den Heimatswimpel setzen. Ganz vergeblich war aber mein zweiter Besuch Burmas nicht. Ich habe mehr Nutzen

daraus gezogen, als nur meine alten Erinnerungen aufgefrischt. Und schließlich, 1912/13 wurde mir die ersehnte Beute der „Banteng“ zuteil.

Wie bedeutend hatte sich allein Rangoon in den 8 Jahren, seitdem ich es nicht wiedergesehen, verändert! Damals machte die neu erstandene Europäerstadt noch sehr den Eindruck des Unfertigen. Ganz allgemein betrachtet, haben sich die indischen Großstädte sehr verschieden in diesem Zeitraum entwickelt. Madras macht noch denselben Eindruck wie vor Jahren, Calcutta hat nur wenig und Bombay bedeutend zu seinen Gunsten gewonnen. Rangoon dagegen, obwohl es mit diesen letztgenannten Handelszentren noch nicht konkurrieren kann, hat, dank der Erschließung seines reichen Hinterlandes, den schnellsten Aufschwung genommen. Für einen Deutschen ist es besonders erfreulich zu wissen, daß an diesem Aufschwung unsere dort zahlreich ansässigen Landsleute ein gutes Teil mitgewirkt haben. Der Ausfuhr von Teakholz aus Burma, worauf ich schon an anderer Stelle hingewiesen, und besonders von Reis, hat Rangoon in erster Linie seine heutige Größe zu verdanken. In letzter Zeit sind reiche Petroleumquellen erschlossen worden, die schon jetzt sehr ertragreich sind und es in Zukunft noch mehr zu werden versprechen. —

In grauer Vorzeit waren es andere Reichtümer, die zum größten Teil auch heute noch dem glücklichen Lande erhalten blieben und Einwanderer nach Burma von Norden her herbeilockten. Außer den für die damaligen Bedürfnisse der Ureinwohner Burmas so bedeutenden Schätzen an Dschungelprodukten, die auch heute noch dem Forstfiskus größere Summen einbringen, war es u. a. Gold, Silber und Edelsteine, darunter die berühmten burmanischen Rubinen, die verschiedene Volkswanderungen veranlaßten. Die Burmanen stammen nach allen neueren Forschungen aus dem östlichen Tibet und sind ungefähr um das sechste Jahrhundert v. Chr. in mehreren Zügen eingewandert. Sie haben im Laufe der Jahrhunderte die Ureinwohner so stark verdrängt, daß man heutzutage nicht mehr in der Lage ist, diese mit Sicherheit nach ihrer Rasse zu bestimmen. So sind im allgemeinen alle Rassen Burmas desselben Ursprungs, wenn auch die einzelnen Stämme in ihren abgeschlossenen Waldgebirgen sich in Sitten, Gebräuchen, Sprache und in ihrer Charakterbildung weit unterscheiden. Schon der flüchtige Beobachter erfreut sich an dem wohl 14 Millionen zählenden heiteren und lebenslustigen Volke, an seinen schönen Trachten und seiner eigen-

artigen Kunstfertigkeit. Dazu kommt noch das rege pulsierende religiöse Leben, wie es in den zahllosen Klöstern und Pagoden zum Ausdruck kommt. Unwillkürlich wird man beim Anblick dieser höflichen und leichtherzigen Menschen an die Japaner erinnert, und die Annahme, daß eine nahe Verwandtschaft zwischen beiden Völkern besteht, ist nicht leicht von der Hand zu weisen, sind sie doch beide aus dem Innern Asiens in ihre neue Heimat eingewandert. In der Tat existiert eine bestimmte Ähnlichkeit u. a. zwischen einer japanischen Mushmi und einer burmanischen Meinkale. Beide leiden für unsere Begriffe gerade nicht an Schönheit, aber sie bieten dennoch für unser Auge eine äußerst anmutige Erscheinung. Die Erziehung der burmanischen Mädchen ist mehr auf das Praktische gerichtet ohne daß sie dabei an „charme" verlieren. Die Regierung selbst hat es jedoch für nötig befunden, alle Offiziere und Beamte vor ihrer Intelligenz und ihrem Geschäftssinn zu warnen.

Sei es in den schmalen Gängen der Basare oder auf dem Wege zu den Pagoden, stets ist es eine wahre Freude, die in bunten, oft seidenen Gewändern dahinwandelnden Frauen und Mädchen mit ihren glückselig dreinschauenden Schlitzäuglein, ihrer sammetweichen Haut und ihrem rabenschwarzen Haar, das mit Jasmin und anderen frischen Blüten geschmückt ist, zu beobachten. Mit welcher Grazie rauchen sie ihre Burris, tütenförmige Zigarren von 20 cm Länge und 3 cm Durchmesser, die nur zur Hälfte aus Tabak, zur anderen aus dem kleingehackten Holz des Omhébaumes bestehen, und mit grünen Tabakblättern umwickelt sind. Andere mit ihrer weißen Papierumhüllung gleichen Riesenzigaretten. Der von Europäern gerauchte Burman-Cheroot ist dagegen den Burmanen ein zu starker Tabak.

Ich habe verschiedene anglo-burmanische Beamte kennen gelernt wie auch deutsche Kaufleute, die Mädchen aus guten burmanischen Familien geheiratet haben. Ich kann diese Neigungsheiraten bis zu einem bestimmten Grade wohl verstehen, zumal die burmanischen Frauen ihre Pflichten als Hausfrau und die eheliche Treue sehr ernst nehmen. Ein bekannter dort ansässiger Engländer sagte mir, daß er als Gattin eine gesunde Burmanin einer nervösen weißen Frau weit vorziehe; ich konnte dagegen nichts einwenden. Obwohl ich ein Gegner von Mischehen bin, und gerade die Gegensätze zwischen Europäern und Mongolen die denkbar größten sind, so scheinen doch die Kinder dieser Ehen nicht nur

die Fehler beider Eltern zu erben, wie es leider zu oft bei Mischehen der Fall ist. Es ist wohl keine Frage, daß bei Mischlingen im allgemeinen drei minderwertige Charaktereigenschaften vorherrschen. Einmal ist es ihr gewisser Leichtsinn. Weiterhin ihre Eitelkeit und ihr mangelnder Begriff von Wahrhaftigkeit, der mit Unzuverlässigkeit verbunden ist. Diese Schattenseiten — die Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — werden noch meist durch Dünkel, den die Engländer mit „conceit" bezeichnen, hervorgekehrt, da sich die „Eurasier" gegenüber ihren weißen Brüdern zurückgesetzt glauben, was seine Berechtigung hat.

In Britisch-Indien vergleicht der Anglo-Indier die Teilblutmischung der Eurasier laienhaft mit der Einteilung der Rupie in sechzehn Annas. So hat die erste Generation der Mischlinge, wenn die Blutmischung durch die Eltern je zur Hälfte eingeschlagen zu sein scheint, je acht Annas von beiden Eltern und so fort. Da die Sechzehneinteilung durch vier teilbar, so paßt sie nach der Teilung sich den Mendel'schen Vererbungsregeln an.

Durch die Mendelschen Gesetze lassen sich in Zukunft nach exakten Forschungen gerade auch bei den Menschen bedeutende Ergebnisse erwarten.

Ich habe Abkömmlinge von Männern der weißen Rasse und Burmaninnen kennen gelernt, die körperlich wie geistig sehr gut eingeschlagen waren. Ihre Väter konnten mit Recht stolz auf ihre Kinder sein. Andere Kinder derselben Mischung zeigten z. B. eine noch dunklere Hautfarbe, als ihre burmanische Mutter, sie „mendelten" äußerlich mehr nach den Ahnen der Mutter. Dem Charakter nach konnten diese trotzdem mehr dem Vater ähneln, da Hautfarbe wie andere körperliche äußere Merkmale und Charakter sehr oft nicht zusammenstimmen. In der zweiten und dritten Generation sind oft die Abkömmlinge diagonal verschieden zu ihren Eltern.

Im Hospital von Rangoon wurden mehrere hundert Mischlingsmädchen als Pflegerinnen verwandt. Während meines dortigen Aufenthalts 1912/13 beschäftigte ich mich mit dem Ansprechen auf Herkunft der nurses, deren Mütter aus verschiedenen Ländern und Provinzen Britisch-Indiens und Burmas stammten. Das war eine vortreffliche Übung bei dem reichen Material. Die Damen waren sehr erstaunt, daß ich ihnen richtige Angaben über ihre Herkunft machen konnte. Durch den Erfolg meiner Schlüsse fragten mich immer mehr Mischlinge um Bescheid und so konnte ich wohl bei

ca. hundert Mischlingsdamen ihre Abkunft erraten, die mir 90 Prozent als richtig bestätigten.

Nach meinen Erfahrungen weisen die Mischlinge von Vorder-Indien am meisten die obengenannten Schattenseiten auf. Sicher spielt auch dort ihre gedrückte soziale Stellung in dieser Beziehung eine Rolle. In Burma ist diese Stellung schon eine ganz andere, wo glücklichere Verhältnisse den Mischlingen das Fortkommen erleichtern. Wenn ich meine Beobachtungen, die keinen Anspruch auf exakte Forschungen haben, die ich aber praktisch durch Anschauungsunterricht und Übung im fernen Osten machen konnte, zusammenfasse, so ergeben sich folgende Regeln: Je größer der Rassenunterschied zwischen den Eltern ist, um so hochwertiger werden die davon abstammenden Mischlinge. Je näher die Rassen des Abendlandes mit indo-arischen und selbst mit drawidischen Rassen verwandt erscheinen, um so minderwertiger werden ihre Abkömmlinge. So ergeben sich Mischlinge von Engländern z. B. und Mongolen, wie Burmanen, Chinesen, Japanern viel hochwertiger als diejenigen zwischen Engländern z. B. und Völkern arischen Bluts, in Vorderindien. — Hier wieder arisches Blut — welch ein laienhafter Begriff!

In Holländisch-Indien sind die Mischlinge sehr zahlreich und den weißen Rassen sozial gleichgestellt. Wenn sie auch dort die erwähnten minderwertigen Eigenschaften aufweisen, so ist es anderenteils keine Frage, daß eine große Anzahl „Singos" hochwertige Eigenschaften besitzen, ja ein gewisser Prozentsatz den dort lebenden Vertretern der weißen Rassen überlegen ist. So sind auf Java z. B. einzelne Singos in hohen Stellungen mit Erfolg in der Regierung tätig gewesen.

Allerdings sind es solche Singos, bei denen die weiße Rasse nach mehreren Generationen wieder mehr zum Durchschlag gekommen ist.

Anderenteils scheint dort die Masse der Mischlinge den Weg der Goanesen z. B. zu gehen, d. h. sie „verinlandern" immer mehr und gehen mit der Zeit so in die Eingeborenenbevölkerung auf, daß nur noch ihre Namen an ihre väterlichen Ahnen aus dem Abendland erinnern.

In Europa z. B. ahnen die wenigsten Menschen, wieviel Blut allein schon aus dem fernen Osten in den Adern ihrer Nächsten kreist. Ich habe auch schon in Deutschland u. a. bei Familien altadeligen Geschlechts interessante Feststellungen machen können,

wo erst die durch mich angeregten Nachforschungen meine Hypothese bestätigten. Bis dahin hatten selbst die Eltern z. B. von dem Malaienblut ihrer Kinder keine Ahnung. —

Für uns ist der Charakter der Burmanen schwer verständlich; er ist ein Mensch der Gegensätze. Mit seiner Ruhe und durch seine ihm anerzogene Lebensweisheit scheint er der zufriedenste aller Sterblichen zu sein. Er arbeitet nur so viel, als unbedingt notwendig. Die ganze Erziehung der Burmanen geht auch schon einen ganz anderen, ja entgegengesetzten Weg, als wir ihn in unseren Kulturländern anstreben. Sagt doch schon ein burmanischer Schriftsteller, Schway Yoe[1]), mit Recht von seinem Standpunkte aus: „In der englischen Schule lernt man Geld zu machen; in der burmanischen Schule soll man lernen, auf welche Weise man glücklich und zufrieden werden kann.“ So zielt schon der Unterricht in den Klöstern Burmas, in denen ein jeder Burmane zur Erziehung auf kürzere oder längere Zeit bleiben muß, weniger auf das Erwerben wissenschaftlicher Kenntnisse in unserem Sinne, als darauf, sich in allgemeinen Regeln und Betrachtungen einen möglichst hohen Grad von Kenntnissen, die das praktische Leben erfordert, anzueignen. Ihre Lehren legen auf folgende Haupteigenschaften der Lebenskunst, in dem Menschen das Wichtigste sein soll, ein besonderes Gewicht.

1. Auf die Fähigkeit so gut wie die Geister zu hören und zu sehen.
2. Auf schöpferische Kraftentfaltung.
3. Auf das Erkennen der Gedanken anderer Menschen.
4. Auf Bekämpfung der Leidenschaften.
5. Auf Kenntnis der eigenen vergangenen Existenzen, wie sie der Buddhismus lehrt.

Durch Ablenkung der Sinne hoffen sie die vier Gesetze Edehpats zu erlangen, die absolute Gewalt über den eigenen Willen, über die eigenen Gedanken, Handlungen und Wünsche erfordern.

Rassenstolz und Selbstvertrauen sind bei den Burmanen stark ausgeprägt. Überall zeigt sich ihr starkes Unabhängigkeitsgefühl. In scheinbarem Gegensatz hierzu wahren sie äußerlich stets die Form in devoter Haltung. Es gibt wenig Burmanen, die reich sind, aber auch keine Bettler. Niemand trachtet darnach, ein Vermögen

---

[1]) The Burman. His life and Notions. By Schway Yoe. Subject of the Great Queen. London. Macmillan and Co. 1896.

zu erwerben. Als Gegensatz zu dieser vorzüglichen Eigenschaft möchte ich nur die zum Teil daraus entspringende Indolenz und Faulheit hervorheben. Haben sie Geld übrig, so wird es in guten Werken angelegt, sei es für den Bau von Pagoden oder für Spenden von Blattgold, mit denen sie ihre heiligen Schreine und Buddha-Gautamastatuen schmücken. Kaum bemerkt man eine Spur von Kastenwesen bei ihnen, und ihre guten sozialen Verhältnisse kommen bei den Poes, den bekannten burmanischen Tanzfestlichkeiten, zum Ausdruck, wo alt und jung, arm und reich eingeladen und ohne Standesunterschied behandelt wird. Dieses soziale Verhältnis der Gleichheit ist aber auch nur äußerlich, denn auf der anderen Seite machen sie wiederum genaue Standesunterschiede. Soziale Gleichheit kann nur in der Phantasie von Schwärmern bestehen, und es gibt ja kein Volk auf Erden und hat es bisher auch noch nicht gegeben, bei dem in der Praxis eine soziale Gleichheit bestanden hätte.

Offen und frei ist äußerlich das ganze zur Schau getragene Wesen der Burmanen, das jeden, auch nur flüchtigen Besucher Burmas einnehmen muß. Diesem offenen Wesen steht orientalische Schlauheit und eine gewisse Hinterlist, die allen Mongolen eigen, gegenüber. Heiter und sorglos nimmt er das Leben und läßt sich die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, die ihm die natürlichen Schätze seines Landes in reichem Maße darbieten.

Was der Burmane im großen und ganzen spricht, ist aufrichtig gemeint. Ist er nicht derselben Ansicht wie sein Freund oder Herr, so spricht er es offen aus. Hierin unterscheidet er sich bedeutend von den Eingeborenen Vorderindiens. Der Inder — ich muß hier leider den Sammelnamen gebrauchen — stimmt im allgemeinen fast immer der Meinung seines Herrn bei. Er handelt aber dann doch anders. Jedes Wort, das man zum Inder spricht, geht in das eine Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus, ein charakteristischer Fehler, welcher durch jahrhundertlange Bedrückung und Knechtschaft den Indern anerzogen und vorläufig noch gar nicht auszurotten ist. Daher mag ich es wohl verstehen, wenn die anglo-burmanischen Beamten mir gegenüber oft die Ansicht äußerten, daß sie mit ihren Kollegen in Vorderindien nicht gern tauschen würden. Da die Burmanen durch ihre ganze Veranlagung, durch ihre Erziehung, ihre tolerante Religion, ihre Sitten und Gebräuche noch nicht moderne Kulturnerven kennen, so kann man sie wohl mit Recht zu den glücklichsten Menschen der Erde rechnen. Auch

weiß die liberale Regierungsform der Engländer ihrer Eigenart und ihren alten Rechten und Gewohnheiten Rechnung zu tragen.

In politischer Beziehung sind bisher die Burmanen der britischen Oberhoheit gegenüber trotz der Nähe des indischen Aufstandsherdes in Ost-Bengalen durchaus loyal geblieben. Es scheint, als ob die Tyrannei ihrer früheren Könige, die erst 1885 von den Engländern beseitigt wurden, noch zu frisch in ihrer Erinnerung haftet. Die Freiheit, in der sie jetzt ihr bequemes Leben unter britischer Herrschaft genießen, scheint bei ihnen volles Verständnis, zumal in Erinnerung an bösere Tage, zu finden. Das sind im großen und ganzen die hervorragenden Eigenschaften, die die Burmanen aufweisen. Es haften ihnen aber auch den Gegensätzen entsprechend schwerwiegende Fehler an.

Ich selbst bin mit den Burmanen, bei denen man als Fremder nur mit Liebenswürdigkeit etwas erreichen kann, meist gut ausgekommen. Anderenteils habe ich meine nur geringen Erfolge auf Expeditionen ihrem passiven Verhalten zu verdanken. Man ist stets auf die Mithilfe der Bewohner eines Landes angewiesen. Hier wurde sie mir durch die liebenswürdigen Maßnahmen der dort ansässigen Anglo-Burmanen und Landsleute zuteil. Goldig war die Gastfreundschaft, die mir im Lande der Pagoden sowohl von englischer als von deutscher Seite zuteil ward. Hatte doch der Name des deutschen Klubs in Rangoon als einer gastlichen Stätte einen besonders guten Klang wohl bei allen Deutschen gefunden, die ihre Landsleute dort aufgesucht haben.

1901 war es der liebenswürdige Vertreter des deutschen Konsulats, Herr Scharnhorst, 1909 wie 1912/13 Herr Kaufheld u. a., die mich, soweit es in ihren Kräften stand, hilfreich unterstützten. Hat man doch recht viele Wünsche, und bedarf man doch als Fremder gar oft Hilfe in vieler Beziehung, um die Vorbereitungen zu einer Expedition schon in der Hauptstadt des betreffenden Landes in Angriff nehmen zu können. Gerade für Burma und noch mehr für die Länder jenseits der chinesischen Grenze sollte man die peinlichste Sorgfalt auf die Vorbereitungen, die kleine oder größere Expeditionen erfordern, verwenden. Mir sind die Schwierigkeiten, die Otto Ehlers in Indochina zu überwinden hatte, erst während meiner Pegu-Yoma-Expedition recht bewußt geworden, und jetzt kann ich sie schon eher beurteilen. Hat doch Ehlers wirklich großes Glück gehabt, durch alle Fährnisse, die ihn auf seinem Marsche durch Burma, Siam und Tonkin umgaben, glatt durchzu-

kommen. Ein bestimmter Leichtsinn, der sich in seiner ungenügenden Vorbereitung offenbarte, sollte ihm später in Neu-Guinea das Leben kosten. Auch nachher sind von deutschen Forschern in dieser Beziehung Fehler gemacht worden, die wahrscheinlich die Ursache zu ihrer Ermordung gewesen sind. Nachdem ich 1909 kaum Burma verlassen hatte, kam die Kunde von dem Tode Dr. Brunhubers und Schmitz, die in Yünan am oberen Salween auf chinesischem Boden ermordet wurden. Wenige Monate vorher waren sie hoffnungsfroh und vertraut aus Rangoon über Bhamo nach dem Nordosten aufgebrochen. Ich glaube nach den mir zugegangenen Nachrichten, daß das traurige Ende dieser beiden Deutschen zum Teil einer gewissen Vertrauensseligkeit zugesprochen werden muß. Sie hatten keinen einzigen Diener, auf den sie sich verlassen konnten. Und wenn man erst gegenüber seinem ersten Diener, einem Hindukoch in diesem Falle, mit Strafen vorgehen muß, ist die Partie verloren. Die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Dienerschaft zum Herrn ist die erste Grundbedingung zu einer glücklichen Expeditionsdurchführung. Was hilft alle Wissenschaft und eigene Energie, wenn diese Grundsätze bei der Zusammenstellung einer Expedition nicht genügend gewürdigt und berücksichtigt werden. Der erste Diener muß in der Wildnis infolge gegenseitigen Vertrauens oft der aufrichtige Berater seines Herrn sein. Anderenteils muß er auch das volle Vertrauen der ihm nächststehenden Diener, besonders der in diesen Gebieten so notwendigen Dolmetscher, besitzen. Diese Eigenschaft eines treuen Dieners ist mehr wert wie allzu großer Eifer und Mut, denn allein hierdurch ergibt sich die notwendige Sicherheit im eigenen Lager. Die Dolmetscher müssen mit den Sitten und Gebräuchen der Bewohner des zu passierenden Landes möglichst vertraut sein, um ein gutes Auskommen zwischen Herrn und Eingeborenen in jeder Hinsicht zu ermöglichen.

Ich gebe gern zu, daß es zumal in Burma nicht leicht ist, ja oft unmöglich scheint, solche Vorbedingungen zu schaffen, man soll aber wenigstens sein Bestes in dieser Beziehung versuchen. Viel einfacher ist diese Frage für die im Lande ansässigen Europäer, welche schon das Land und ihre eigenen Leute kennen, auf die sie sich verlassen können, zu lösen. Für Beamte ist sie noch einfacher.

Erprobte Diener hatte ich mitgebracht. Nun galt es, bewährte Burmanen zu finden. Dafür ist Rangoon im großen und ganzen

ein ungeeignetes Pflaster. Diener sind dort im allgemeinen nur Madrassis, welche aus den Städten noch nicht herausgekommen sind. Dünn gesät sind Dolmetscher, auf die man sich verlassen kann und noch mehr Shikaris, zumal der Buddhismus das Töten von Tieren verbietet. Für einen frommen Burmanen wird der Jäger zur Hölle verdammt, um dort mit weißglühenden Hörnern, Zähnen und Krallen in Stücke gerissen und schön braun geröstet zu werden. Was muß die Hölle aus mir dermaleinst nach burmanischem Rezept für einen delikaten Braten machen! — Jetzt schon werden wohl auf dieses Fest hin die burmanischen Teufel lange Fäden ziehen. —

Pegu, eine Stadt von ungefähr 15000 Einwohnern, war 1902 mein nächstes Ziel. Sie war früher die Residenz des Talaing-Königreichs, und ist jetzt noch interessant durch seine berühmte Pagode, die Shway Maw-daw Payah, die eine Höhe von 100 Metern erreicht. Außerdem befindet sich in der Nähe von Pegu eine Riesenfigur des liegenden, zum Sterben bereiten Gautama, die Shinbin-thah-young, die 60 Meter lang und 14 Meter hoch ist. Ähnlich wie die alten Ägypter, die Isisanbeter, so lieben auch Buddhisten die Darstellung ihrer Gottheiten in Kolossalfiguren. Diese Riesenfigur lag seit vielen Jahrhunderten im Dschungel verborgen und verschüttet. Erst vor zehn Jahren begann man damit, sie wieder bloßzulegen. Später sah ich eine ähnlich aber nicht ganz so große Figur des sterbenden Buddha im Wat-Po in Bangkok.

Nach vielen Mühen war es mir gelungen, in Pegu zwei Burmanen für meine Dienste zu gewinnen. Der eine verstand außer burmanisch nur hindustanisch. Er konnte sich deshalb wenigstens mit meinem Präparator Saris verständigen. Der andere war ein Arrakanese, der gut englisch sprach und schrieb, und mir als brauchbarer Dolmetscher empfohlen wurde, da er früher Forstlaufer gewesen war. Hier lag aber wieder der Knüppel dicht beim Hunde. Man hatte ihn nämlich wegen Trunkenheit aus dem Forstdienst entlassen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß es ihm unmöglich wäre, sich im Dschungel Alkohol zu verschaffen. Lange sollte er in meinen Diensten nicht bleiben. —

Liebenswürdigst hatte der dortige Landrat, Mr. Christopher Minns, mich aufgenommen. Bevor ich jedoch meinen Marsch in das Dschungel antrat, wurde er leider schwer krank und war daher nicht mehr in der Lage, für mein Weiterkommen zu sorgen. Der so früh verstorbene Generalinspekteur der indischen Forsten,

Mr. Charles Hill, hatte mir soweit den Weg gebahnt. Als ich ihm meinen Plan, einen „Shooting trip" in die Pegu Yoma zu unternehmen, auseinandergesetzt hatte, sagte er mir, „daß ich nur einen Elefanten und eine Bekassine dort schießen würde. Elf Oberförster hätten in Unterburma während der letzten zehn Jahre nur einen Tiger erlegt." — Das klang ja wenig verheißend. Hill gab aber auch andernteils zu, daß in der Pegu Yoma sich ausgezeichnete Wildgründe befinden mußten. Da ich aber niemals eine Expedition in Indien unternommen habe, nur um Tiger zu schießen, so schreckte mich die Behauptung meines gütigen Gönners nicht ab. Andernteils habe ich selbstverständlich mit Freuden jede Gelegenheit, die sich mir bot, wahrgenommen, um eines Tigers habhaft zu werden. Entgegen der Prophezeihung wollte es der Zufall, daß mir gerade in Unterburma ein Tiger zur Beute werden sollte. Der Wildstand Burmas bietet zwar eine Reihe von mannigfaltigen und interessanten Tieren, die Aussicht aber, in Burma eine leidliche Strecke zu erzielen, ist recht gering, da das Wild im Verhältnis zu den besseren Jagdgründen Indiens in Burma spärlich ist. Weiterhin wird die Jagdausübung in Burma schon dadurch erschwert, daß es oft unmöglich scheint, aus oben angeführten Gründen von Burmanen richtige Informationen über das Wild zu erhalten.

Zunächst besuchte ich einen in der Nähe von Pegu befindlichen See, der mit Tausenden von Enten bevölkert war. Dort erlegte ich einige Krickenten, einen schwarzen Storch (Ciconia boyciana) und einen kleinen Silberreiher (Ardea gazetta), den einzigen Reiher, den ich in Indien und Burma geschossen habe. Ich denke noch heute an diese Fahrt in einem primitiven Einbaumboot, das nur durch fortwährendes Ausschöpfen des Wassers vor dem Versinken bewahrt werden konnte, zurück. Wenn mir die gewandte Feder Sven Hedins zur Verfügung stände, so könnte ich von den Gefahren dieses Binnensees Seiten füllen.

Weit mehr lohnte sich ein mehrtägiger Ausflug zur Jagd auf Leierhirsche (Cervus eldi), die die Burmanen Thamins nennen. Diese Sumpfhirsche, deren Gebiet auf Burma allein beschränkt ist, gewähren in ihrer goldbraunen Färbung und mit ihrem leierförmigen Geweih, bei dem die Stangen, die bis 6 Enden abzweigen, in einer ununterbrochenen Kurve in die Augensprossen übergehen einen prächtigen Anblick. Sie haben im allgemeinen Mitte Januar gefegt, März und April ist ihre Brunftzeit, und im September

werfen sie ihre Geweihe ab. Doch will ich diese Zeiten nicht als sicher hinstellen.

Ich schlug mein Quartier in einem Ingenieur-Bungalow in Pagine, einige Kilometer vom Sittangfluß entfernt, auf. Die dortigen sumpfigen Grasdschungeln boten zur Zeit meiner Anwesenheit während der Birsche große Hindernisse. Jetzt sind sie trocken gelegt und besiedelt worden. Alle Thamins der Umgebung sind hauptsächlich von Burmanen totgeschossen worden. Oft sank ich damals auf der Birsche bis an die Knie in den sumpfigen Boden ein. Unerbittlich brütete die burmanische Sonne, so daß ich nach geraumer Zeit keinen trockenen Faden mehr am Körper hatte. Nach einigen Stunden ging ein guter Hirsch aus dem hohen Grase hoch, den ich auf 120 Schritt erlegte. Durch den Schuß rege gemacht, flüchtete ein Rudel von 10 Stück Wild an mir vorüber, und ein zweiter einzelner Hirsch erhielt auf 150 Schritt die zweite Kugel, nachdem ihn die erste gefehlt. So hatte ich zwei Hirsche innerhalb weniger Minuten, von denen der erste ein recht starker Zehnender war. Wenn ich nun glaubte, daß das Thaminschießen so erfolgreich weitergehen würde, so sollte ich mich täuschen. Am folgenden Morgen wollte es nicht klappen, ich schoß einen leidlich guten Hirsch vorbei, und kam mit leeren Händen zum Bungalow zurück. Nach eifrigem Rat, auf welche Weise die Birsche erfolgreicher zu gestalten sei, schienen die Burmanen jetzt das richtige Mittel gefunden zu haben. Sie waren der Meinung, die bösen Geister durch Opfer versöhnen zu müssen. Ja, wenn die bösen Geister nicht wären! Alle Handlungen stehen bei den Burmanen unter günstigen oder bösen Omen.

Die Burmanen sind sehr abergläubisch, weil schon die vielen Inkarnationen und ihre vergangenen Existenzen einen riesigen Geisterbetrieb hervorrufen müssen. Die Einwirkung von Geistern beginnt vom ersten Lebenstage des Burmanen an, und er legt ein großes Gewicht auf ein glückliches Horoskop seines Geburtstages, weil er durch dieses den Charakter des Menschen bis an sein späteres Lebensende beeinflußt glaubt.

Wer am Montag geboren wird, soll eifersüchtig, am Dienstag ehrlich usf. werden. Aber nicht allein hat ein jeder Tag seinen besonderen Charakter, sondern er wird auch durch ein bestimmtes Tier symbolisiert. So wird Montag durch einen Tiger, Dienstag durch einen Löwen, Mittwoch durch einen Elefanten, Donnerstag durch eine Ratte, Freitag durch ein Schwein, Sonnabend durch

einen Drachen und Sonntag durch einen Kalohn, ein fabelhaftes, halb vogelhaftes Tierwesen, charakterisiert, das Wache vor dem Zentrum des Weltalls hält. Ich habe schon an anderer Stelle auf die Strafen hingewiesen, die den Jäger nach dem Tode für seine Sünden erwarten. So werden u. a. auch böse Inkarnationen gefürchtet. Diejenigen Menschen, die nicht Herren ihrer Leidenschaft geblieben sind, werden je nach dem Grade ihrer Verfehlungen bei ihrer Wiedergeburt in bestimmte Tiere verwandelt. Ein Elefant zu werden, gilt für gerade so gut, als wiederum als Mensch geboren zu werden. Ein weißer Elefant wird noch höher als ein Mensch geschätzt. In ein pflanzenfressendes Tier verwandelt zu werden, wird für ein besseres Los gehalten, als in ein fleischfressendes. Löwen, Tiger und andere menschenfressende Tiere sind besonders gefürchtete Wiedergeburten. Einige Tiere, wie der weiße Elefant, der Hase und die Taube gelten selbst als Inkarnationen des „Lord Buddha". Die Verehrung der Taube ist besonders bemerkenswert, da sie bei allen großen Religionen existiert. Bei den Mohammedanern ist sie der Vogel Mekkas, bei den Hindus eine der verschiedenen Inkarnationen Shiwas und im Christentum die Inkarnation des heiligen Geistes. Es ließen sich noch Bände über die verschiedenen Auslegungen burmanischen Aberglaubens schreiben.

Hier in Pagine versuchten meine Shikaris folgendes Mittel, um den Jagdneid der Geister zu beschwichtigen. Sie forderten meine Büchse, etwas Reis, Öl, Biskuits und — ein Glas Whisky. Nachdem sie aus diesen Sachen einen köstlichen Brei bereitet und allen möglichen Hokuspokus vollführt, den Whisky, wie ich es natürlicherweise auch nicht anders erwartet, hinter ihre nackte Binde gegossen hatten, erklärten sie mir, daß nun die Geister zufrieden wären. Ich habe mich auch späterhin in dieser Hinsicht über die Naivität der Burmanen erfreuen können. So bat mich z. B. in einem Dorfe der Pegu Yoma, der Wächter eines heiligen Schreins, um Speiseopfer für „Buddha und seine Schwester". Seinem Wunsche gemäß stiftete ich denn auch ein halb abgeknappertes Hühnerbein, das von meiner Mahlzeit übrig geblieben war, und fügte noch auf Wunsch einige Zigarren hinzu, denn Buddha und seine Schwester rauchten auch gern! — Froh zog der Mann mit seiner Götterspeise ab. Bald kam er zurück und erzählte mir glückstrahlend, wie sehr sich die Gottheiten über das Geschenk gefreut hätten, er habe deutlich ihr Lächeln bemerkt und sie hätten obendrein noch vor Vergnügen die Schultern geschüttelt. Gern hätte ich dem

Diner dieser Feinschmecker zugesehen. Man bedeutete mir aber, daß sie nur während der Nacht ihre Speisen einzunehmen geruhten. Während der Nacht schlief der Wächter aber, und man dürfe ihn nicht wecken. Wenn man mit den Sitten der Burmanen nicht vertraut ist, so kann man leicht in Ungelegenheiten geraten. So soll man auch niemals einen Burmanen aus dem Schlafe wecken. Es soll eine vergebliche Mühe sein, z. B. einem burmanischen frommen Diener zu sagen, er möchte seinen Herrn zu einer bestimmten Zeit wecken. Wohl kommt er zur bestimmten Stunde. Aber er wartet sehnsüchtig darauf, daß irgendein Geräusch seinen Herrn wecken wird. Den Grund, daß er nicht selbst weckt, bietet die Schmetterlingsseele.

Es ist bekannt, daß Buddhisten nicht an die Existenz einer Seele glauben. Jedes neue Wesen, sei es von körperlicher oder geistiger Substanz, ist die Folgeerscheinung dessen, was ihm einst vorherging, und unterscheidet sich bedeutend von dem einstmaligen Wesen. Die Seele ist beim Buddhisten nur ein sechster Sinn, nämlich die Fähigkeit des Wissens. Darüber erhalten sie Aufklärung in den Klöstern, die sie meist selbst noch nicht einmal verstehen. Kurz gesagt, es ist das Leben selbst, welches als ein Schmetterling gedacht ist, der den Körper verläßt, sobald ein Burmane stirbt. Der Mensch auf dem Totenbette öffnet den Mund, und der Schmetterling verläßt den Körper. Die Ursache der Träume ist ebenfalls dieser Schmetterling. Hat der Mensch Fieber, so fliegt der Schmetterling rastlos herum, und ist die Ursache aufgeregter fieberischer Träume. So gibt es noch viele andere Schmetterlingsseelenglauben, die mich hier zu weit führen würden. Auch schon bei einem Schlafenden verläßt der Schmetterlingsgeist den Körper und fliegt herum. Weckt man nun den Menschen aus dem Schlafe auf, so könnte der Schmetterling sich vielleicht sehr weit entfernt und keine Zeit mehr haben, durch den Mund des Aufwachenden zurückzukehren; dann würde sicherlich dieser Mensch krank werden. Aus diesem Grunde soll man keinen Schlafenden wecken. Ich glaube die Ursache und die Lösung darin suchen zu müssen, daß es dem Burmanen bei seiner angeborenen Faulheit unangenehm ist, im Schlafe geweckt zu werden. In der Praxis stellt sich die Sache doch anders. Ich habe mehrfach Burmanen geweckt und sie haben es mir nicht übel genommen. Aber dennoch gewährt dieser Schmetterlingsglauben einen interessanten Einblick in das Seelenleben der Burmanen. — —

In Pagine war der Aufenthalt allein schon wegen der Wolken von Moskitos auf die Dauer unangenehm. Das summte und surrte am Abend von Stechmücken, darunter auch eine Menge von Anopheliden, daß ich gezwungen war, schon frühzeitig mein Lager unter dem Moskitonetz aufzusuchen. Die Beobachtung des Mückenfangens der kleinen Eidechsen — es gibt allein an 60 verschiedene Eidechsenarten in Burma — bot eine angenehme Zerstreuung. Mit welcher List und Tücke und mit welcher scheinbaren Ruhe birschten sich die kleinen gewandten Kletterer an die Mücken an der Wand. Die Mücke schien ihnen zunächst ganz gleichgültig. Plötzlich mit einem nie fehlenden Seitensprung erschnappten sie ihre Beute.

Ich schoß schließlich in Pagine noch einen dritten Thamin und kehrte dann nach Pegu zurück. Während meiner zweiten Burmafahrt erlegte ich in Oberburma zwei geringe Thamins im Shwebo-Distrikt. Die Leierhirsche Oberburmas leben im Gegensatz zu denen Unterburmas in lichtem Laubwald und bilden eine besondere Rasse, wie sie u. a. Mr. C. B. Smales, Conservator of Forests, der so liebenswürdig war, meine Expedition im Shwebo-Distrikt 1909 vorzubereiten, näher beschreibt. Wahrscheinlich ist es dieselbe lokale Rasse, die Lydekker als Cervus eldi cornipes von Manipur beschreibt.

Inzwischen waren die Vorbereitungen für meinen Marsch in die Pegu Yoma durch die Hilfe von Mr. Minns und des Distriktoberförsters beendet, und ich konnte ihn nach längerer Verzögerung antreten. Gewöhnlich birschte ich meiner kleinen Kolonne, die zunächst aus drei Ochsenkarren und vier Rindern zum Ankirren für Tiger bestand, voraus. Später auf den unwegsamen Dschungelpfaden wurden die Karren durch zwei Elefanten der Forstbehörde ersetzt, die das Gepäck trugen, aber zur Birsche nicht abgerichtet waren. Tagelang sah ich außer Affen und Eichhörnchen, die in Burma sehr zahlreich vorkommen und noch nicht alle systematisch bestimmt waren, kein einziges Säugetier, und es fielen mir nur einige Glanzfruchttauben sowie Dschungelhühner (Gallus ferrugineus) zur Beute. Auch hier erinnerte mich am frühen Morgen ihr liebes, frisches Kikeriki an den heimatlichen Hühnerhof und weckte mich, wenn ich nicht schon vor Tagesanbruch zur Birsche aufgebrochen war, aus dem letzten Morgenschlaf. Erwacht, sah ich mich dann, statt auf weichen Pfühlen daheim, auf hartem Feldbett im Urwalde Burmas.

Hier schien während der Nacht fast noch regeres Leben zu herrschen, wie in Vorderindien. — Die indische Dschungelnacht! — Sie ist nicht so still, wie die Nacht der afrikanischen Wüste, man fühlt sich nicht so einsam wie in den Tundren Ostsibiriens. — Einen ganz eigenartigen Ruf neben den vielen Stimmen von Nachtvögeln und Insekten, die ich schon zum Teil von Mysore oder Cochin geschildert habe, hat eine große Eidechse, der Gecko (Gecko stentor). Man hört ihn schon gelegentlich abends im burmanischen Bungalow, wenn er sich gleich seinen kleinen Kollegen zur Mückenbirsche anschickt. Man wird das fast stöhnend und sehr laut aus der Kehle ausgestoßene Tuk — té — tuk — té kaum wieder vergessen. Oft klangen mir diese Rufe in ihrem verschiedenen Tonfall und Ausdruck wie das laute Stöhnen eines Menschen, der ein gequältes Ach — ja! — Ach ja! — immer von neuem in die heiße Dschungelnacht hinausjammert.

Die Pegu Yoma bewohnt eine eigene burmanische Rasse, die weißen Karens. Die Karens zerfallen in mehrere nördliche (rote) und in südliche (weiße) Stämme und weichen sowohl in Aussehen, Kleidung, Gebräuchen und Sitten, als auch in der Sprache scharf voneinander ab. Sie sind nicht etwa zu den wilden Dschungelvölkern zu zählen, wie sie in den Wäldern Vorderindiens leben, sondern sie sind Barbaren wie alle Mongoloidenstämme Burmas. Wegen ihrer schlechten Charaktereigenschaften sind sie wie einzelne andere Stämme, z. B. die Arrakanesen, die Chins, berüchtigt, und sie erfreuen sich in ihrem abgeschlossenen Waldgebirge des Rufes der Grausamkeit, Raublust und Wildheit. Sie bereiten gelegentlich der Regierung dadurch Schwierigkeiten, daß sie in das Gebiet anderer Stämme eindringen und es brandschatzen. Ich habe oft die Gewandtheit der anglo-burmanischen Polizei bewundern können, wie schnell und sicher sie die Nester solcher Räuberbanden aufheben. Andere Stämme, wie die der Shanstaaten, zeigen sich trotz ihrer verhältnismäßig bedeutenden Unabhängigkeit mehr oder weniger zuverlässig. Zufälligerweise wurde mir im Jahre 1909 in Oberburma ein aus dem Polizeidienst entlassener Sergeant, ein Mischling, beigegeben, dem bei der Verfolgung räuberischer Karens in der Pegu Yoma in einem der letzten Jahre der linke Arm abgeschossen wurde. Deswegen konnte er nicht mehr in Dienst bleiben und fristete als Shikari mit einem Arm, den er zur Handhabung selbst schwerer Büchsen vorzüglich gebrauchte, sein Leben. Der Beruf eines Shikaris lohnt sich aber in Burma gar nicht.

Ich habe selbst im Laufe meiner Expedition einige Schwierigkeiten mit den Karens überwinden müssen. Das Empfehlungsschreiben des Deputy Commissioners in Pegu wurde in einer entlegenen Ortschaft von dem Dorfoberhaupte überhaupt nicht beachtet. Neugierig kamen die Leute herbei, setzten sich zudringlich vor mein Zelt und zeigten ein unverschämtes Benehmen. Sie beobachteten mich während des Essens und lachten über den Gebrauch von Messer und Gabel. Einzelne kamen sogar heran, um meine weiße Haut als eine ihnen fremde Erscheinung zu betasten. Man muß solche Menschen bei guter Laune erhalten. So schenkte ich den Männern einige Angelhaken, und für ihre Frauen, die sich nicht bei mir sehen ließen, übergab ich ihnen einige Ringe, deren Wert pro Stück ganze 10 Pfennig betrug. Nachdem mein Empfehlungsschreiben vorgelesen war, sagte mir der Karen-Dorfhäuptling durch den Dolmetscher, daß er wohl schon von Engländern habe sprechen hören. Sie selbst wären vollständig frei und unabhängig. So machte ihnen auch das Schreiben des Deputy Commissioners keinen Eindruck. Von anderen Staaten hatte er nur etwas über China, Japan und merkwürdigerweise über „Switzerland" gehört. Weshalb er gerade etwas von der Schweiz wußte, von Deutschland und Rußland z. B. nichts, habe ich nicht herausbekommen. Wahrscheinlich war die Ursache ein schweizerischer Handelsartikel, der diesen entlegenen Gebirgsbewohnern gelegentlich in die Finger gekommen war. Um der unverschämten Gesellschaft keine Gelegenheit mehr zu geben, gereizt zu werden, zog ich mich bald in mein Zelt zurück. Nachdem noch einige Neugierige zwischen der Zeltwand hindurchgeäugt hatten, um auch den seltenen Anblick, einen schlafenden weißen Mann zu sehen, genossen zu haben, gingen sie in ihr Dorf zur gewohnten Beschäftigung zurück. Dieses herausfordernde Benehmen war glücklicherweise vereinzelt. Nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß Karens in jenen Tagen einen anglo-burmanischen Beamten auf der westlichen Seite der Pegu Yomas, dem Irrawaddi zu gelegen, erschossen hatten. Der Beamte befand sich in seinem Zelt, und Lärm in der Nähe lockte ihn daraus hervor. Als er die Unvorsichtigkeit besaß, an das Lagerfeuer heranzutreten, durch dessen hellen Schein sich seine Gestalt in der Dunkelheit abhob, erhielt er das tödliche Geschoß.

Oft wurden mir Kranke gebracht, die meine ärztliche Kunst heilen sollte. Die meisten litten an Wechselfieber. Die Malaria fordert in der Pegu Yoma alljährlich viele Opfer. In Zoungtoo,

dem Wohnsitze des dortigen Oberförsters, verteilte die Gattin desselben an die Fieberkranken im Dorfe täglich Chinin aus einer 10-Pfund-Büchse. Ich versuchte Krankheiten aller Art nach Ehlersschem Rezept zu heilen. Schwerkranke Leute, denen ich mit meiner Kurpfuscherei nicht helfen konnte, erhielten unschädliche Pulver, die sie selbst nicht kannten, wie z. B. Kakao und Kaffee oder ein Gemisch von Salz und Zucker. Diese Arzneimittel wurden sauber in weiße Papiertütchen gepackt und sollten an einem Tage eingenommen werden, an dem ich schon weit über die nächsten Berge war. Wenn gerade Neumond war, sollten sie das Pulver am Vollmondtage nehmen und umgekehrt. Sicher hat auch hier der Glaube oft geholfen. Für Verrenkungen oder nicht offene Geschwülste mußte mein großer Mostrichtopf herhalten. Die Leutchen wollten Medizin sehen, sonst waren sie nicht zufrieden. Ein einfacher Prießnitz machte ihnen keinen Eindruck.

Wenn man Burmanen die Jagdbeute überläßt, so sind sie sehr dankbar, da sie Wildbret sehr gern genießen. Sie haben ja selbst das betreffende Tier nicht getötet, also auch keinen Verstoß gegen ihre Religion sich zuschulden kommen lassen. Oft vergraben sie das Fleich einige Tage, bevor sie es verzehren. Sie sind derartige Feinschmecker, daß ihnen selbst Aas zu einer Delikatesse wird, nachdem sie es gedämpft oder gebraten haben. Weniger gegen Bezahlung als gegen Überlassung des Wildbrets kamen Karens freiwillig, und boten sich als Treiber an.

Auf die in Burma zahlreichen Zwerghirsche (Cervulus muntjac) bin ich in Treiben und während der Birsche sehr oft zu Schuß gekommen. Ihr Geweih ist etwas massiver als das des vorderindischen Vertreters, und Lydekker hat die burmanischen Zwerghirsche als eine besondere Rasse (Cervulus muntjac grandicornis) bezeichnet. Da auch hier die Rosenstöcke immer noch länger sind als das Geweih, das in der Regel nur eine kurze Augensprosse aufweist und dessen Spitzen nach innen gewinkelt sind, so macht diese Trophäe einen weniger gefälligen Eindruck. Mir selbst fielen nur einige geringe Muntjaks zur Beute. Sie benutzen im Treiben jede Deckung und kamen fast geräuschlos, den Kopf vor die Vorderläufe gesenkt, vor die Schützen.

Den einzigen Vertreter der burmanischen Sambarhirschrasse (Cervus equinus Cuv.) fehlte ich während eines Treibens. Ich bedauerte diesen Fehlschuß um so mehr, als die burmanischen Sambars sehr brave Geweihe schieben, und dieser Hirsch recht

gut aufhatte. Zufälligerweise fand ich auf dem Rückmarsch nach Zoungtoo in einem Hause der Karens ein sehr starkes Geweih eines Sambars, der von einem Tiger kurze Zeit vorher gerissen worden war. Es weist den Typus der hinterindischen Pferdehirsche auf, und befindet sich jetzt im Großherzoglichen Museum in Darmstadt. Charakteristisch für das Geweih ist die bedeutende Stangenstärke und das ihm, wie auch den Assam-Sambars, eigene ausgeprägte hintere Ende. Die Stange bildet oben also keine Gabel, wie es bei den vorderindischen Sambars der Fall ist, sondern das Hinterende ist der Hauptstange angegliedert. Die Länge einer Stange beträgt 79 cm (31 Zoll), der Umfang über der Krone 23 cm (9 Zoll), die Länge der Augensprosse 39½ cm (15½ Zoll).

Später in Oberburma habe ich noch Geweihe aus dem Shwebo-Distrikt gefunden, welche die bedeutendste Stangenstärke aufwiesen, die ich überhaupt von Sechsenderhirschen gesehen habe. Gerade die bedeutende Stangenstärke ist für den oberburmanischen Sambar charakteristisch. Für mich besteht gar kein Zweifel, daß u. a. die wegen ihres starken Umfangs auffallenden Stangenstümpfe, die sich in der Sammlung Hagenbecks in Stellingen befinden, ebenfalls aus Burma stammen.

Eines Nachmittags brachte mein Shikari, dem ich ein Gewehr gegeben hatte, mit Stolz zwei erlegte Affen an. Ich glaubte sie als Macacus cynomolgus und Semnopithecus phaerey zu erkennen. Eigentümlich waren beiden Affenrassen weißblaue Ringe um die Augen, die ihnen das Aussehen gaben, als ob sie Brillen trügen. Da ich von dem Museum in Darmstadt die richtige systematische Bestimmung der von mir geschenkten Tiere nicht erhalten habe, so kann ich auch hier nicht sagen, ob diese Bestimmung der Affen richtig war. Diese Affenschießerei hatte schließlich noch ein Nachspiel. Der Shikari kam am folgenden Morgen zu mir und bat mich, ihn wegen Fiebers zu entlassen. Fieber hatten ja viele Leute, daran war ja nichts Außergewöhnliches. Bei diesem Manne konnte ich aber weder eine Temperaturerhöhung noch eine Pulsbeschleunigung feststellen, so daß ich mir sein Verhalten zunächst nicht erklären konnte. Wohl aber wußte ich, daß die Burmanen immer höflich einen Vorwand suchen, sobald sie unzufrieden sind und entlassen werden wollen, selbst wenn ihre Schwiegermutter herhalten muß, die daheim mit dem Tode ringen soll. Ich wußte nicht, was ich ihm getan haben sollte, hatte er doch mit Freuden den Tag vorher noch die Affen erlegt. Ich sah ihn bald auf seinem Lager liegen,

und sich vor Schmerzen winden und krümmen. Bald darauf kam Lahori freudestrahlend und sagte mir, daß der Shikari das Fleisch beider Affen, nachdem er es sorgfältig von den Knochen gelöst, in einem großen Topf gedämpft und gegessen habe. Die Diagnose seiner Krankheit war leicht zu stellen, da der Genuß zweier Affen auf einmal wohl Bauchschmerzen ergeben mußte. Eine große Dosis Kalomel heilte ihn bis zum nächsten Morgen. Daß er gerade eine angenehme Nacht gehabt hat, möchte ich bezweifeln, aber sein Heimweh war verschwunden.

Obwohl Buddhisten das Gebot, du sollst nicht töten, genau so scharf befolgen, wie u. a. Hindus und Jains, so machen doch hier, im Lande der Gegensätze, einzelne Leute, wie z. B. dieser Shikari, Ausnahmen. Das Gebot, du sollst nicht töten, hindert alle diese Orientalen nicht daran, grausam zu sein und Menschen und Tiere zu quälen. Z. B. wird ein hartgesottener, burmanischer Mörder, der den Tod vieler Menschen auf dem Gewissen hat, sich dennoch hüten, das kleinste Tier zu töten, ja nicht einmal einen Wurm zu zertreten. Für die Qualen eines Tieres hat er dagegen ebenso wenig Verständnis wie Hindus und auch Mohammedaner. Der Tierschutz liegt in Indien noch sehr im argen, zumal wenn man Zeuge von den Torturen wird, denen gerade Tiere, die ihrem Herrn dienen, ausgesetzt sind. Langsam werden sie oft zu Tode gemartert. In gewisser Beziehung machen die Parsis unter allen Orientalen eine Ausnahme. Ihnen wird in ihrer Religion und besonders in ihrem Buche Ardha Viraf, dem Dante des zoroastrianischen Inferno, eine humane Behandlung aller lebenden Tiere vorgeschrieben. Aber wie führen sie diese aus! — Statt daß sie kranke Tiere kurzerhand töten, glauben sie recht zu tun, wenn sie diese durch Fütterung vor dem Tode bewahren. So hat Bombay ein Tierhospital, das Pinjrapol, das durch einen reichen Parsi geschenkt wurde. Es ist ebenso wenig wie die Tierhospitäler der Jains in Surat und Ahmedabat eine veterinaire Klinik, sondern nur ein Aufenthaltsort für kranke Tiere, deren Leiden meist doch nicht behoben werden kann. Dort befindet sich sogar ein Raum für die den Menschen belästigenden Insekten, die von den glücklichen Findern sorgfältig dorthin gebracht werden. Die Fütterung soll dadurch geschehen, daß Parsis gegen ein geringes Trinkgeld z. B. Kulis mieten, die sich in diesen Raum zu den lieben kleinen Tierchen begeben, um sie für kurze Zeit mit ihrem Blute zu ernähren.

Bekanntlicherweise sind den Hindus das Rind und andere

Tiere heilig, und sie töten sie nur zu Opferzwecken. Aber gerade diese Tierverehrung hält sie nicht ab, Haustiere, wie die ihnen heiligen Ochsen, sowie auch Pferde, Esel und Hunde, unmenschlich zu behandeln. Sie werden unverdientermaßen geschlagen, überladen, überarbeitet und unterernährt. Der Vater Rudyard Kiplings[1]) erzählt u. a. von einem in Chandi bei Kalka gefundenen Pferde, dem ein Hinterbein gebrochen war, und das seit 3 Tagen in der Sonne lag, bis es ein Engländer bemerkte. Das Pferd war einfach von seinem Hindubesitzer ausgespannt und liegen gelassen worden. Krähen hatten ihm die Augen ausgehackt, und begannen gerade die Weichteile des noch lebenden Pferdes mit ihren scharfen Schnäbeln zu bearbeiten. Nur dadurch, daß das gequälte Tier von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe die Krähen abzuwehren versuchte, wurde es bemerkt, und von dem Engländer durch einen Gnadenschuß von seinem Leiden erlöst. Das ist nur eine der vielen Torturen, denen Haustiere in Indien ausgesetzt sind. Im Dorfe Lam in Kashmir mußte ich einen Hund totschießen lassen, dessen Hinterhand gelähmt war. Mühsam versuchte er sich in der Dorfstraße mit den Vorderläufen wegzuschleppen, und vor Schmerzen heulte er Tag und Nacht. Die mohammedanische Bevölkerung Lams schaute den Qualen dieses Hundes ohne Erbarmen zu, ohne daran zu denken, den Hund kurz zu töten, bis ich ihn erschießen ließ. In dieser Beziehung habe ich noch viel anderes Elend in Indien gesehen. Warum die anglo-indische Regierung für den Tierschutz in Indien bisher so gut wie gar nichts getan hat, ist mir verständlich. Eine Einmischung würde die Religionsfreiheit bedrohen. Würde doch wenigstens ein kleiner Anfang gemacht, die Inder zu belehren, die Tiere nicht zu quälen. Für das soziale Wohl wird ja mit Recht viel getan. Wenn so viel Geld vorhanden ist, daß z. B. kostbare Paläste für Jünglings- und Jungfrauenvereine, deren Wert noch ein recht problematischer ist, gebaut werden, so sollte man denken, daß auch ein Scherflein für den Tierschutz übrig ist, um wenigstens allmählich auf die Erziehung der Eingeborenen in der Tierschutzfrage hinzuwirken. Hätten doch die alten Gesetzgeber dem Gebot „Du sollst nicht töten“ das Gebot „Du sollst nicht quälen“ vorangesetzt! — Der Tod ist eine Wohltat für alle Kreaturen, deren stummer Schmerz ohnmächtig zum Himmel schreit. Nicht eine einzige Kirche auf dem Erdenrund befolgt

[1]) Beast and Man in India. By John Lockwood Kipling C. I. E. London. Macmillan and Co., Ltd. 1904.

das Gebot „Du sollst nicht quälen". Leider macht auch hierin das Christentum keine Ausnahme. Hat etwa irgendeine Hierarchie Gesetze erlassen, die dem Quälen der Tiere energisch einen Riegel vorschiebt? —

So sehen wir auch in christlichen Ländern, wo doch Liebe täglich gepredigt wird, in bezug auf Tierquälerei die größten Ausschreitungen. Leider heißt es nur so oft als gewisse Entschuldigung: „Es ist ja nur ein Tier!" Bekanntlich wird ja in Deutschland nur dann Tierquälerei bestraft, wenn sie öffentliches Ärgernis erregt. Hier bietet sich noch ein weites Feld wahrer humaner Betätigung. Wenn wir Menschen uns erst einmal so weit entwickelt haben, daß wir einsehen, wir stehen nicht außerhalb des Rahmens der Tierwelt, wie es die Kirche bedauerlicherweise lehrt, sondern wir leben und leiden als organische Wesen zusammen mit den Tieren, so wird auch hoffentlich einmal wahre Humanität zu ihrem Rechte kommen und die Pseudohumanität unserer Tage ersetzen. Allein mit Sprichwörtern: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz" ist der Sache wenig gedient.

Die Tötung eines meiner Zebuochsen führte bald zur Entlassung meines Dolmetschers. Ich mußte ihm gelegentlich etwas deutlich werden, da er mir verschiedentlich das Blaue vom Himmel herunterlog. Obendrein stiftete er bei meinen Leuten Unfrieden. In dem Forstbungalow in Kyimbin-Sekan, wo ich übernachtete, hatte ich meine Zeburinder, da kein Tiger zu spüren war, an Pfähle des Bungalows anbinden lassen. Am folgenden Morgen fehlte ein Rind, das, nach Aussage des Dolmetschers und zweier Kulis, ein Tiger gegen Mitternacht vom Bungalow weggeschleppt haben sollte. Weder ich, obwohl mir ein leichter Schlaf beschieden ist, noch einer meiner anderen Leute hatte während der Nacht den geringsten Laut gehört. Die übrigen Zebus befanden sich friedlich am Hause, während sie sicherlich beim Angriff eines Tigers in ihrer Mitte einen großen Lärm verursacht haben würden. So begründete sich mein Verdacht, daß der Dolmetscher mit den beiden Kulis zusammen den Bullock getötet hatte, was ich auch bald nach dem Auffinden des Opfers bestätigen konnte. An demselben fehlte eine Keule, die durch Messerschnitte abgetrennt war. Da sie die Fänge des Tigers an der Drossel nicht nachzuahmen vermochten und das Genick nicht zu brechen imstande waren, so hatten sie mehrere Wunden um den Hals mit Messerschnitten dem Rinde beigebracht. Ich photographierte die Täter zusammen mit ihrem

Opfer als corpus delicti, und jagte sie fort. Später sollte sie nach meiner Rückkehr in Pegu der Arm der Gerechtigkeit erreichen. Zum Glück sprach noch einer meiner Hindumahauts burmanisch, so daß ich mich mit den Karens in den immer seltener werdenden Ansiedlungen verständigen konnte. —

Nach mühevoller Überkletterung zweier Höhenzüge bei sehr empfindlicher Hitze, wodurch mir das Wässerlein in Eil aus allen Poren getrieben wurde, sollte ich bald im Dorado des Wildes sein. Wilde Elefanten wurden häufiger. Da kein Rogue den Burmanen bekannt war, wurde es mir leicht, auf die Erlegung eines Elefanten zu verzichten. Einige Tage später störten mir Elefanten die Nachtruhe. Ich hatte sie schon abends in der Nähe brüllen hören. Meine beiden zahmen Elefanten ästen wie gewöhnlich die Nacht über mit Fesseln zwischen den Vorderläufen und einem Glöckchen um den Hals in der Nähe des Lagers. In jener Nacht wurde ich plötzlich gegen 3 Uhr durch den „Schlachtruf" meines alten Elefantenweibchens aus dem Schlafe geweckt. Ich sprang auf, griff zur Doppelbüchse und stürzte aus dem Zelte. Gleichzeitig kamen die Mahauts mit Feuerbränden herbei, welche mit mir schreiend in Richtung auf die brüllenden Elefanten zuliefen. Jetzt dröhnte der Boden, und laut krachte es im Holze. — Eben noch die Stille der Nacht und jetzt der Höllenlärm einiger wilden, abgehenden Elefanten. Sie mußten ja das Lager und die zahmen Elefanten gewindet haben. Trotzdem hatten sie sich fast geräuschlos den zahmen Elefanten genähert. Hatten sie vielleicht einen Angriff auf ihre zahmen Vettern vor? — Einer meiner Elefanten war erst 14 Jahre alt und vor nicht langer Zeit eingefangen, so daß ich seinetwegen besorgt war. Laut trompeteten unsere beiden Elefanten aus Freude, als ob sie sich für unsere Hilfe aus dringender Gefahr bedanken wollten. Die alte Dame suchte sofort mit ihrem Rüssel an meinen Pijamataschen, ob nicht vielleicht ein Stückchen Zucker darin verborgen wäre. —

Da auf meiner Karte eine Orientierung nicht ganz einfach war und auf derselben ganze Gebirgszüge falsch oder überhaupt nicht eingezeichnet waren, so war es gar nicht leicht, einen bestimmten Fluß, den Mahuja, zu erreichen, zumal der Kalomel-Shikari sich im Dschungel auch sehr wenig zu orientieren vermochte. War ich doch seit Jahren der erste Europäer, der diese Gegenden der Pegu Yoma aufsuchte. Inmitten des immergrünen Dschungels sollte ich mir jedoch den Preis für meine Mühen holen. Ich hatte mein

Lager an einem trockenen Flußbett, wahrscheinlich einem Nebenfluß des Mahuja, aufgeschlagen. Hier war wenigstens ein Wasserloch vorhanden, dessen Inhalt dunkelbraun und grünlich schimmernd, durch Filtrieren und Kochen leidlich genießbar gemacht werden konnte. Erst wurde Wasser für mich und die Leute in den verfügbaren Gefäßen reserviert, dann durften die Rinder und schließlich die Elefanten aus dem tiefen Wasserloch ihren Durst löschen. An einer anderen Wasserpfütze, ungefähr 200 Meter vom Lager, fand ich, gar herrlich anzuschauen, frische Tigerspuren. Ich glaubte, daß sie von einer alten Tigerin mit Jungen herrührten, da auch kleinere Katzenspuren um den Tümpel zu bemerken waren.

Soeben hatte ich mein Mittagsbrot eingenommen, als sich mein Mahaut bei mir meldete.

„Nun, was gibt's" —

„Kommen Sie mit, Sah'b, in das Dschungel. Während ich mit der Elefantentoilette beschäftigt war, habe ich ein verendetes Wildschwein gefunden, das nur 300 Schritte vom Lager entfernt liegt. Wahrscheinlich hat es ein Tiger gerissen." — Ich wußte, daß Wildschweine eine besondere Delikatesse für Tiger bilden. Aber dennoch kamen mir Zweifel auf, als ich dem Mahaut in das Dschungel folgte. Aber er hatte recht, ein starker Keiler, dessen gute Gewehre ich mir als Andenken aufbewahrt habe, lag vor mir in meterhohem Pflanzengebüsch. Im Gegensatz zu sonstiger Tigergewohnheit war der Keiler statt an den Keulen an dem Vorderblatt und an den Rippen angeschnitten. Ich schloß zunächst daraus, daß der Game-Killer ein Panther sei. Gegen letzteren sprachen aber wiederum die breiten tellergroßen Spuren an der Wasserpfütze. In nächster Nähe zum Luder stand nur ein kleiner Baum. Es blieb mir nichts anderes übrig, als in seiner niedrigen Krone die Machan zum Ansitz herrichten zu lassen. Kurz vor Beginn der Dämmerung, noch vor 6 Uhr abends, saß ich auf. Der Stand war leider nur so hoch, daß meine Füße das meterhohe dichte Pflanzengebüsch berührten. Da ich mir nicht anders zu helfen wußte und eine gewisse Gefahr überschätzte, so wartete ich geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Noch bevor der Mond aufging — es war gegen 7 Uhr — hörte ich deutlich, wie sich ein Tiger dem Luder näherte, und sich den Fang leckte. —

Sollte das schon der Tiger sein? —

In der Dunkelheit war nicht ein Schatten zu entdecken. Nach geraumer Zeit hörte ich wiederum Bewegung im Laub. Plötzlich summten Hunderte von Fliegen am Luder auf. Nun ward es mir klar, daß der Tiger da war und sich zum Fraße anschickte.

Es war eine herrliche Tropennacht. Der Mond ging auf, und sein silbernes Licht schien hell, aber es durchdrang das Blätterdach nur stellenweise bis auf den Boden und rief hier und dort scharfe Kontraste mit den dunklen Schatten hervor. — Hunderte von Glühwürmchen trieben auch hier ihr neckisches Spiel und gaben beim Summen der Zikaden, dem eintönigen Rufen der Nachtschwalbe und dem lauten Stöhnen des Geckos, dem Dschungel sein geheimnisvolles Gepräge und seinen ganz einzig dastehenden Waldeszauber. So sehr ich mich anstrengte, mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen, war dennoch keine Bewegung am Luder, das gerade im tiefsten Schatten liegen mußte, zu bemerken. Ich hörte nur das Krachen der Rippen und das Schlingen von Wildbretfetzen. Mit der Zeit wurde ich ungeduldig, besonders wenn ein Augenblick tiefer Stille eintrat. Sollte der Tiger etwas von meiner Nähe gemerkt haben? — Es ist allein schon eine Anstrengung, in unmittelbarer Nähe von Wild längere Zeit still zu sitzen. Moskitos, die sonst im Lager sich nicht sehen ließen, summten mir um die Ohren. Geduldig wurde ich diesen Blutsaugern zum Opfer. Sie stachen mich bald an den Hals, auf die Nase, bald auf die Hand — aber ich durfte mich nicht rühren. Plötzlich begann der Tiger das Luder ruckweise fortzuschleifen, und ich mußte, der ganzen Ohnmacht meiner Lage bewußt, untätig zuhören. — Nun zog er ab, und ich hatte das Nachsehen.

Aber jetzt endlich! — Auf 40 Schritte von meiner Machan kam die Katze in einen hellen Mondstreifen; Zielen war unmöglich. Ich sah noch nicht einmal die Laufschiene meiner 500 Expreßbüchse. So gut es gehen wollte, nahm ich die Richtung und krümmte ab. Nach dem Schuß ließ der Tiger seine Beute fahren und war verschwunden. Ich konnte jedoch deutlich hören, daß er nicht weit gegangen und sich im tiefen Schatten verhielt. So wartete ich regungslos die weitere Entwicklung der Dinge ab. Zu meinem Erstaunen sah ich schon nach 3 Minuten wieder den Tiger am Luder. Wiederum versuchte er es wegzuschleppen. Ja — warum nahm er es nicht mit einem Griff auf und verschwand mit einer einzigen Flucht im Dschungel? —

Das war für mich ein Rätsel. Nun gab ich ihm den linken Lauf meiner Doppelbüchse, lud dann wieder und wartete.

Verschiedene Gedanken tauchten in mir auf. Sollten nicht mehrere Tiger hier wirken? Vielleicht war es eine alte Tigerin abwechselnd mit ihren Jungen, zumal mir vor dem letzten Schuß der Tiger kleiner wie der erste vorgekommen zu sein schien. Es war im übrigen, da ich mich jetzt bewegen konnte, ganz gemütlich auf meinem Sitz. Ich war überzeugt, daß ich den oder die Tiger zum letztenmal gesehen hatte, und so blieb ich sitzen, zumal ich im Lager doch nichts zu tun hatte.

Nach einer weiteren halben Stunde wurde ich durch ein leises Knistern und Blätterrascheln dicht vor meinem Stand aus meinen Betrachtungen gerissen. Ich traute meinen Ohren nicht und noch weniger meinen Augen, als ich auf drei Schritte vor mir einige Pflanzenblätter sich bewegen sah.

Donnerwetter! — Was ist das? — Sollte da ein Tiger sein?

Wie schnell nun wieder meine Gedanken flogen! —

Aber zum Besinnen war keine Zeit und im nächsten Augenblick hatte ich meinen dritten Schuß in das niedere Pflanzengebüsch vor mir geworfen. Da — richtig der Tiger! Mit einem riesigen Satze sprang er seitwärts ab.

Wiederum lautlose Stille. Ich wußte, daß er vielleicht zehn Schritte von mir stehen geblieben war und sich nicht von der Stelle rührte. Erst als ich eine neue Patrone in den abgeschossenen Lauf geführt hatte und den Verschluß zuschnappen ließ, entfernte er sich im Trabe von der Stelle. —

Ist das ein unverschämter Bursche! — Sollte das wieder ein anderer Tiger gewesen sein, der nur zufällig auf meinen Baum zukam? — Aber nein, er kam ja auf meiner Fährte zu dem Baume hin. Und nach und nach erst wurde ich mir meines Dusels, den ich entwickelt hatte, bewußt. Jetzt paßte ich, alle Nerven angespannt, nach allen Seiten auf, ob der Tiger seinen Birschversuch zu mir wiederholen würde; er blieb aber aus. Da ich der Überzeugung war, daß nichts weiter zu machen wäre, so pfiff ich um 11 Uhr abends meinen Leuten und kehrte zum Lager mit der Überzeugung zurück, den oder die Tiger gründlich vergrämt zu haben. Ich ärgerte mich schmählich über die vergebliche Kanonade. Dreimal hatte ich nun auf Tiger geschossen, und kein einziger blieb auf der Strecke! — Andernteils brauchte ich mir keinen Vorwurf zu machen, irgendwie falsch gehandelt zu haben. Ein

Treffen mit der Büchse in dunkler Nacht wäre doch bloß ein Zufall gewesen. So fand ich schließlich mein Gleichgewicht wieder und lag bald darauf in Morpheus Armen. —

Am folgenden Morgen fand ich zu meinem Erstaunen frische Tigerspuren an dem nur 30 Schritte von meinem Zelte befindlichen Wassertümpel. Ein Tiger hatte trotz der Nähe des Lagers hier Wasser genommen. Dann ging ich zu dem Platze, wo er den gerissenen Keiler zuletzt liegen gelassen hatte. Das Luder war fort. Ich folgte der Spur, die durch das Schleifen der Keilerreste im Grase leicht zu verfolgen war, und fand sie auch nach weiteren 200 Schritten. Nur ein kleiner Teil des Rückens und die Keulen waren noch übriggeblieben. Eins der ausgesetzten Rinder hatte der Tiger zwar ganz nahe passiert, aber nicht gerissen. Er schien wie alle Wildtötertiger ein Feinschmecker und zog anscheinend Keilerwildbret dem zähen Rindfleisch vor.

Nachdem ich die nötigen Anordnungen getroffen, kehrte ich zum Lager zurück. Einige Leute brachen gleich auf, um eine Machan zu bauen. Sie blieben aber merkwürdigerweise recht lange aus, und als sie erst um 2 Uhr nachmittags wieder im Lager anlangten, hörte ich die Ursache ihrer Verzögerung. Der Tiger, der ganz in der Nähe des Luders gerastet haben mußte, hatte die Keilerreste, während ich zum Lager zurückkehrte, wiederum an 600 m weiter in einen tiefen Grund verschleppt. Sie hatten daher längere Zeit gebraucht, der Schleppe nachzugehen, bis sie die Keilerreste zwischen Büschen versteckt wiederfanden. Dort hatten sie eine neue Machan errichtet, und zwei Burmanen darauf zurückgelassen, die bei etwaiger Rückkehr des Tigers ihn von ihrem hohen Sitze aus verscheuchen sollten. Diese Kühnheit der Bestie würde ich trotz meiner Erfahrung vom vorhergehenden Abend nicht geglaubt haben, hätte nicht mein Präparator Saris die Tatsache bestätigt.

So brach ich — es war 3 Uhr nachmittags — sofort zum neuen Ansitz auf, wo ich die beiden Burmanen auf ihrer hohen Warte fand. Sie erzählten, vor einer halben Stunde sei der Tiger wieder dagewesen. Durch ihr Händeklatschen wäre er in einem der Machan gegenüber verlaufenden Graben verschwunden. Das war mir doch zuviel, und ich schüttelte ungläubig den Kopf. Bald sollte ich jedoch belehrt werden. Die beiden Burmanen begaben sich ins Lager zurück, zwei andere Leute sollten auf 600 m Entfernung auf etwaiges Pfeifen meinerseits aufgebaumt warten.

Um 4 Uhr nachmittags war ich wieder auf meinem Sitz allein, der bedeutend höher wie der letzte in den Zweigen eines Baumes eingebaut war. Außer der 500-Expreßbüchse hatte ich noch die 8 mm Mauser neben mir liegen. Die Überreste des Keilers befanden sich, von dem umgebenden Pflanzendickicht freigemacht fast senkrecht unter meinem Stande. Allzu lange sollte ich auch nicht warten. Kurz vor 6 Uhr abends, als gerade die Sonne zur Rüste ging und die Kronen der Bäume in ein Meer von rotem Licht tauchte, ließ sich aus der Richtung des mir gegenüberliegenden Grabens lautes Affengeschrei vernehmen. Erregt und zugleich ängstlich keifte die Sippe und kam mir immer näher. Nun wußte ich ihren weit durch den Wald schallenden Lärm zu deuten. Der König der Tiere, begleitet von seinen Trabanten zu beiden Seiten und in der Front hoch in den Bäumen, geruhte zu nahen. —

Welche Spannung! Die folgenden Minuten wurden mir zu Stunden. Bald nach der ersten Aufwallung der Nerven kehrte meine Ruhe zurück, und es war mir, als ob man mich mit einem Kübel Wasser übergossen hätte. Die Sonne ging unter und das Büchsenlicht begann im Zwielicht des Dschungels schon nachzulassen. Just wie am Abend zuvor hörte ich jetzt zu meinem Baume den Tiger nahen. Tap — Tap — Tap — zehn Sekunden Pause — und wieder Tap — Tap — Tap — —. Gleich darauf kam aus dem dichten Pflanzengebüsch dicht am Luder ein kleiner Tigerkopf zum Vorschein — dann eine Pranke. Er schien so klein, daß ich den Eindruck hatte, einen jungen Tiger vor mir zu haben. Aber statt zum Keiler hin, äugte er zuerst zu mir auf meinen hohen Stand. Hatte er doch wirklich dort oben vorher die Burmanen hocken sehen, die ihn verscheucht hatten. Das war für mich die Bestätigung, daß jene vorher den Tiger gesehen hatten. Wie wäre denn sonst der Tiger dazu gekommen, zuerst nach der Krone eines hohen Baumes zu äugen! — Obwohl ich ruhig dasaß, erkannte er das Säugetier auf seinem luftigen Sitz, und mit weit nach hinten gezogenen Lefzen sein mächtiges Gebiß zeigend, fauchte er mich giftig nach Katzenart an. — Ein nie zu vergessender Anblick.

Nun war es Zeit. Womöglich zog sonst die Bestie ihren Kopf in das schützende Grün zurück. Langsam nahm ich, während er zum Sprung gekauert mich weiter fauchend anäugte, die Büchse an die Backe und schoß. Ich hatte auf den Kopf gezielt. Sollte ich durch die fast senkrechte Winkelstellung zu seinem Körper

höher schießen, so mußte ich den Halsrücken treffen. Nach dem Schuß hatte er den Kopf in das schützende Unterholz zurückgezogen, und lag auf einer Seite. Darauf gab ich ihm durch das Gebüsch, das mich gerade noch ein Stück der gelben Decke sehen ließ, den linken Lauf.

Ich glaubte zunächst, der Tiger würde jetzt genug haben und eingehen. Wiederum sollte ich mich täuschen. Denn nun begann ein Getöse in dem Gebüsch, das meine Feder kaum annähernd zu beschreiben vermag. Fürchterliches Wutgebrüll und lautes Schnappen des Gebisses wechselten miteinander ab. Mit den Pranken zerhieb er starke alte Bambusenstangen, die auf dem Grunde lagen und beim Zerbersten laut krachten. Schmerz, Wut und Gift konnte nur einen solchen Ausbruch bestialischer Leidenschaften hervorbringen. Kurz vor dem Schuß war das Geschrei der Affen, die mich auf meinem Sitze eräugt hatten, verstummt. Sie hatten sich scheu zurückgezogen. Gerade als wenn sie mit Spannung den Kampf zwischen Mensch und Raubtier oder richtiger zwischen den beiden Raubtieren — liebes Herdentier erschrecke nicht — abwarten wollten. Jetzt löste ihr wahrhaftes Hohngelächter mit Furcht und Entsetzen und dem Rauschen der Baumwipfel vermischt, die Ruhe vor dem Sturm ab, während Vögel erschreckt kreischend von ihren Sitzen aufflogen. Alle schienen zu wissen, daß es sich hier um einen Kampf auf Leben und Tod handelte. In einem Augenblick der Ruhe verrieten mir dann wieder Röcheln und schnelles Atmen der Bestie, daß sie schwer krank war. Inzwischen war es dunkel geworden. Die Affen hatten sich mit angstbeschleunigten Sprüngen zurückgezogen, und die Vögel waren weit entfernt wieder aufgebaumt. Aber ich feuerte mit der Mauserbüchse in den dunklen Grund weiter, wo ich nur eine Bewegung der Blätter zu bemerken glaubte. So hallte Schuß um Schuß, leider ohne jede Wirkung, durch das nächtliche Dschungel.

Währenddessen tobte die Bestie mit kurzen Pausen unterbrochen weiter. Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf den Mond, der gegen acht Uhr aufgehen mußte, zu warten. Vielleicht vermochte ich dann einen gelben Schimmer des Tigers zu sehen. Höher und höher stieg die Mondscheibe am klaren Nachthimmel empor, aber ihr fahles Licht, obwohl ich bequem auf 30 cm Abstand eine Zeitung hätte lesen können, genügte meiner Erwartung nicht. Jede Hoffnung, den Tiger zu sehen, schwand mit der Zeit. Wenn ich ihn anrief: „He Alter, hast du denn noch nicht genug?“ — so ant-

wortete er mir prompt mit der Vollkraft seiner Lungen. Ich zündete mir ein Pfeifchen an und sang vergnügt:

In einem kühlen Grunde
Da kommt ein Tiger spat . . .

Aber auch das Singen nahm er übel und grimmig rollte sein Rohren durch den Wald.

Er schien sich in einem Halbkreise von zehn Schritten herumzubewegen. Da ich aus seinem ganzen Verhalten schließen mußte, daß er schwer krank war und sich nur mühsam von der Stelle bewegen konnte, so pfiff ich um neun Uhr meinen Leuten, zumal ich zu ihnen den Weg in der Dunkelheit nicht gefunden haben würde.

Was sollte ich denn noch warten? — Mit einer Laterne kamen sie heran. Als ich den Schein des Lichtes durch die Bäume blinken sah, rief ich ihnen zu, daß ich einen Tiger angeschossen hätte. Er sei noch angriffsfähig und sie sollten beim Näherkommen vorsichtig sein. Meine Rechnung hatte ich jedoch ohne den Tiger gemacht, der glauben mochte, daß ich wieder mit ihm sprach und grollend antwortete. Die Folge davon war, daß die Laterne im Dschungel blitzschnell verschwand, und ich mich wieder allein befand. Ich dachte aber nicht daran, die ganze Nacht auf dem Baume zu verbringen, und mich von dem Tiger belagern zu lassen. Nach einer weiteren Stunde pfiff ich wieder und rief; mein Dienervolk bekam wieder Mut, und näherte sich dem Baume, auf dem ich saß. Vorneweg kam der Kalomel-Shikari mit meinem Drilling bewaffnet, dahinter Lahori und Saris mit der Laterne. Auf meinen Befehl blieben sie 30 Schritt von meinem Baume entfernt stehen.

Der Versuch, heil zu den Leuten zu gelangen, schien mir gar nicht so einfach zu sein, denn der Tiger war bisher sehr rege gewesen. Jetzt nach dem vielen Sprechen mit meinen Dienern verhielt er sich still, und schien sich nicht mehr vom Flecke zu rühren. Nur fünf bis zehn Schritte mußte er von der Wurzel meines Baumes entfernt sein. Um sicher zu gehen, warf ich zunächst meinen Tropenhut auf den Grund in die Richtung, wo er sich nach meiner Meinung befinden mußte. Hätte er denselben ergriffen, so wäre es wohl besser gewesen, oben zu bleiben. Aber nichts regte sich. So begann ich, in der Hand die schußbereite Mauserbüchse, vom Baume herunterzuklettern. Leise glitt ich auf den Boden, und zog mich zunächst rückwärts im Anschlag gehend glücklich von der Stätte fünfstündiger Belagerung zurück. In dem Gedanken, daß der Tiger bis zum folgenden Morgen verendet wäre und ohne mich über

seine Schußwunden im klaren zu befinden, schlief ich erschöpft von der Nervenanstrengung bald ein.

Die Rinder fand ich am folgenden Morgen wohl auf, und es war auch keine frische Tigerspur in der Nähe der Wassertümpel zu bemerken. Dann begab ich mich zum Schauplatz der letzten Kanonade. Der Tiger mußte ja verendet sein — auch hier täuschte ich mich wieder. Während ich mich vorsichtig dem Grunde näherte, zeigte ein dumpfes Grollen und Rohren an, daß er noch wohlauf war und uns kommen hörte. Als ich ihm „Guten Morgen" wünschte, antwortete er so laut wie am Abend vorher. Es war für eine Weile unmöglich, ihn in dem dichten Pflanzendickicht zu entdecken.

Endlich! — Da saß er vor mir auf acht Schritte, vorn aufgerichtet und mich anbrüllend! — Diese Majestät in ihrer Ohnmacht und doch in Trotz und Wut zu sehen — ein einziger Anblick. Ich gab ihm unter das linke Gehör ein Geschoß, welches die Backenknochen zerschmetterte und im Hals stecken blieb. In derselben Lage, wie sie uns durch den Löwen von Luzern bekannt ist, den Kopf auf einer Pranke ausgestreckt, sank er zusammen. Nach einem weiteren Fangschuß wurde der Tiger aus dem Grunde herausgebracht und verendet zeigte er noch immer seinen grimmen Ausdruck.

Nun mußte der Elefant herbei, um ihm die Beute aufzuladen. Damit schien der brave Dickhäuter aber nicht einverstanden. Er wurde böse, bewarf uns Umstehende mit Erde und ließ dann seine Wut an den nächsten Bambusstangen aus, die er umbrach, als gelte es, das Dschungel abzuholzen. Nach einer Stunde großer Mühe wurde der mit Zweigen verblendete Tiger mit Hilfe von Tauen an einem Baume hochgewunden, auf den darunter geführten Elefanten fallen gelassen und befestigt. Auch auf dem Wege zum Lager zeigte sich die alte Elefantentante von einer recht unangenehmen Seite.

Von den 22 Geschossen, die ich im ganzen auf den Tiger verbraucht hatte, hatten nur fünf getroffen. Obwohl die Lunge mehrfach durchbohrt und die Hinterhand gelähmt war, hatte er noch solange gelebt und brüllte mit derselben Kraft am Morgen wie am Abend vorher. Seine Länge betrug 2,90 m (9½ Fuß), ein gutes Durchschnittsmaß für einen männlichen Tiger. Die Decke ist selten schön gezeichnet. Zwischen den dicht einander folgenden schwarzen Streifen, die sich selbst über das Vorderblatt ziehen, wie es beim bengalischen Tiger nie oder nur in unbedeutendem Maße

der Fall ist, liegen Ketten von schwarzbraunen Punkten auf prächtigem, gelbrotem Untergrund. Die Färbung ist eine ganz verschiedene von der eines bengalischen Tigers.

Zu welch einer Menge von Betrachtungen gibt das Benehmen dieses einzigen Tigers Anlaß! — Nachdem ich auf ihn zweimal am ersten Abend geschossen, birschte er sich zum Stande des Schützen hin. Hätte ich mit dem Schuß, den ich kurzer Hand ins Gebüsch warf, nur einige wenige Sekunden länger gezögert, so wäre ich wohl nicht mehr in der Lage gewesen, diese Zeilen zu schreiben. Der Tiger selbst schien nichts zu fürchten, und die Schüsse mag er für sich unschädlich oder vielleicht für das Knallen von Bambusstangen gehalten haben. Dann später in derselben Nacht kam er trotz aller Störung nicht allein zum Luder, sondern auch zum Wassertümpel zurück, der nur 30 Schritte von meinem Zelte und dem glimmenden Lagerfeuer entfernt sich befand. Am anderen Tage brachte er seine Beute wiederum in Sicherheit, und kehrte sich, um seinen Fraß nicht im Stich zu lassen, nicht an die Nähe der Menschen. —

Wie ganz anders ist im allgemeinen das Benehmen eines indischen Tigers. Sobald dieser Menschen in der Nähe des Luders bemerkt und besonders, wenn nach ihm geschossen worden ist, ist er bald über alle Berge verschwunden. Ich sprach später mit Lt. Colonel Evans, dem bekannten Burmajäger, über diesen Fall, der mir versicherte, daß ihn dieses Benehmen eines burmanischen Tigers nicht wundere. Dieser Tiger war der Vertreter der sogenannten Wildtöter (Game-Killer), im Gegensatz zum Viehtöter (Cattle-Killer), der sich meist in der Nähe zahmer Herden und menschlicher Ansiedlungen aufhält. Beide vermögen sich zu Menschenfressern (Man-Eater) auszubilden, zumal wenn sie bei ihrem ersten Zusammentreffen merken, wie ohnmächtig ein Menschlein und wie leicht es zu töten ist. In der Regel sehen sie die Eingeborenen vor ihnen davonlaufen, was das Gefühl ihres Machtbewußtseins heben muß.

Wie schon Mr. Hill sagte, sind Tiger in Burma, wenn man einzelne Gegenden Indiens damit vergleicht, gerade nicht häufig. Wenn ein einzelner Tiger im Jahre 1903 in der großen Pagoda von Rangoon erlegt worden ist, so soll man aus diesem vereinzelten Fall nicht auf eine große Anzahl Tiger in Burma schließen. Dieser Tiger wurde nachts in der Vorstadt von Rangoon aufgescheucht und hatte sich verängstigt in die hochgelegene und

teilweise mit Bäumen umstandene Shway-Dagohn Pagoda geflüchtet, wo er bei Morgengrauen von Burmanen, die ihren Gottesdienst verrichten wollten, bemerkt wurde. Ein englischer Offizier, welcher schnell herbeigeholt wurde, erschoß den Eindringling des buddhistischen Gotteshauses. Jetzt wird in unzähligen Bildern diese Szene dargestellt. Trotz der geübten Toleranz, einer der Hauptvorzüge buddhistischen Glaubens, waren Burmanen mit dem Erschießen des Tigers in der Pagoda nicht einverstanden, da sie sich das Wunder zum Teil so erklärten, als wäre der Tiger aus Ehrfurcht vor Lord Buddha gekommen, um ihn anzubeten.

Es ist im allgemeinen eine müßige Frage, zu entscheiden, ob Tiger — wie überhaupt mehr oder weniger alles Großraubzeug — feige oder mutig sind, da ihr Charakter individuell verschieden ist.

Nach meinen Erfahrungen mit Großraubzeug und wehrhaftem Wild ist, abgesehen von dem individuellen und ganz verschiedenen Charakter ein und desselben Tieres, eine allgemeine bestimmte Charakteristik ausgeprägt. Sie ist in anderen Ländern wiederum verschieden.

In Burma sind trotz des geringeren Vorkommens von Tigern gegenüber z. B. von Haiderabad oder Nepal Menschenfresser verhältnismäßig häufig. Diese Neigung zum Menschenfressen fällt in Burma um so mehr ins Gewicht, als das Land nicht so stark bevölkert ist, wie andere Teile Indiens.

In Mysore sehen wir z. B. hauptsächlich den Rogue, in Cochin in erster Linie den Einzelgängergaur besonders gefürchtet. In Mysore oder Kanara sind aber ebenfalls gute Gaurbestände, und trotzdem sind mir keine Klagen über ihre Gefährlichkeit zu Ohren gekommen. Es spricht also nicht allein eine große Verbreitung wehrhaften Wildes oder Großraubzeuges für die Menge von Menschenopfern. Ich unterscheide also neben der verschiedenen Individualität des Einzeltieres auch eine bestimmte allgemeine Charakteristik, je nach den verschiedenen Ländern.

Oft denkt sich ein Laie, daß den Jäger in Indien Großraubzeug und wehrhaftes Wild in erster Linie in Gefahr zu bringen vermöge. Das ist nicht der Fall. Gefahren drohen ihm mehr von anderer Seite. So sind es für mich zunächst Bakterien und Klima, die ich mit Recht zu fürchten glaube. Ihnen folgen gleich unsere lieben Mitmenschen. Gegen beide Mächte habe ich in vielen Fällen nur ungenügende Waffen. Gegen Großraubzeug und wehrhaftes Wild steht mir neben kühler Erwägung die Büchse zur Verfügung.

Diese Tiere suche ich auf, den Obengenannten weiche ich bis zu einem bestimmten Grade aus. Ich habe draußen höchstens Menschenverachtung gelernt.

Zwei Tage nach der Tigerschlacht erreichte ich den Mahujafluß, dessen Strombett ebenfalls nur einzelne trübe Pfützen aufwies. Ich birschte dort auf Gaurs. Da der Kalomel-Shikari von der Fährtensuche keinen blassen Schimmer hatte und ich selbst noch nicht damit vertraut war, so verliefen meine damaligen Versuche, an Gaurs heranzukommen, ohne Resultat. So kam ich nur auf Sauen und Kleinwild zu Schuß. Trotzdem aber war ich mit meiner geringen Beute sehr zufrieden.

In Zoungtoo, wo ich in der Leichenhalle des Dorfes Unterkunft fand, hatte inzwischen ein Panther in der Nacht von der Veranda des nahen Forsthauses einen Hund weggeholt, und einen zweiten am Halse schwer verletzt. Meine Bemühungen, ihn zu erlegen, waren ohne Erfolg, da er die als Köder ausgesetzten lebenden Hunde in meiner Gegenwart nicht riß. Anderenteils fehlte mir auch die Zeit, dort länger zu verweilen, da ich Rangoon Anfang April mit dem Dampfer verlassen wollte. Die große Freude, heil aus dem Dschungel zurückzukehren, empfand ich besonders, als aus der Ferne die goldene Pagode, deren Hti (Schirm) an der Spitze und deren buntes Mosaik in allen Farben glänzte und glitzerte, von den rotvioletten Strahlen der Abendsonne beleuchtet wurde. — Aus einem nahen Kloster klangen silberne Glöckentöne in wunderbarer Harmonie.

Glocken in Burma und die im fernen Osten! —

Wer ihren nachhaltigen, schwingenden Klang in der Wildnis gehört, wo sich die einzelnen Töne in minutenlangem Nachklingen von Baum zu Baum wie in Wellen langsam fortzubewegen scheinen, wird sie so leicht nicht vergessen. Wo kann wohl durch einen Glockenton ein größerer Genuß geschaffen werden, wie er uns u. a. in Nikko durch die große Glocke bei den Shogunengräbern geboten wird? — Wie leer und blechern klingt dem gegenüber das eilige Schwingen vieler unserer Glocken!

Nach Rückkehr fühlte ich mich wie neugeboren, und dankbar gedenke ich meiner Freunde in Pegu, die mir jetzt, wie vordem, ihr gastliches Heim zur Verfügung stellten.

* *
*

Im April 1909 mußte ich meine Expedition, die ich von Khanbalu im Shwebo-Distrikt antrat, schon nach einer Woche abbrechen. Nur einige Thamins und Muntjaks wurden mir zur Beute. Bei der fürchterlichen Hitze, die am Tage 45° C im Schatten betrug, und während der Nacht nur bis zu der Temperatur des Roten Meeres — auf 38° C — herunterging, war ich im lichten Dschungel täglich an neun Stunden den frischen Fährten des Tsaing, des burmanischen Bantengs, gefolgt. Dicker grauer Staub lag auf den spärlich belaubten Bäumen, die keinen Schatten gewährten. Das Übel, welches meine erste Cochin-Expedition 1907 jäh abbrechen ließ, stellte sich wieder ein. Und Hals über Kopf, um das eigene bißchen Menschenleben in Sicherheit zu bringen, kehrte ich nach Rangoon zurück. Noch nicht einmal konnte ich wegen meiner Erkrankung dem Lt. Governor, der zurzeit auf dem Regierungssommersitz in Maymyo residierte, meine Aufwartung machen. In Rangoon lebte ich wieder auf, um bald auf der Heimreise in Colombo nochmals auf der Nase zu liegen. Paratyphus und Malaria zusammen ließen mich noch weitere fünf Wochen in dem dortigen Sterling-house verbleiben. Dank der vorzüglichen Hilfe des bekannten Bakteriologen und Entdeckers des Schlafkrankheitserregers in der Tse-Tse-Fliege, Dr. Castellani, der schon zwei Stunden nach meiner Erkrankung die sichere Diagnose stellen konnte, genas ich schnell. Welch ein Segen moderner Bakterienforschung! —

Sehr gern wäre Lahori mir nach Deutschland gefolgt. Aber er war verheiratet und konnte seine Familie nicht in Stich lassen. So nahm ich Tuan mit, der sich als Jäger und guter Schütze sehr vervollkommt hatte. Grethel, die mich auch nach Burma begleitet hatte, gab ich ihrem Herrn in Colombo mit Dank zurück. —

Rackerli sollte ich nicht mehr lebend zu Hause antreffen. Fast täglich hatte er sich im Laufe des Jahres, wenn ihn nicht Fieber auf seinem Lager festhielt, meine leere Wohnung öffnen lassen. Dort suchte er bellend umher, um schleunigst dann wieder zu seinem liebenswürdigen Pflegeherrn zurückzukehren.

Gerade eine Woche vor meiner Heimkehr, als mein Dampfer Port Said verließ, wo er einst an seinem Erbfeind, einem Affen, grausame Vergeltung geübt, war er in die Jagdgründe des Jenseits hinübergewechselt.

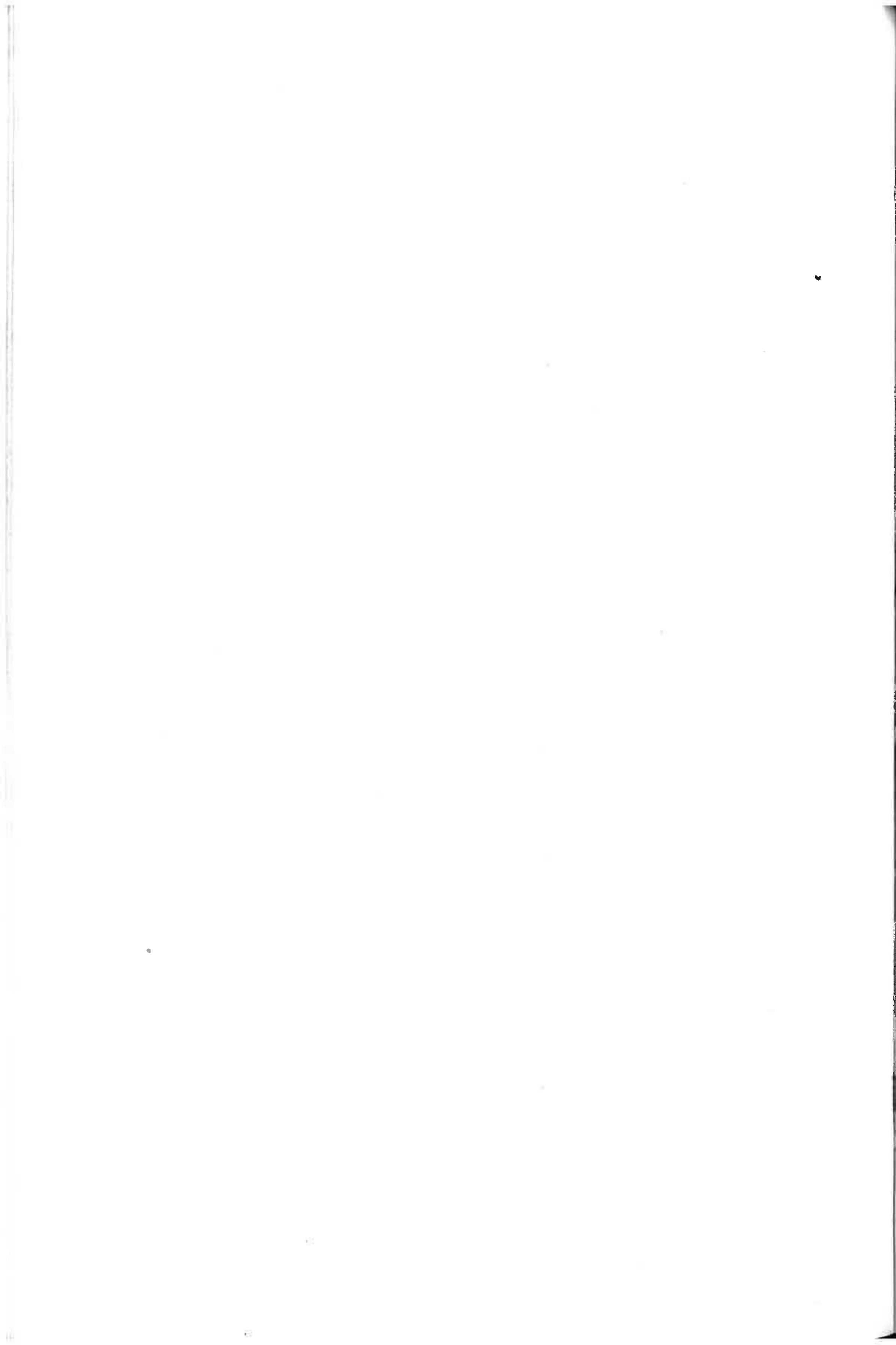
Auf den Jägerschießständen bei Marburg hat man ihm eine würdige Grabstätte bereitet. —

Stumm wirft das Reh davor auf und eilig hoppelt der Hase im dunklen Fichtenhain daran vorüber. Gerade jetzt am goldenen Märzentag! — wo der Haselstrauch seine gelben Troddeln schwenkt und schlanke silberne Birken neben der knorrigen Eiche ihre knospenden Zweige im lauen Lüftchen des Frühlings wiegen! — Die Schnepfe zieht! — Hier schlägt Drossel und Fink, es lockt die Goldammer! Der Kohlmeise Geklingel mischt sich mit dem feinen silbernen Stimmchen des Rotkehlchens auf dem Tannenwipfel. — Überall jubelt's und flötet's, zwitschert's und pfeift's! Und dem blauen Äther im Sonnenlicht jauchzt trillernd die Lerche zu! — Ihr Siegeslied! —

„Gutes Rackerli, wie fühltest du so menschlich!" —

VII.

Burma (zweiter Teil)



Nahezu drei Jahre verstrichen, ehe ich wieder soweit hergestellt war und andere Fesseln abgestreift hatte, um meine sechste Ausreise nach Indien antreten zu können. Die Heimat ward mir zu eng, die große Sehnsucht nach Indiens Dschungeln, seinen Geheimnissen erneut zu lauschen, zog mich unwiderstehlich in ihren Bann. Die Wege wurden mir durch die Bemühungen meiner verehrten mütterlichen Freundin Lady Brandis und des Privatsekretärs des Vizekönigs, des Obersten Sir J. R. Dunlop Smith geebnet, der mir und anderen Reisenden — ich brauche nur an seine Verdienste um Sven Hedins Reisen zu erinnern — schon wiederholt seinen gütigen Schutz angedeihen ließ. So landete ich im August 1912 in Rangoon, nachdem ich mich auf Ceylon einige Wochen an das tropische Klima gewöhnt hatte.

Gastlich empfingen mich in ihrer entzückenden Sommerresidenz Maymyo bei Mandalay der Lt. Governor von Burma, Sir Harry Adamson und Lady Adamson. Meine Pläne hatte ich, wie schon früher, weit gesteckt. Sehr bald entschied ich mich nach eingehender Beratung mit dem vorzüglichen Kenner der burmanischen Fauna, Lt. Colonel G. H. Evans und mit tatkräftiger Hilfe des Conservator of Forests, Mr. Tottenham zunächst für die Dschungel der Magwe Division, östlich des Irrawaddi zwischen dem 20.° und 21.° nördlicher Breite gelegen. Daran anschließend lockte mich das wilde, noch wenig erforschte Waldgebirge der Arrakan Yomas, westlich des Irrawaddi, wo es noch viele interessante Fragen aufzuklären galt. So erwarteten mich aussichtsreiche Aufgaben. Aber wie gering ist immer in Burma schließlich die Ausbeute! —

Zu meinem alten Dienerstamm Lahori und Tuan gesellten sich noch ein aus Jubbelpore von Lahori mitgebrachter Campboy Baiella, ferner Simon Perera, ein intelligenter Singhalese mit portugiesischer Blutmischung, und als Dolmetscher ein Burmane Maung Tun Hla.

Nach Beendigung der Ausrüstung und sorgfältigen, bis in das Kleinste gehenden Vorbereitungen, brachte uns ein Irrawaddi-Dampfer von Rangoon über Prome nach Migyaunge. Von hier ritten wir 55 km nach Taungdwingyi, dem Ausgangsort der Expedition.

Der Aufenthalt in einem kleinen Städtchen Burmas hat seine ganz besonderen Reize, da man dort viel eher als beispielsweise in der Großstadt Rangoon hinter die Kulissen burmanischen Volks- und Gefühlslebens schauen kann. Die wenigen englischen Honoratioren, besonders der hilfsbereite Assistant Dep. Commissioner Mr. H. Mackney, gestalteten mir als Staatsgast mit allen verfügbaren Mitteln den Aufenthalt so angenehm wie möglich. Gleich nach Ankunft besuchte mich der Miaujauk, der Bürgermeister und Richter von Taungdwingyi, mit der nach Landessitte üblichen Liebesgabe, einem Korbe voll saftiger Ananas, Bananen und Kokosnüsse. Seine geachtete Stellung ging schon aus dem 500 Rs. betragenden Monatsgehalt hervor, das er empfing. Das ist für die billige und wohlfeile Lebenshaltung eines Eingeborenen schon eine sehr stattliche Summe. Er kniet nieder, führt die Hände mit zueinandergekehrten Handflächen an die Brust und läßt mich durch Maung Tun Hla, der in derselben Haltung, aber in respektvoller Entfernung vom Miaujauk, niederkniet, nach meinen Wünschen fragen. Weiterhin läd er mich zu einem Tanzfeste ein, das am folgenden Abend vor dem Hause Mr. Macknays zu meinen Ehren stattfinden sollte. Da die burmanische Sprache das Wort „danke“ nicht kennt, spreche ich ihm statt dessen meine große Freude und lebhaftes Interesse für die Aufmerksamkeit der Bevölkerung und die zu erwartenden Festlichkeiten aus. Dadurch sichtlich befriedigt und unter mehrfachen Verbeugungen, die ich ebenso höflich nach unserer Sitte erwidere, entfernt sich der Herr Landgerichtsrat.

Das alles klingt paradox für unsere westlichen Anschauungen. Bei diesen sklavischen Ehrenbezeugungen mag hier und dort „der liebe Leser“ mitleidig oder amüsiert lächeln und überzeugt sein, wie hoch wir in der Kultur über derartigen Kreaturen stehen. Aber nirgendwo ist der Gegensatz zwischen unseren europäischen neuen Achtungsbezeugungen und denen der östlichen viel älteren Kultur größer, als schon bei solchen Begrüßungszeremonien. So scheidet schon ein Abgrund die erste Annäherung zwischen Ost und West, den zu überbrücken eine ernste und wichtige Aufgabe der Vertreter der höheren Kultur ist. Und doch ist der Burmane, wenn

auch verschlagen wie alle Mongolen, sehr unabhängig und weit selbstbewußter als z. B. der Hindu. Er besitzt oft mehr Rückgrat und stolze Selbstbeherrschung als Millionen Vertreter der weißen Rasse, die noch nicht die Hände aus der Hosentasche ziehen, wenn sie einem Menschen, dem Hochachtung gebührt, begegnen! — Wer zeigt da schließlich mehr Kinderstube? Wer besitzt da in Wirklichkeit mehr Stolz, mehr Selbstbeherrschung und eigene Überwindungskraft? —

Trotz aller Bemühungen konnte die Forstbehörde in Taungdwingyi mir zur Zeit nur einen Elefanten zur Verfügung stellen. Man kennt in Burma nicht zur Jagd abgerichtete Elefanten, wie sie in Vorderindien gebräuchlich sind. Hier werden Elefanten nur als Lasttiere und zur Holzbewirtschaftung verwandt. So versuchte ich den mit guten Stoßzähnen bewaffneten Dickhäuter selbst zur Birsche abzurichten. Er gehorchte willig seinem Mahaut und stand bombenfest, sobald er halten sollte. Die Probe auf Schußfestigkeit hatte aber ihre verflixten Zwickel. Das brave Tier hatte nur noch ein Auge; das andere war ihm irgendwo mal abhanden gekommen. Wenn ich nun von seinem Rücken aus, zunächst mit einer Browningpistole, schoß, drehte er sich blitzschnell wie ein Kreisel drei bis viermal um seine eigene Achse, so daß ich mich nach jedem Schuß festhalten mußte, um nicht abzufliegen. Die Erklärung ist einfach: er sah nur mit dem einen Seher einen Halbkreis. Da er nun, erschreckt, gern wissen wollte, aus welcher Richtung der scharfe Knall kam, spielte er Karussel. Das war unangenehm, kostete viel Zeit und Munition. Nach mehrfachem Schießen beruhigte er sich etwas und drehte sich nur noch einmal um. Tuan setzte dann an den folgenden Tagen stundenlang die Übung fort. Ganz war aber das Übel nicht zu beseitigen, so daß ich mich scheute, ihn im Laufe der Zeit zur Birsche zu verwenden — ein großer Nachteil. —

Bald waren die letzten Vorbereitungen beendet, und der Abmarsch in nördlicher Richtung konnte beginnen. Fünf Ochsenkarren und das Karussell brachen am frühen Morgen nach dem ersten, 18 km entfernten Lager Lepambu, einem Kloster, auf. Ich folgte nachmittags mit Tuan, Simon und mehreren Burmanen auf Ponys nach, indem wir einen abkürzenden Dschungelpfad benutzten. Ca. 500 m weit mußten wir in einem Flußbett entlang reiten, um dann wieder in das Dschungel einzubiegen. Der Uferrand war tief morastig. Während mein Burmanenführer noch

gerade die feste Böschung gewinnen konnte, versank mein Pony tiefer und legte sich auf die Seite. Schnell noch aus den Bügeln, durchnäßt und voll Schlamm, konnte ich das Ufer gewinnen. Simons Pony hingegen, dicht hinter mir auf, schlug ebenfalls versinkend um. Simon konnte nicht mehr aus den Bügeln los und verschwand mit dem Kopf im Wasser. Nun wieder rein in das von den Ponys wildgepeitschte Schlammwasser, und nach einer Minute hatten wir den halb bewußtlosen Simon gerettet. Mit den Sattelzeugen in Stücken brachten wir nach weiteren 10 Minuten die beiden Ponys glücklich wieder auf festen Boden.

Befriedigt über den guten Ausgang des kleinen Reiterabenteuers und heilfroh, die erste Nacht wieder im Dschungel zu sein, legte ich mich nach einem längeren Besuch bei dem Abte des Klosters auf mein Feldbett und erwartete gen Mitternacht den Schlaf des Gerechten. Da plötzlich spüre ich einen heftigen Schmerz in der linken großen Zehe, als wenn sich ein Schlangengiftzahn nachdrücklich darin versenkte. — Tsch — ik! — — Teufel auch! — Ahnungsvoll und voller Grausen tu' ich aus dem Bette sausen! — „Lahori! Tuan!" die Leute werden wach und eilen zu mir. Schnell wird die Wunde durch einen Messerschnitt von Lahori erweitert, ausgedrückt, mit übermangansaurem Kali eingerieben und der Fuß mit einer Gummibinde abgeschnürt. Die Kognakflasche mußte herhalten, und ich war nun gespannt, wieviele Minuten mir noch das Leben beschieden sei. Der Kobrabiß und der bestimmter Vipern soll ja schon in 20 bis 30 Minuten tötlich wirken. So einige Minuten Galgenfrist vor dem Augenblick, wo man sich entschließen muß, abzudanken und sich das Reiswachsen von unten anzusehen, sind immerhin recht kitzlig.

Der Fuß schwoll an, der Schmerz steigerte sich durch den gewaltsamen Eingriff. Aber eine kleine Genugtuung wollte ich wenigstens vor meinem Abschied aus diesem Jammertal noch haben: Ich wollte Rache üben und die Schlange im Bett totschlagen. Vorsichtig wird das Moskitonetz vom Feldbett zurückgeschlagen und mit Stöcken bewaffnet, zum vernichtenden Hiebe bereit, warten Lahori und ich mit Spannung auf das Mordstier. Jetzt wird auch langsam das Bettuch fortgezogen — da eine sterbende Hornisse — statt der Giftschlange! Sie war der Übeltäter, der sich am Tage in mein Bettzeug verirrt hatte. Das Leben ward mir gewissermaßen neu geschenkt, was naturgemäß zu den angenehmsten Beigaben irdischer Genüsse gehört und Freude

hervorruft. Wenn ich auch wegen der Schmerzen in jener Nacht nicht schlafen und auch wegen des Verbandes keinen Stiefel anziehen konnte, so war ich doch in der Lage, andern Morgens beim Reiten den Bügel mit Hilfe eines mit dem Verband befestigten Brettchens zu halten. — Zwei Lappalien am ersten Tag des Dschungellebens, die ich hier anführe, um den schroffen Stimmungswechsel, Freud und Leid in unmittelbarer Folge als getreue Spiegelbilder zu kennzeichnen.

Im folgenden Lager Baw hatte ich das Birschrevier auf den Tsine, burmanisch Tsaing (Bos-bibos-Banteng), — einen nahen Verwandten des Bos sondaicus typicus von Java — erreicht, und von den ausgesandten Shikaris wurden mir bald die Fährten von mehreren Herden gemeldet. Der Tsaing ist leichter gebaut als der Gaur und sein Körper wie seine Trophäe machen einen weniger massiven Eindruck. Ein weiterer Unterschied in dem Bau dieser Wildrinder — nicht Büffel, wie der Laie vielfach sagt — ist der weniger stark entwickelte Rückenkamm des Tsaing, wie auch seine Stirn nicht konkav gewölbt ist. Infolge seiner mehr frontalen Stirn ist das Gehörn weit seitlich ausgelegt und kurz an den Spitzen eingewinkelt, eine sehr achtbare, prächtige Trophäe. Das Gehörn der Kühe ist steiler gestellt und weist oft die Form einer Lyra auf. Die Kühe haben ein leuchtendes, hellrotes, feines Haarkleid, ähnlich unserer heimischen Vogelsberger Rindviehrasse. Andererseits aber gibt es hellrotgelbe, rotbraune, ja sogar schwarzbraune Bullen. Aus den zoologischen Literaturen waren mir bisher nur braunrote neben dem fast schwarzen Java-Banteng bekannt. Beide Farbenvarietäten fand ich im Jahre 1920 auf der Insel Bali, der ersten kleinen Sundainsel östlich von Java, bei den zahmen Balirindern, den domestizierten Bantengs, auch ausgeprägt. Trotzdem die Tsaings in ihrem ganzen Tun und Lassen einen weniger boshaften und wilden Eindruck auf den Jäger hervorrufen als die grimmen Gaurs, ist ihre Zähmung in Burma nicht einwandfrei erwiesen. Ich konnte 5 Tsaings im Zoo von Rangoon photographisch aufnehmen, die in Burma wild gefangen waren. Sonst sind Tsaings meines Wissens noch nicht exportiert worden, um so mehr die zahmen Balirinder. Was mir auf Bali auffiel, ist das „wildhafte“ Benehmen der Balirinder. So wie sie z. B. plötzlich aufwerfen und elegant und leicht einen Graben oder eine Hecke im Sprung „gleich einer Antilope“ nehmen, vermag es unser Rindvieh nie. Darin spiegelt sich noch das ehemalige „Wildrind“

wieder. Im Gegensatz zum trotzigen und grimmen Gaur macht der Tsaing Burmas wieder einen scheuen Eindruck, und ich wurde beim Antreffen einer Tsaingherde den Eindruck nicht los, ein ehemals zahmes und nun verwildertes Hausrind vor mir zu haben. Der englische Ausdruck für Tsaing „wild cattle" spricht auch dafür. Also die Kontraste: der wildhafte Ausdruck des zahmen Balirinds und der zahme des wilden Tsaing! —

Hingegen gesellen sich gelegentlich Tsaingbullen, ähnlich wie der Gaurbulle, zu den halbwilden Gayals, zu den zahmen Hausrindern in Burma. Mr. A. Hauxwell, Conservator of Forests[1]) und Major G. P. Evans[2]) bringen in den Monatsheften der Bombay Natural History Society darüber nähere Angaben, die Mr. J. W. Adamson durch Photos illustriert[3]), indem er noch folgende Einzelheiten hinzufügt: „Ich konnte mich dem Tsaing bei der Herde Hausrinder bis auf 70 Schritt nähern. Er suchte in den letzten Jahren nur während der Trockenheit die Herde auf. In der Regenzeit verließ er sie wieder. Die Dorfleute glaubten, daß dieser Tsaing die Reinkarnation eines Ponghyi, d. h. Priesters sei, der während seines Lebens die Burmanen mit Hilfe böser Geister verarztet hatte, eine Praxis, die streng gegen die Regeln der buddhistischen Religion verstößt." Im Gegensatz zum Gaur, der in der Regel dichtes, immergrünes Dschungel liebt und sehr heimlich ist, zieht der Tsaing mehr offene und ebene Dschungelgebiete vor. Beide trifft man in Burma gelegentlich auch in ein und demselben Waldkomplex an. Während die Gaurs mehr in Herden zusammenhalten, findet man die Tsaings, abgesehen von Herden bis zu 30 Tieren, vielfach einzeln zerstreut. Im Oktober 1912 traf ich auf Einzelbullen, oft auch zwei Bullen, die sich für kurze Zeit trennen, um sich dann wieder aneinander anzuschließen, auf zwei Kühe und einen Bullen oder auf zwei bis drei Kühe allein. Der Tsaing hat ein sehr feines Gehör und wird, wenn man seiner Fährte folgt, sehr leicht rege. Von Angriffen des Tsaing auf Menschen, wenn sie nicht verwundet waren, habe ich niemals gehört. Das schließt aber nicht aus, daß sie angeschweißt, sehr respektable Gegner werden können, und viele Jäger sind in diesem Falle schon vom Tsaing in die jenseitigen Jagdgründe befördert worden. Die geringere Gefahr bei der Verfolgung des Tsaing als bei der des Gaurs merkt man schon bald an dem Verhalten der burmanischen Shikaris. Während Kadirs und Kurumbas u. a. bei Begegnungen

[1]) Vol. XXI. S. 1072. [2]) Vol. XXI. S. 1323. [3]) Vol. XXII, S. 190.

mit Gaurs vor dem Schuß sich schon auf die Bäume in Sicherheit bringen, zeigen die Burmanen vor Tsaings kaum Furcht, wenn sie auch als Fährtensucher an die seltene Kunst der primitiven Wilden Vorderindiens, das einzelne Stück Wild bombenfest auszumachen, nicht heranragen. Ist der Boden durch Regen erweicht und drücken sich die Fährten gut aus, so kann man sich leidlich auf burmanische Shikaris verlassen. Ist es trocken, besonders bei vielen Kreuz- und Querfährten, so versagen die Leute.

Fast jeden zweiten Tag regnete es stark, wohl eine Stunde lang, ein Segen in doppelter Beziehung. Einmal wurde die Temperatur von ca. 35° C gegen Morgen um 10 Uhr auf 25° für einige Stunden abgekühlt; dann auch wusch der Regen die alten Tsaingfährten fort, so daß die Shikaris neue Fährten nach einigen Stunden aufnehmen konnten.

So war ich mehrere Tage schon vergeblich den Fährten von Einzelbullen gefolgt, die, kurz bevor ich im dichtem Dschungel auf sie stieß, mit einem, durch den Windfang ausgestoßenen, scharfen Schnorren, ähnlich dem des Gaurs, flüchtig abgingen. Oder ich stieß auf eine Herde bis zu 16 Stück und fand keinen schießbaren, guten Bullen darunter. Ist der Gaur einmal rege gemacht, geht er viele Kilometer weit oder er greift an. Es ist nutzlos, ihn an demselben Tage noch weiter zu verfolgen. Der Tsaingbulle rastet dagegen, wenn aufgestört, oft schon wieder nach einigen hundert Metern Entfernung, was wiederum seine geringere Wildheit beweist. So folgte ich eines Morgens schon mehrere Stunden einem starken Einzelbullen, den Affen, die uns folgten, durch lautes Gekächze und Keckern warnten. Während ich mit meinen Leuten dann Rast machte, die Büchse entspannt an einen Baum gelehnt neben mir, zieht an uns auf 25 Schritt im leichten Bambusendschungel ein anderer Einzelbulle vorbei, der unsere Nähe nicht ahnt. So hatte ich gerade noch Zeit, im Sitzen die Büchse zu ergreifen, den Hahn zu spannen und dem Bullen das 577 Geschoß hinter das Blatt zu geben, das ihn nach 80 Schritten zusammenbrechen ließ. Mit großer Mühe konnte ich meine Leute davon abhalten, sofort hinter dem davonstürmenden Bullen herzulaufen. Endlich der erste Tsaing![1]) —

[1]) Die Maße sind: ganze Länge des Körpers ohne Schwanz 2,86 m, Schwanz 1 m, Höhe am Widerrist 1,50 m, Gehörnauslage 86 cm (33 Zoll), Umfang eines Horns 37 cm (16 Zoll), Länge eines Horns 59 cm. Wamme 50 cm lang, 15 cm breit.

Die gleiche Freude, wie ich sie vorher in meinem Leben nur beim ersten Hasen, dem ersten Bock, der ersten Schnepfe, und in Indien beim ersten Gaur und dem ersten Tiger empfand! — Nach jahrelangen Fehlschlägen der erste Erfolg! — Endlich die Belohnung für viele Entbehrungen, Krankheiten und manche Enttäuschung! —

Es ist keine Übertreibung, wenn ich bei diesem Tsaingbullen von seiner seltenen Farbenpracht spreche. In dieser Beziehung ist er das „schönste Stück" Wild, das ich erlegt habe. Diese sammetene rotleuchtende Decke, die zum Hals hin ins Goldgelbe übergeht, mit mausgrauem Kopf und weißen Bändern um die Seher und die Muffel! — Ein weißgraues Oval zieht sich über die Keulen von der Schwanzwurzel ab und weiter an der Bauchseite entlang, wie auch die Läufe bis 10 cm über den Knien weißgrau sind. Der Halsrücken vom Kopf bis zum Widerrist ist 2 cm tief eingekerbt und der Hals selbst ist von tiefen Falten durchzogen.

So war dieser Bulle ganz anders gefärbt, als es bisher beschrieben ist und ich bezweifle, daß diese lichte Färbung nur ein Jugendkleid darstellt, da er sicher über 7 Jahre alt war. Robert Banzer in Oehringen, der Meister der modernen Dermoplastik, hat mir das Bruststück dieses Bullen prächtig modelliert, aber leider sind die schönen Farbtöne an der trockenen Decke verblaßt und geben nicht annähernd die natürliche Farbenpracht wieder.

Meine Leute schienen sich beinahe noch mehr zu freuen als ich, und scharenweise kamen Burmanen aus dem nächstliegenden Dorf herbeigeeilt, um sich das Wildbret abzuholen. Das Forstbungalow, auf der 20 m breiten Feuerschneise zwischen den einzelnen Distrikten gelegen, war bei meiner Rückkehr mit Girlanden geschmückt, und vom Dache wehte die Flagge schwarz-weiß-rot, während mein Grammophon lustige Weisen spielte.

Dieses Wunder der Technik liebten vor allem auch die Burmanen, denen ich deshalb Konzerte geben ließ, die gegen 10 Uhr nachts nach ihrem Wunsche begannen und bis früh um 5 Uhr sich ausdehnten. Der Festplatz wurde ca. 200 m von meinem Zelte entfernt in den folgenden Lagern hergerichtet, da sonst an Schlaf nicht zu denken war. Er war schon von weitem kenntlich an dem sich hochtürmenden, brennenden Holzstoß.

Da kamen Weiblein und Männlein in ihren grellfarbigen seidenen Festgewändern und Mädchen mit Blumen im Haar, gar lieblich anzusehen, wenn sie nicht zu dick geschminkt waren, zu Fuß



In der Shway Dagohn Payah, der großen Pagoda in Rangoon.



Buddhastatuen in der großen Pagoda von Rangoon.



Straße in Pegu.



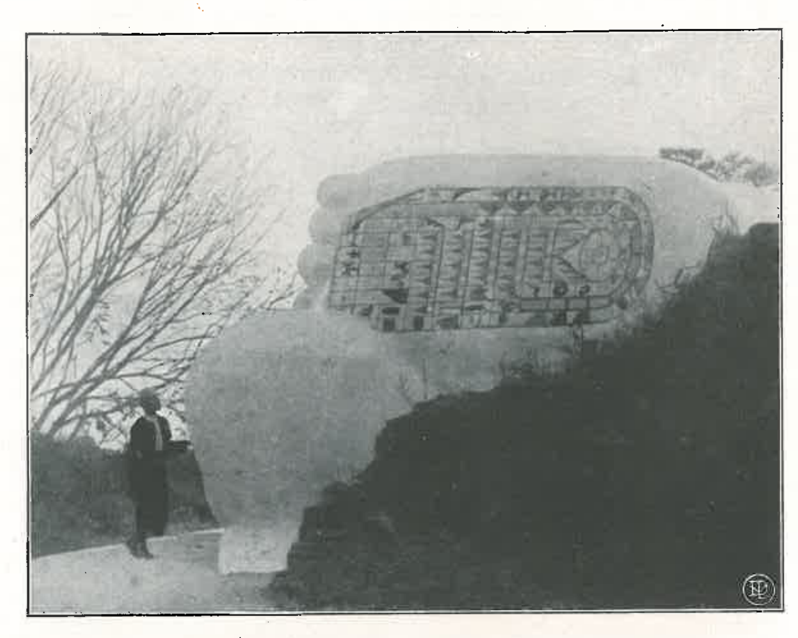
Eingang zur Shway-daw Pagoda in Pegu.



Boote am Kanal von Pegu.



Die Riesenfigur des sterbenden Buddha Gautama bei Pegu.



Die Fußsohle der Riesenfigur Shin-bin-thah-young mit den Emblemen des Shway-zet-daw.



Das für die Geister dargebrachte Weiheopfer.



Auf der Entenjagd bei Pegu.



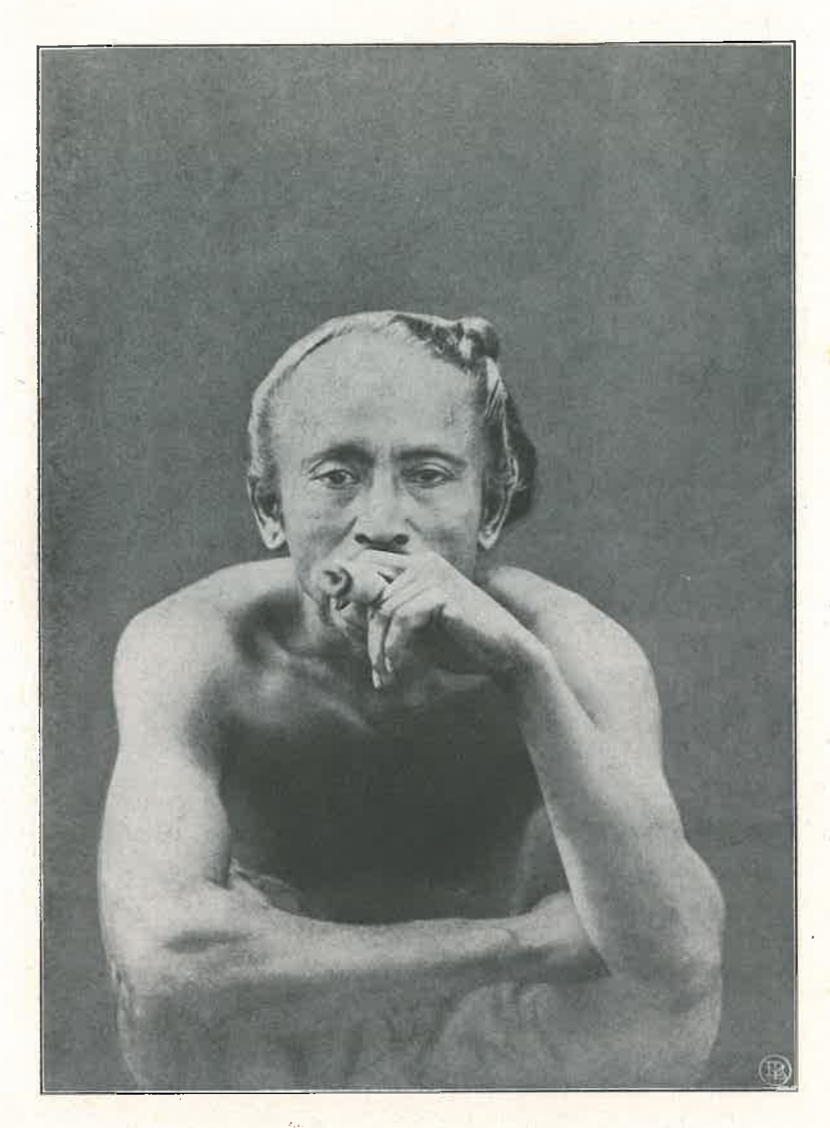
Erlegte Thamins (Cervus eldi) in Pagine (Unter Burma).



Ein Burmane vor einem Menschen, dem Achtung gebührt.



Mein nach 40 Stunden endgültig erlegter Burmatiger.



Mein Shikari im Magwe District.

wie auf klingelnden Ochsenwagen angezogen. Ich bot ihnen aber auch seltene Kunstgenüsse durch eine reiche Auswahl indischer Musikstücke aus den verschiedensten Ländern. Und so hörten sie ernste, monotone Gesänge der Punjabis, klingende Bengaliweisen, drawidische Koloratursängerinnen aus Madura und singhalesische Heldengesänge aus Kandy. Selbstverständlich erregten ihre heimischen burmanischen Geister- und Heroenlegenden ihren größten Beifall, nächst der malayischen Wajang-Gamelangmusik und Renkongtänzen, die sie auch noch gut verstehen konnten. Erst nach Jahren habe ich durch häufige Gewöhnung ihre rhythmisch klaren Gesangs- und Tanzweisen schätzen und verstehen gelernt. Auch hier erst genaue Kenntnis, dann kommt das Verständnis. — Nur keine dünkelhaften Vorurteile! — Lauter Beifall folgte den musikalischen Darbietungen, die oft mit Tänzen aus ihren eigenen Reihen abwechselten. Wie kichert und jubelt da Alt und Jung, es fällt keine profane Äußerung, kein rauhes Wort. Stets zeigen sie Selbstzucht und Takt. Nichts wirkt erfrischender als die reinen, ungezwungenen Freudenausdrücke dieser beneidenswerten Naturkinder, die ein lebhaftes Echo im Herzen erwecken, und ich erinnere mich der köstlichen Worte Nietzsches: „Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut. Das allein ist unsere Erbsünde. Und lernen wir uns freuen, so verlernen wir am besten, anderen wehe zu tun und Wehes auszudenken."

Neben der reichlichen Verabreichung von Arzneimitteln erzielte das Grammophon seinen beabsichtigten Zweck, ein weiteres erfolgreiches Bindeglied zwischen mir und der Bevölkerung zu werden. Das sind scheinbar Kleinigkeiten, die aber oft dem Fremdling und Reisenden mehr Nutzen bringen, als die Befehle und Wünsche der vorgesetzten Behörden. Die Leute zeigen sich dann für diese Wohltaten erkenntlich und sind zugleich williger zur Hilfe.

Ungefähr 10 km vom Lager Peikshinsan wurde mir das erste Kill gemeldet, das ein Panther gerissen haben sollte. Ich bestieg „das Karussell" und ritt nachmittags in zwei Stunden zum Tatort die breite Feuerschneise entlang. Diese scheidet den reservierten Forst, der durch künstliche Niederhaltung des Graswuchses gepflegt wird, von dem nicht reservierten Forst mit dichtem Unterwuchs. In letzterem entdeckte Simon beim Vorbeireiten im Zwielicht des verstrickten Lianenlabyrinths einen Sambarpferdehirsch, der regungslos auf ca. 20 Schritt den Rückwärtsbewegungen des Elefanten zuäugte, bis ich seine Umrisse erkannte und sein Blatt frei hatte.

Auf den Schuß hin spielte das Karussell seine Kreisel, und erst nachdem es zur Ruhe gebracht, konnte ich mich überzeugen, daß der Sambar im Feuer zusammengebrochen war. Sein Geweih von 69 cm Stangenlänge, massiv und brav vereckt, weist die typische Form des burmanischen Pferdehirsches auf. Ich konnte mich mehrfach in den nächsten Tagen überzeugen, daß diese Sambarpferdehirsche Burmas einen ganz anderen Schreckruf ausstoßen als der vorderindische Sambar, dessen Tuten ich früher so oft gehört hatte. Der Schreckruf des burmanischen Sambars ist mehr ein rauhes Pfeifen zu nennen und ähnelt eher noch dem Schreckruf des Axishirsches.

Am Luderplatz angekommen, fand ich das Kill vor, dessen Rißwunden an der Drossel mir zunächst Rätsel aufgaben. Der Hals des fast einjährigen Rindes wies keine tiefen Fanglöcher auf, wie Tiger und Panther zu reißen pflegen. Dünne Risse am Halse deuteten auf ein kleineres Raubtier hin, dem das Rind nur allmählich zum Opfer gefallen sein konnte. Weiterhin war nur ein kleiner Teil an der Bauchseite angeschnitten, die Rippen auch nur mühsam abgebrochen, was für den Appetit eines Panthers sehr wenig bedeutet. Neugierig und gespannt, was kommen mochte, baumte ich auf der mitgebrachten und schnell befestigten Machan auf. Ich sollte nicht lange warten. Noch vor Sonnenuntergang lief ziemlich schnell und arglos ein wilder Hund (Cyon rutilans), prächtig rostrot, mit buschiger schwarzer Lunte, auf das Kill los. Er prallte, dicht herangekommen, plötzlich zurück und war im nächsten Augenblick schon wieder im Dschungel verschwunden. Nach ca. 10 Minuten tauchten, sich möglichst deckend, zwei Hunde auf, witterten, mieften laut, standen sich gegenüber, als wenn sie sich den Fall fragend überlegten und gingen wieder ab. Dann meckerten sie — Bellen kann man es nicht nennen — sehr aufgeregt und hastig bald seitwärts, bald hinter mir. Sie getrauten sich nicht, sich zu nähern, da ihre scharfen Sinne unsere menschlichen Fährten zum Kill witterten, obgleich wir dieses gar nicht berührt hatten. So scharf wittern weder Panther noch Tiger, noch der kleine Mungo. Ich gehe wohl kaum fehl, wenn ich meine früheren Beobachtungen mit berücksichtige, daß den wilden Hunden von allen wilden Tieren die feinste Witterung zu eigen ist. Als sie sich nochmals auf ca. 25 Schritte miefend und zögernd heranwagten, schoß ich mit der Mauser den einen, die Fähe, während mir repetierend die Doublette auf das Männchen versagt blieb, da es blitzschnell

verschwand. Als es ganz dunkel war, pfiff ich meinen Leuten, die einige hundert Meter entfernt warteten. Dann wurde die Fähe auf dem „Karussell" verstaut. Ich ritt heimwärts zum Lager. Sehr erstaunt horchte ich nachts zwei Uhr von meinem Lager auf, als mehrfach das charakteristische Miefen des Männchens dicht beim Forstbungalow laut wurde, welches die 10 km uns gefolgt war, um seine Gattin zu suchen. Ich schaute bei abnehmendem Mondlicht aus dem Fenster, konnte aber nichts entdecken. Erst gegen Morgen hörte das mehrmals ca. 2—3 Minuten dauernde Rufen auf, das mir den Schlaf raubte, da ich über dieses seltene Ereignis mit all seinen Fragen nachgrübelte. In dem grausamen und unerbittlichen Verfolger des indischen Wildstandes schlägt also doch ein treues Herz, das der innigen Liebe zum Weibchen, die ihn befähigt, Gefahr nicht zu scheuen, und ihn über den Tod hinaus nicht von der Lebens- und Jagdgenossin zu trennen vermag. Welch ein lichter Einblick wieder einmal in die verborgenen Tiefen der Tierseele! — Einer von den vielen, der uns Menschen das Tier nahe bringt! —

Schon einige Tage später, als ich ein Zeltlager an einem rauschenden Quell bezogen hatte, kam die frohe Kunde von einem neuen Kill. Dieses Mal konnte kein Zweifel bestehen, daß der Täter ein Tiger sein mußte, der das Rind gerissen. Die Entfernung vom Lager war weit, ich mußte 4 Stunden reiten, bis ich den Tatort, wo Burmanen schon eine Machan errichtet hatten, erreichte. Zwei Umstände waren ärgerlich. Einmal war der Baum mit der Machan der einzige, der sich in der Nähe des Luders befand — an 20 Schritt von demselben entfernt — und dann war auf Mondschein nicht zu rechnen. Nun ist es Tatsache, daß Tiger eine über dem Luder hängende Lampe nicht scheuen. Mir erzählten schon früher glaubwürdige Jäger, daß sie mit Hilfe eines Laternenlichtes an mondlosen Abenden Tiger erlegt hätten. Auch berichten darüber verschiedene Artikel des Journals der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Bombay. Damit rechnend hatte ich vorsorglich eine Zeltlaterne mitgebracht, die ca. 1½ m über dem Kill aufgehängt werden sollte. Aber ein Pech kommt zum andern! — Die Lampe flackerte stoßweise und war durch Lahori an Ort und Stelle nicht in Ordnung zu bringen. Mißmutig und verärgert, wollte ich schon zum Lager zurückkehren. Die Hoffnung, mit Hilfe eines elektrischen Scheinwerfers trotz der 20 Schritt Entfernung doch noch vielleicht die Umrisse eines Tigers bei Nacht erkennen

zu können, sowie die Bitten meiner Leute, den Versuch zu wagen, bestimmten mich schließlich, mit Tuan aufzusitzen. Die übrigen Leute zogen sich an einen kleinen Bach zurück, wo sie auch auf einem Hochsitz der Dinge warteten, die da kommen sollten. —

Goldene Lichter wirft noch die Abendsonne durch die Kronen der Urwaldriesen. Einige Täuber rucksen und lachen. Auf dem gegenüberstehenden Baume singt geschwätzig und laut ein blauschwarzes Vöglein sein Abendlied, just so wie ein Schwarzblättchen daheim, als wenn es gar keine Feinde hätte. Aber da! — Kurz vor mir auf einem wagerechten Ast strahlt in herrlichem Himmelsblau eine Schönechse von ca. 30 cm Länge, wohl eine Calotesart, die ich von Ceylon her schon kannte. Diese kleinen Drachen gewinnt man lieb, je mehr man sie in ihrem bunten, wunderbaren Farbenspiel beobachten kann. Jetzt wird ihr Kehlsack, der lebhaft klopft, rot. Sonst bleibt sie in unbeweglicher Starre. Auf eine kleine Bewegung meinerseits ist sie plötzlich verschwunden. — Nein, sie ist noch da — sie hat nur die Farbe gewechselt und zeigt jetzt die Schutzfärbung, das fahle Grau der Rinde, auf der sie sitzt. Ich mache Tuan darauf aufmerksam. Plötzlich ist sie wieder smaragdgrün, und lebhaft glitzern ihre goldigen Glotzaugen. Welch eine Farbenpracht ist das wieder! Will sie mit jedem Farbenwechsel eine andere Gesinnung zum Ausdruck bringen? — Oder will sie auf der Jagd nach Kerftieren und Mücken diese anlocken? — Oder sich gegen etwaige Verfolger schützen? — Oder ihre reiche Hochzeitsgarderobe zeigen? — So gibt dieses Farbenwunder genügend Anlaß zum Nachdenken und leiht die Flügel zu weiteren Phantasien. Da ich unbelehrbar, übertrage ich gleich wieder meine Beobachtungen auf das Menschliche.

Wenn doch die Menschen durch jähen Farbenwechsel ihre wahre Gesinnung offenbaren müßten! Das wäre prächtig! — Wenn einer den anderen anlügen will — und er würde gleich himmelblau dabei! — Oder ein anderer, der mir nicht grün ist, liebenswürdig trotzdem mich anlächelt, und dabei eine violette Nase aufsetzte! — Oder wenn ein Gspusi in Gegenwart seiner besseren Hälfte eifersüchtig würde, und zeigte es durch plötzliches Zitronengelbwerden an! — Und sie, die Susi, zeigte zur Hälfte ein intensives Grasgrün dem Gatten zugewandt, und ein ebenso starkes Rosenrot dem scharlachroten Seppl! — Welch prächtige Perspektiven! — Aller Schwindel müßte aufhören, auch nicht zu knapp „die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit". Aber

ich fürchte, Kant würde recht behalten, wenn er treffend sagt: „Die Menschen würden voneinander laufen, wenn sie sich immer in äußerster Offenheit einander gegenüber erblicken sollten."

Da plötzlich reißt mich Gebrüll aus meinen lieblichen Träumen. Die Sonne hat sich hinter einem vor mir auf 400 m entfernt liegendem Hügel verkrochen und taucht noch vor Untergang die Baumkronen in ein fahles gelbes Licht. Von diesem Hügel her schallt es drohend und bald hastig oft hintereinander: Auw! — Auw! — Auw! — Der Tiger strebt im Trabe nach dem Kill zu, und das Gebrüll kommt schnell näher. Hat der es aber eilig! — ist das prächtig! — Langsam spanne ich den rechten Hahn meiner 577 Doppelbüchse. Daß sich der Tiger brüllend dem Kill nähert, ist mir eine Neuerscheinung, ein ganz fremdes Gebahren. Auf ca. 200 m herangekommen, wechselt er die Richtung und zieht, weiter schimpfend, ziemlich schnell von mir ab. Also ist es doch nichts. Mich selbst kann er nicht bemerkt haben, aber wahrscheinlich vorher die Burmanen beim Bau der Machan. So will er uns warnend schrecken, daß wir ihm, sein Kill, seine Beute, sein Recht, wenn wir noch anwesend sein sollten, überlassen und abziehen. Mit ihm läuft parallel, getrennt auf ca. 100 m, ein anderes Tier, das jedes „Auw" des Tigers mit einem ärgerlichen „äk — äk — äk —" beantwortet. Ein Affe kann es nicht sein, der sich von Ast zu Ast schwingend, ihn begleitet. Ist es ein zweiter Tiger, der diese mir ganz fremden Töne von sich gibt? Vielleicht die Gattin oder die Hausdame? — Sollen doch Tiger auch die Stimmen anderer Tiere, ja nach Veröffentlichungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Bombay sogar den Schreckruf vom Sambar nachahmen! Für zwei Tiger sprach es auch, daß in einer Nacht mehr als die Hälfte des Luders schon verzehrt war.

Inzwischen wird es dunkel. Der Tiger brüllt in der Ferne mit kurzen Pausen weiter, während ich mit dem elektrischen Scheinwerfer das Kill zu entdecken suche. Keine Spur — die Lichtstrahlen reichen auf zwanzig Schritte nicht aus. Von Moskitos werde ich arg geplagt. Wenn ich nur eine Hand rühre, summte es auf, und singend und blutgierig umschwärmen sie meinen Kopf. Insektensalbe und Tabaksaft helfen gar nichts. Jetzt nach Hause gehen? — Nein, abwarten, es kann ja noch recht interessant werden. —

Das Rohren des Tigers ist seit einer halben Stunde ganz verstummt, es geht auf acht. „Kroh! — kroh!" — rufen Schwebehörnchen aus den umstehenden Hohlbäumen. Diese eleganten

Gleitflieger sind also auch da. Dazu der monotone Ruf der Nachtschwalben, das schauerliche Klagen von Eulen, das gewohnte Konzert der Heimchen und das dem Ohre wehetuende Gerassel großer Zikaden. Das klingt, als wenn sie unentwegt Holz sägten. Tuan, dem ich, um seinen Eifer zu zügeln, vorher zwei Tabletten Bromural gegeben, schläft ein — eine ganz unerwartete Wirkung. Jetzt endlich ein lautes Tappen im Fallaub, die Fliegen am Kill summen auf, es krachen Rippen, und hastig schlingt die Bestie die Fleischfetzen. Nichts ist zu sehen. — Ich drücke mit langausgestrecktem Arm auf den Knopf des Scheinwerfers, und meine Augen bohren sich in die Dunkelheit. Um den Lichtschein stört sich der Tiger nicht. Er faßt die Glühbirne wohl als einen großen Leuchtkäfer auf und läßt sich dadurch beim Mahle nicht stören. Was machen? Alle Versuche, die nun so nahe und doch so ferne Bestie zu entdecken, sind vergebens.

Ein Tigermahl dauert ungefähr eine halbe Stunde. Ungerupft soll er aber nicht davonziehen. So entschließe ich mich nach 20 Minuten zum Schuß in die Richtung, wo er sitzen muß. Tuan beleuchtet, hinter meinem Kopf den Scheinwerfer haltend, den Lauf der Büchse. Deutlich kann ich das Korn in das Visier nehmen, und es knallt. Scheinwerfer aus. Im Absetzen linken Hahn der 577 auf — — Es rührt sich nichts. Das Schmatzen am Kill hat aufgehört, auch höre ich kein Tappen im Fallaube. Was ist geschehen? — Liegt er da, im Feuer verendet? — Oder verhält er nur regungslos auf derselben Stelle? — Zwei Minuten später, als die Dschungelmusikanten ihr unterbrochenes Konzert wieder beginnen, erhalte ich die Quittung. „Auw" dröhnt es, daß der Boden zu zittern scheint, und ich glaube, den heißen Atem zu spüren trotz ca. 60 m Entfernung! Konnte der sich nun leise entfernen! — Und fortwährend schimpfend trollt er weiter. Da hatte ich meine Niete, und als er sich nach einer halben Stunde, schon weit ab, immer noch ärgerte, pfiff ich meinen Leuten, ging zu deren Machan zurück, und in 5 Stunden war ich mit dem Karussell wieder im Lager. War auch der Tiger nicht zur Strecke gebracht, so erfüllte mich doch hohe Befriedigung durch das Erleben dieser einzigen Stunden, voll kostbarer Einblicke in die Geheimnisse des Tiger- und Dschungellebens. Tuan und der burmanische Förster Pothlet blieben auf der Machan, um anderen Morgens nachzusehen, ob der oder die Tiger zum Kill zurückgekehrt waren. Als sie bis zum Mittag nicht im Lager erschienen, ritt ich wieder hinaus und nahm

eine elektrische Batterie mit, die eine achtkerzige Glühbirne einige Stunden zu speisen vermochte. Tuan wollte am Morgen den Tiger gesehen haben, wie er gerade im hohen Grase verschwand. Darauf zog er sich mit den Leuten wieder zurück, und sie wurden, ca. 500 m weit bis an den Fluß, wo sich jenseits ihre Machan befand, vom Tiger brüllend verfolgt. Also eine Bestie, die die Leute scheucht! — Die Reste des Kill wurden danach von mir ca. 150 m von meiner ersten Machan in einem Bambusenklump gefunden, und die Machan umgebaut. Vor Sonnenuntergang saß ich wieder auf. Dieses Mal hielt ich die ganze Nacht aus, der Tiger jedoch kam nicht, auch hörte ich kein Brüllen. Er war endgültig vergrämt.

Das Gesamtverhalten dieses Tigers war dasselbe wie jenes der Pegu Yoma und bestätigte die spezielle Charakteristik des Burma-Tigers. Die mir bisher zweifelhaft erschienene Ansicht, ob der Tiger das Licht einer Lampe scheut oder nicht, ist durch den Gebrauch des Scheinwerfers klargestellt. Dabei möchte ich auf die Wirkung des Feuers auf Tiger wie auf wilde Tiere im allgemeinen nochmals hinweisen, worüber oft falsche Vorstellungen verbreitet sind.

Selbstverständlich weicht jedes wilde Tier in der Regel den Menschen wie dem Feuer aus. Ausnahmen machen nur die wilden Tiere, welche den Menschen als stärkeres Raubtier noch nicht kennengelernt haben, wie in den arktischen Gebieten u. a. Moschusochsen und Eisbären oder auch Hirsche und anderes Wild in Tibet. Darüber berichtet Capt. F. M. Bailey, wie auch die Mitglieder der Mount Everest-Expedition es tun. Ich kenne einen Fall aus glaubwürdiger Quelle aus Burma, wo ein man-eater Tiger den Koch mit einem Sprung über das Lagerfeuer dicht vor dem Eingang zum Zelte eines Oberförsters wegholte. Ähnliche Fälle von man-eaters sind nicht selten. Anderenteils zeigen Tiger wie die von Kakonkota und der Pegu Yoma, mein Panther von Khamsitody in Kanara, der wilde Elefanteneinzelgänger von Kakonkota u. a., die weder dem Lagerfeuer noch den ihnen zur Verscheuchung entgegenlaufenden Leuten mit Fackeln ausweichen, keine Furcht vor den Menschen, wie auch nicht vor dem Feuer. Diese waren keine man-eaters oder ein Rogue. Ja, das Feuer zieht viele wilde Tiere, von kleineren Säugetieren, Vögeln, Reptilien und Insekten ganz abgesehen, geradezu an. Auch hier ist in jedem einzelnen Falle das Verhalten wilder Tiere nach ihrem Charakter individuell ganz verschieden, und ich finde es falsch, dasselbe zu verallgemeinern. So ist auch das Lagerfeuer oft ein recht zweifelhafter Schutz vor wilden Tieren.

Fast jeder Tag brachte neue Überraschungen, bald erfreulicher, bald weniger angenehmer Art. An Rasttagen sammelten für mich die Leute, meinen Weisungen folgend, alle möglichen kleinen Tiere wie Reptilien und Insekten. Auf der Ausreise hatte ich schon von Colombo eine Sendung von 37 Schönechsen, wohl meist Calotesarten wie Calotes liolepis, Calotes ophiomachus und Calotes versicolor, auch einen Waran (Varanus bengalensis) von ca. 50 cm Größe, eine beliebte Delikatesse der Singhalesen wie Burmanen, an den vorzüglichen Reptilienkenner, Herrn Johannes Berg in Lüdenscheid, abgeschickt. Nun kamen hier noch mehrere andere Echsenarten, Geckonen und zwei Landschildkröten, Testudo platynota und Testudo elongata, hinzu. Noch interessanter schienen mir bestimmte Insekten, abgesehen von den bekannten grünen Blattinsekten Phyllium, eine mir neue Art, die wie ein trockenes braunes Laubblatt aussah. Stundenlang konnte man den Gebetsübungen der Gottesanbeterin (Gongylus gongyloides) zusehen mit ihren durchaus komisch wirkenden Bewegungen der langen Vorderarme und eigenartigen Verdrehungen ihres Kopfes, welche direkt zum Lachen reizen.

Ich hatte leider nach kurzer Zeit Pech durch den Verlust meiner Ätherflasche, deren Inhalt bis dahin zur schnellen Abtötung der Insekten diente. So blieb mir zu dem Zweck nur noch 90 % absoluter Alkohol übrig, der mir anderenteils interessante Einblicke in bezug auf die Lebenszähigkeit von Reptilien wie Insekten gestattete.

Kleine Schlangen wie Eidechsen waren meist darin schon nach 2—3 Minuten verendet. Hingegen machte der beim Anfassen freiwillig abgelöste Schwanz eines Gecko, den ich in Alkohol setzte, ca. 45 Minuten starke Reflexbewegungen, während der ersten 10 Minuten unter lebhaften Sprüngen. Vor allem fiel mir die Lebenszähigkeit von Spinnen auf. Schwarze und gelbgezeichnete von ca. 3 cm Körperlänge — es mögen wohl Tapezierspinnen gewesen sein — gingen erst nach 12 Minuten im Alkohol ein. Aber den Rekord in Lebenszähigkeit erzielten die häßlichen rotbraunen, behaarten Vogelspinnen von 5—7 cm Körperlänge, von denen ich zwei verschiedene Arten dort feststellte, und die wohl mit der javanischen Vogelspinne (Selenocosmia javanenis) sehr nahe verwandt sein müssen. Im fast luftdicht abgeschlossenen Literglase 90 %igen Alkohols dauerte es bei ihnen ca. 3 Stunden, bis der Tod eintrat. Die Zäheste lebte 3 Stunden und 20 Minuten. Nach 40 Minu-

ten machte sie noch verzweifelte Anstrengungen, aus dem Alkohol herauszukommen. Nach 1 Stunde 15 Minuten sank ihr Kopf zu Boden, nach 2 Stunden 25 Minuten hatte das zeitweilige Kopfheben aufgehört. Nach 2 Stunden 30 Minuten hörten die Sauerstoffperlen oder andere Gase auf, an die Oberfläche des Alkohols zu steigen. Erst nach 3 Stunden 20 Minuten bewegten sich die Kiefertaster nicht mehr, die unter den Kieferklauen, den giftigen Waffen der Vogelspinne, liegen. Um diese Beobachtung erklären zu können, befaßte ich mich näher mit dem Körperbau der Spinne.

Die Atmungsorgane der Vogelspinne bestehen aus zwei Paaren von Lungensäcken, deren spaltförmige Öffnungen an der Unterseite, rechts und links am Hinterleibsgrunde, gelegen sind. Es ist nicht anzunehmen, daß sie von der in den Lungensäcken aufgespeicherten Luft so lange hat leben können. Hier dürfte das Haarkleid eine große Rolle spielen, das eine Menge Luft enthält, die auch noch den Lungen zugeführt werden kann. Weiterhin schützt es gegen das Eindringen des Alkohols in die lebenswichtigen Teile und zarten Lebensorgane der Vogelspinne. Auf jeden Fall ist sie wohl mit das am meisten alkoholfeste Tier, das es geben mag.

Wenn andere Ursachen als die Aufspeicherung der Luft maßgebend wären, so würde man vielleicht aus der Vogelspinne ein Serum bereiten können — eine glänzende Sache! — Wenn sich bei frohen Zechern nach dem köstlichen Genuß einiger guten Flaschen die Wirkung des Alkohols einstellen sollte, dann schnell eine Vogelspinnenserumeinspritzung — tschik durch das Gehöse — die im Körper den Alkohol neutralisiert und sie sind in der beneidenswerten Lage, den Genuß des edlen Tropfens bis in die Puppen fortzusetzen! —

Allen Schandtaten im Gefolge des Alkohols wäre vorzubeugen und in Amerika z. B. könnten die Antialkoholgesetze sofort wieder aufgehoben werden.

Nach dieser Veredelung des Menschengeschlechtes wäre es wieder eine Lust, zu leben. Welche Lebensfreuden sind uns verborgen und stehen den geplagten Menschlein in Zukunft noch bevor! Nur muß man sie finden! — Ja, ja! „Die Vöglein gucken durch die Zweige — du merkst es kaum!" —

Für die Birsche auf den Tsaing entschloß ich mich, leichtes Bambusendschungel bei Aima aufzusuchen, wo mir nach Ansicht des Shikaris, welcher dort zu Hause war, starke Trophäen winken sollten. Die Jagdgründe seiner engeren Heimat mußte er natür-

licherweise selbst am besten kennen. Der andere Grund für ihn war wohl auch sehr mitsprechend, meine Hilfe als Medizinmann seinen näheren Freunden und Angehörigen angedeihen zu lassen. Herrschten doch Malaria und andere Epidemien in der Gegend zur Zeit in starkem Maße, so daß ich schon täglich an 40 bis 50 Kranke zu verarzten hatte und meine mitgebrachten Heilmittel — darunter allein ein Kilo Chinin — zur Neige gingen. Meine eigenen Leute erkrankten auch ernstlich. Mit Mühe und Not konnte ich Tuan von einem schweren Malariaanfall nur mit Hilfe von Chinin-, Kampfer- und Digaleninjektionen retten, zumal er die durch den Mund eingeflößten Mittel sämtlich nicht bei sich behielt, so daß ich ihn schon fast aufgegeben hatte. Lahori litt an bedeutender Herzschwäche, weswegen ich ihn sehr schonen mußte, während der von ihm aus Jubbelpore mitgebrachte Baiella an einem Fieber erkrankte, dessen Diagnostik mir schwer wurde, ob es Typhus oder Malaria sei. Mindestens zwei Stunden mußte ich am Tage meiner Poliklinik widmen. Trotzdem bei vielen Patienten meine Hilfe aussichtslos war, wurde ich durch das Vertrauen und die offensichtliche Dankbarkeit der Burmanen hinreichend belohnt.

Eines Morgens im Kloster Labou fand ich in meinem Moskitonetz einige Anopheliden, gleich kennbar an der ihnen eigenen, zur Wand senkrechten Sitzweise, die mich während der Nacht belästigt hatten. Ich hob sie sorgsam in einem Reagenzglas auf, machte Lahori noch darauf aufmerksam, daß mich nun wohl auch das Fieber fassen würde, und nahm 3 Tage lang je 1 Gramm Chinin prophylaktisch. Am folgenden Tage brach ich mit dem Zeltlager nach einem Höhenzug auf, während Lahori mit dem großen Gepäck in Kloster Labou verblieb. Dort schoß ich einen braunroten Einzelbullen auf ca. 100 m krank, der erst später gefunden wurde und dessen Trophäe ich in Taungdwingyi erhielt[1]). An demselben Abend stellte sich Fieber ein. Ich brach das Lager früh am anderen Morgen ab und ritt auf einem Pony bei 38° Fieber die 20 km bis zum Kloster Labou zurück, wo ich mich niederlegte, um vor Ablauf von 2 Monaten nicht wieder aufzustehen. Von dort wurde ich auf meinem Feldbett, Baiella auf meinem Liegestuhl, die 180 km bis Taungdwingyi in den folgenden 4 Nächten getragen. Glänzend schnell und ohne Reibung gelang dieser Transport in Relais, dem das Karussell mit dem notwendigen Gepäck kaum

[1]) Die Maße sind; Weiteste Auslage 1,20 m. Spitzenspannung 33 cm. Umfang eines Horns 38 cm. Länge des rechten Horns 67 cm.

folgen konnte. Während des Tages wurde in Burmanenhütten Rast gemacht. Sobald ich in die Nähe eines Dorfes kam, wo die Träger wechselten, warteten schon Burmanen auf Ponys unter Führung ihres Dorfoberhauptes, malerisch von Fackeln beleuchtet. Nach Taungdwingyi sandte mir der Commissioner aus Magwe den Dr. Charan, der als Chefarzt 2 Hospitäler auf 10 Tage im Stich ließ, um mich zunächst zum Irrawaddi, und von dort auf einem speziell gesandten Regierungsdampfer in das Hospital nach Rangoon zu bringen. Ebenso dankbar erinnere ich mich der Fürsorge und Hilfe von Mrs. Macnabb, der Gattin des Commissioners, die meine mit Blumen geschmückte Kabine auf dem Dampfer mit allem erdenklichen Komfort eingerichtet hatte. Ja selbst Eis und Champagner zählten zu den Wohltaten für den Kranken. Nach 28 tägigem hohem Fieber, nach sich daran anschließender Erkrankung an Mangobeulen und folgender Herzschwäche, konnte ich endlich das Krankenhaus mit dem Strandhotel vertauschen. Dankbar gedenke ich noch meiner Freunde in Rangoon, die mich oft besuchten, wie auch der Privatsekretär des Lt. Governor Mr. W. Booth Graveline bei mir mehrmals vorsprach. Auf jeden Fall ist es mir klar, daß ich wohl nicht mehr lebend die Magwe Division wie das Hospital in Rangoon verlassen hätte, wenn nicht durch Freunde wie Behörden außergewöhnliche Anstrengungen gemacht worden wären. Da vor Jahresfrist an die Wiederaufnahme von Expeditionen nicht zu denken war, so setzte ich den Heimatswimpel. —

Wie erfrischend wirkte die kühle Seebrise gegenüber der stickigen schwülen Hitze Burmas auf mich ein! Wieder rastete ich einige Wochen auf Ceylon. Köstliche Tage der Rekonvaleszenz, wo schlichte Genußfreudigkeit allmählich sich wieder einstellte, zumal ich von meinen deutschen Freunden sehr verwöhnt wurde. Alles Schöne liegt da gewissermaßen schon in der Luft. Mit Herrn Reinhardt Freudenberg besuchte ich die Edelsteingruben von Ratnapura, wo vor unseren Augen u. a. Saphire und Rubine ausgewaschen wurden, Kleinode, an denen die Perleninsel so reich ist. Hier konnte ich auch meine Sammlung für das mineralogische Institut in Marburg vervollständigen. Herrn Heinrich Gauger begleitete ich auf seine nicht weit von Colombo gelegene Kokosplantage. Ferner verlebte ich frohe Stunden mit Bekannten aus der Marburger Gegend, dem Prinzen Philipp von Hanau und Frau Geheimrat Etta Hitzig, die in Anbetracht ihres schon vorgerückten Alters tapfer den Gefahren des tropischen Klimas trotzten,

um verjüngt durch den Quell des Gartens Eden in die Heimat zurückzukehren. In dem Rasthaus von Weligama bei Galle, wo 1881 Ernst Haeckel seinen anatomischen und mikroskopischen Untersuchungen an Medusen und Korallen oblag, die später als „die Kunstformen der Natur" bekannt wurden, blieb ich einige weitere Wochen.

Ein einzigartiges Idyll, wo das tiefblaue Meer über Korallenbänke und Riffe braust und schäumt und man weltvergessen seiner Stimme lauscht. Und dann wieder der botanische Garten von Peradeniya mit seinen unvergeßlichen Eindrücken von einer Größe und Herrlichkeit, die den Innenmenschen läutern wie ein Gottesdienst, und den man in dem Gedanken versunken verläßt: „man weiß, daß man nichts weiß!" — —

Und als ich in der Heimat landete, tröstete mich die stille Hoffnung bei der unheilbaren Sehnsucht, die bald wieder die Herrschaft gewann, daß mein Aufenthalt in Deutschland nur ein vorübergehender sein konnte.

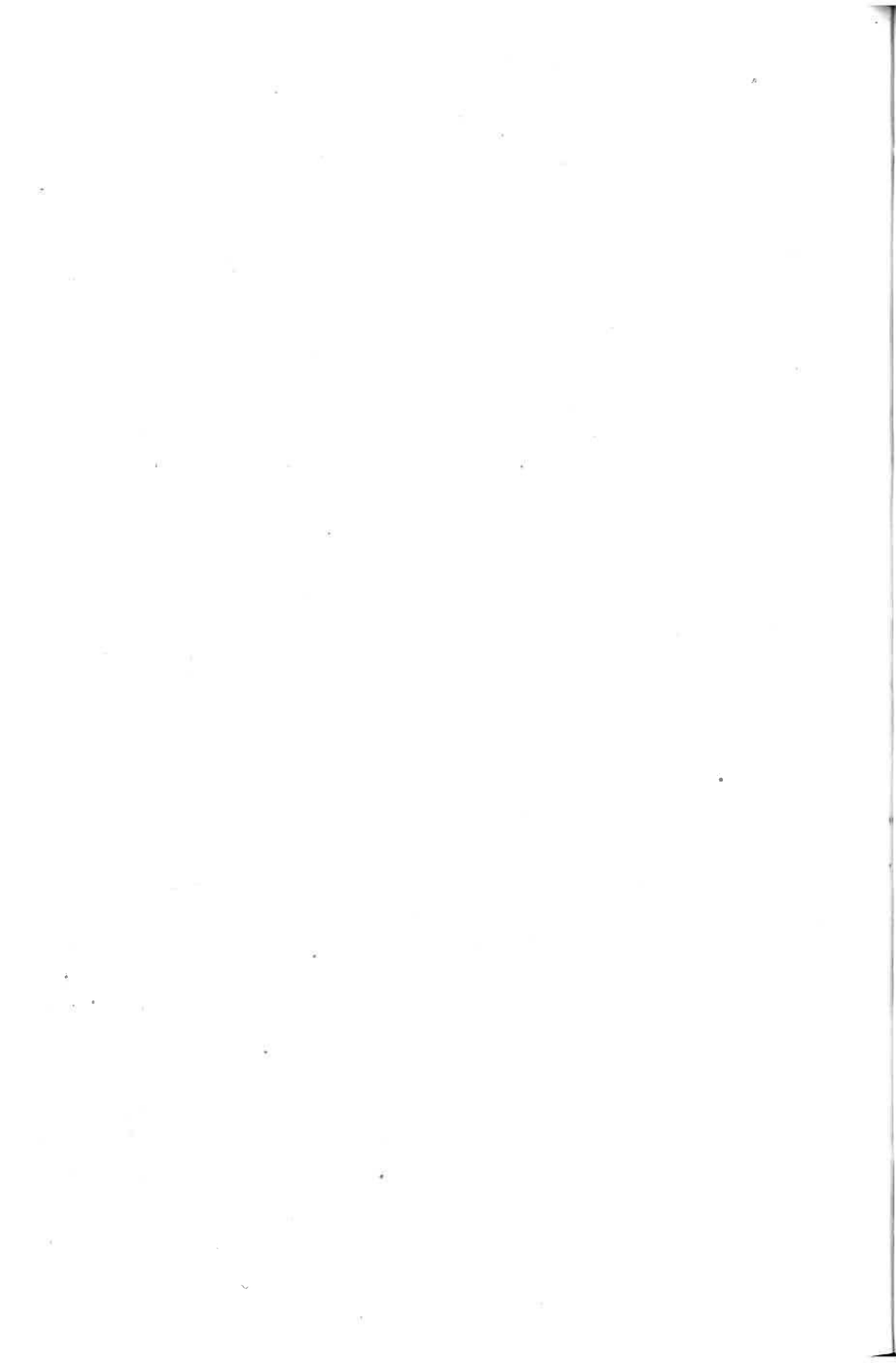
— Da kam der große Krieg mit all seinen Schrecken! Das Ungeheuer, das alle Pläne vieler Millionen in jedem Lande auf diesem Planeten vernichten sollte! —

Aber unbeirrt lockte der alte Trieb im Donner der Geschütze zu dem Mysterium des tropischen Urwaldes. Ich hörte in blutig roten Nächten durch das Trommelfeuer die geheimnisvolle Sinfonie der Zikaden und das leise silberne Klingen der Hti-Glöckchen an den Spitzen der goldenen Pagoden — gleich Sphärenklängen aus einer anderen Welt, die mir zuraunten: „Komm hierher! — Hier ist deine zweite Heimat! — Hier ist Frieden! — Hier ist Freiheit! — Hier ist noch Liebe!" —

Nur der ist arm zu nennen, der nie geträumt hat. — Je höher die Entwicklungsstufe, desto größer der Schmerz wie überhaupt der Umfang aller Empfindungen. — Wenn auch die Erinnerung den ganzen Jammer und den tiefen Schmerz über die erdrückende Größe des Verlustes wachruft und unerbittlich entblößt. Aber sie schafft und erweckt auch neue Kräfte, um die eisernen Fesseln unserer Knechtschaft und unserer Kultur zu sprengen, um wieder reine Seeligkeiten aus den lauteren Quellen der allgütigen Mutter Natur zu schöpfen! —

— Hoffnung gießt in Sturmnacht Morgenröte! —

Nachwort



Richard Semon sagt mit Recht, daß nicht Zersplitterung, sondern einseitige Spezialisierung die Hauptgefahr ist, die heute die Vertreter der so hoch, aber deshalb so spezialisiert entwickelten Naturforschung bedroht.

Da wirkt denn die Reise ins große Meer allgemeiner Naturerkenntnis auf den jungen Forscher „wie die Meerfahrt des Lachses auf das Fischlein, das in seinem kleinen Fluß groß geworden ist, sich dort heimisch weiß und kaum ahnt, bevor es seine große Reise ins Weltmeer angetreten hat, daß es draußen auch noch Wasser gibt."

Ich bin nun als ein sehr unwissendes Fischlein, wenn auch mit tausend Masten, im Jahre 1901 den fremden Landen zugesteuert. Dennoch wußte ich die große Aufgabe auf vielen Gebieten naturwissenschaftlichen Denkens zu schätzen, zu dem mich von dem ersten Tage an nicht nur das tropische Indien anregte. Im Laufe der Jahre, in denen ich die Welt von einem ganz anderen Standpunkte zu betrachten gelernt habe, als es mir daheim möglich geworden wäre, ist mir wohl die eigene Unzulänglichkeit in all den tausend verschiedenen Fragen wahrer Naturerkenntnis nur zu eindringlich vor Augen geführt worden.

„Ja, wenn ich nur in den einzelnen Fächern der „exakten" Wissenschaften besser vorbereitet gewesen wäre!" —

Viele Fragen hätte ich zu beantworten gewußt, deren Erklärung ich vergeblich gesucht habe. Aber vielleicht hätte auch ich in diesem Falle den Wald vor Bäumen nicht gesehen, wie es vorkommen soll. So wirkte jede neue Erscheinung ungetrübt und doch wiederum unfiltriert auf mich ein, und ich habe zu vielen Fragen Stellung genommen, die bei exakten Vorkenntnissen vielleicht hier oder da eine andere Beantwortung gefunden hätte. Bei allen Fragen des täglichen Lebens, besonders bei solchen biologischer Erkenntnis, bin ich, unbeirrt um die herrschende Tagesmeinung, unbeirrt durch irgendeine Parteirichtung oder Strömung, ja selbst unbeirrt durch

die Ansicht einer anerkannten Autorität, meinen geraden Weg gegangen.

Irren ist menschlich. Gut! — Ich bin der erste, der einer sachgemäßen Belehrung zugänglich ist, wenn ich glaube, richtig verstanden worden zu sein. Durch die Urteilsmöglichkeit an der Hand der Vergleichsobjekte in der Praxis fiel es mir oft wie Schuppen von den Augen, wenn ich sie nicht gerade durch Vorurteile künstlich verschließen wollte. — Der Segen des Anschauungsunterrichts!

Das Losreißen von Anschauungen, die mir gewissermaßen von Kindesbeinen an eingeimpft waren, ist mir oft ebenso sauer geworden, wie das Durchkämpfen zu einem womöglich entgegengesetzten Standpunkt. In den meisten Fällen, wo ich abseits meiner Dschungelpfade andere Gebiete berührt habe, die auf den ersten Blick von meinem eigentlichen Thema abzuweichen scheinen, habe ich nur kurze Streiflichter auf gewisse Fragen, die uns mehr oder weniger berühren, werfen wollen. Auch glaube ich meinen Gewinn nicht allein in meinen Trophäen als Waidmann suchen zu müssen. Ebensowenig lege ich einen besonderen Wert in die Zuwendungen, die ich den Museen und anderen wissenschaftlichen Instituten in München, Darmstadt und Berlin u. a. machen durfte. Sie haben mir viel Freude, aber auch Verdruß bereitet. Denn ich wurde mir oft später bewußt, als wenn ich zwecklos, der Mühe und Aufwendungen lange nicht entsprechend, kleinere und größere Sammlungen — ja verschiedene Waggons — in einen Brunnen versenkt hätte. Sie waren für die Wissenschaft bestimmt und nicht für die Zunft. Das ruft dieselbe Empfindung hervor, als wenn man glaubt, seinem Vaterland dienen zu können und alle Bemühungen, nur erst gehört zu werden, scheitern an der Barre der Bureaukratie. Ein Trost bleibt mir in diesem Falle. Dasselbe haben auch Männer erfahren müssen, denen unser Vaterland sehr viel zu verdanken hat — ich brauche nur an Karl Peters zu erinnern.

Bedauerlicherweise mußte ich von Aufnahmen freilebender Tiere der Wildnis absehen, trotzdem ich die Bedeutung von solchen Natururkunden wohl zu schätzen weiß. Gerne wäre ich dem Beispiel hervorragender Meister dieses Faches in Afrika gefolgt. Aber Indien ist nicht Afrika, und die Verhältnisse und Vorbedingungen sind in beiden Ländern grundverschieden. Einmal schließt schon dort der im Verhältnis zu Afrika geringe Wildstand Indiens eine ergiebige Ausbeute von Großwild-Natururkunden aus. Weiterhin



Erlegter Muntjak in Zoungtoo (Pegu Yoma).



Shans auf dem Marktplatz Khanbalu im Shwebo District.



Festzug mit Riesenmasken in Taungwingyi.



Mönche im Kloster Labou (Magwe District).



Tänze bei Grammophonmusik. Lager Baw.



Tänzerinnen im Lager Baw.



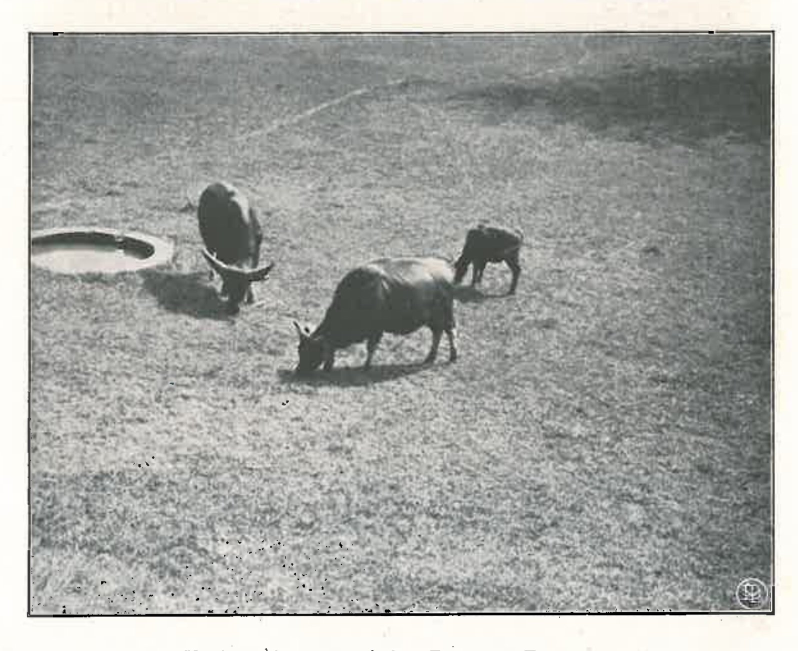
Junge burmanische Tänzerin aus einem Dorfe
im Magwe District.



Mein erlegter Tsaing (Banteng) von Baw (Magwe District).



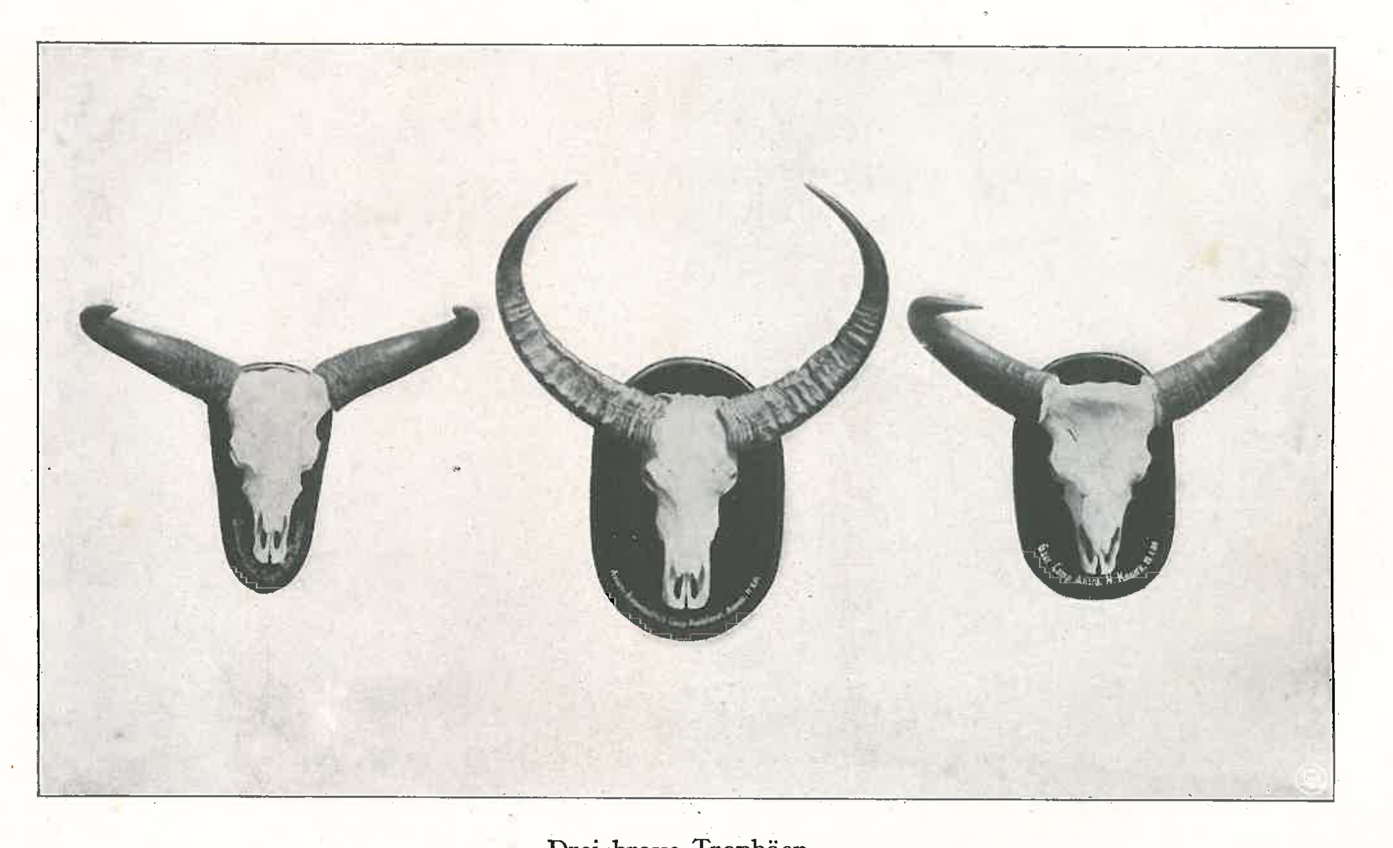
Balirind (domestizierter Banteng) auf der Insel Bali.



Tsaings (Bantengs) im Zoo von Rangoon.



Mein Abtransport vom Kloster Labou.



Drei brave Trophäen.

Mein Tsaing (Banteng) von Aima.
(Magwe-District, Burma)

Mein Assam-Riesenbüffel von Kanhilmari.
(Sibsagar-District).

Mein Gaurbulle von Anshi.
(Nord-Kanara).



Rackerli's Grabdenkmal auf den ehemaligen Jägerschießständen bei Marburg.
Es wurde während der Revolution pietätlos zerstört.

lebt das indische Großwild, auf dessen Aufnahme es mir in erster Linie ankommt, nicht wie in Afrika meist in der lichten Buschsteppe, sondern im Halbdunkel des Dschungels. Und wenn ich schließlich nach wochenlangem Ankirren einen Tiger fest hatte, so zog ich statt des Blitzlichts die Büchse vor. Bei dem häufigen Auftreffen auf Gaurs wäre wohl in zwei bis drei Fällen soviel Tageslicht vorhanden gewesen, um eine Aufnahme zu machen. Das einzige Photo, das ich von einem Gaur, angeblich in der Freiheit aufgenommen, gesehen habe, halte ich nicht für echt. So habe ich mich leider nur mit Aufnahmen gestreckten Wildes in Indien begnügen müssen.

Ich beginne nun wieder mit der Erörterung von Fragen, die mir bei gründlicher, wissenschaftlicher Vorbildung viel leichter zu beantworten gewesen wären. Vielleicht ist es mir trotzdem vergönnt, zu ihrer Aufklärung ein sehr bescheidenes Teil beizutragen. Ich habe mehrfach in meinen Jagdberichten von verschiedenen Sambar-Hirschrassen gesprochen, die bisher noch nicht systematisch bestimmt werden konnten. Es gibt in Wirklichkeit noch keinen Cervus unicolor typicus, da die Anglo-Indier alle Sambars von Vorderindien dazu rechnen. Herr Professor Heck[1]) fragt mit Recht: „Wann wird endlich einmal durch die gründliche Spezialforschung eines Kenners, der weiß, was er will, Klarheit in das Chaos dieser indischen Sechserhirsche gebracht werden?" — Ich habe mir viele Mühe um die Beantwortung dieser schwierigen Frage gegeben. In der Literatur fand ich über die Verschiedenheiten der Sambars so gut wie keinen Anhalt, selbst nicht in dem Journal of the Bombay Natural History Society, das so hervorragend für die Verbreitung allgemeiner naturwissenschaftlicher Kenntnis in Indien und England wirkt.

Für einen Forscher in Indien ist es viel leichter, Vögel, Insekten oder Fische zu sammeln, als sich gerade Material von jagdbaren Tieren zu verschaffen. Mit dem Schmetterlingsnetz kann man ohne Mühen überall leicht hinkommen; mit dem Gewehr bewaffnet, kommt man ohne hilfreiche Unterstützung nicht über die Antilopenjagdgründe hinaus. Das ist ja auch ganz natürlich, betrachtet man die Schwierigkeiten, die mit der Jagdausübung in Indien eng verknüpft sind. Ein einzelner Jäger, der die zur Bestimmung notwendigen Hirsche, Tiere und Kälber abschießen wollte, brauchte dazu mehrere Jahre. So ist das Sammeln der anglo-indischen

[1]) Das Tierreich. II. Band. Verlag von J. Neumann, Neudamm. S. 823.

Regierung vorbehalten, die allein bestimmen kann, das hierzu nötige Material aus allen Provinzen und Staaten den Museen in Calcutta oder London zu liefern, vorausgesetzt, daß sich dort ein Forscher für dieses Spezialfach interessiert. Bisher hat man aber scheinbar weder in Calcutta noch in London ernstlich diese Frage erwogen.

Die Sambars weisen schon in Größe, Gestalt und Färbung erkennbare Verschiedenheiten auf. Ich beschränke mich nur darauf, ein Streiflicht auf die verschiedene Geweihbildung zu werfen und ich glaube, daß ich heute in der Lage bin, für die meisten mir gezeigten Geweihe der Sambars ungefähr die Herkunft bestimmen zu können. Um überhaupt erst einmal einen Versuch zu machen, Licht in das Chaos zu bringen, zähle ich einige, schon im Text erwähnte, verschiedene Rassen (?) dieser Sechsender-Hirsche auf, obwohl ich an der Grundauffassung festhalte, daß nach dem Geweih allein nicht die Rasse des Hirsches, insbesondere nicht bei mangelnder Kenntnis der Abkunft und Vererbung, bestimmt werden kann. Die Unterschiede der vorderindischen und hinterindischen Sambars des Festlandes sind allein schon sehr groß. Letztere werden wissenschaftlich als Pferdehirsche (Cervus equinus) bezeichnet. Sie unterscheiden sich von den vorderindischen durch ihre gedrungene und steile Stangenbildung, sowie durch die Bildung der oberen Enden. Der hinterindische Pferdehirsch schiebt ein reguläres hinteres Ende. Die vorderindischen Sambars zeigen eine Gabelbildung, bei der die Enden entweder parallel und gleich lang oder die Vorderenden kürzer sind.

Von den vorderindischen Sambars unterscheide ich:

1. Die Sambars der Zentralprovinzen und der angrenzenden Länder, die ungefähr von Bhopal bis Benares verbreitet sind. Alle diese Hirsche weisen denselben gleichen Geweihtypus auf. Sie sind die stärksten Vertreter des „Cervus unicolor typicus". Weite Auslage, geschwungene starke Stangen, die eine Länge von 1,15 m (45 Zoll) und darüber erreichen, ist ihre besondere Charakteristik. Ein jagdbarer Hirsch in diesen Gebieten muß mindestens eine Stangenlänge von 90 cm (35 Zoll) aufweisen. Das vordere Ende der Gabel ist in der Regel kürzer wie das hintere.

2. Die Sambars des Nilgirigebirges. Sie haben dünnere bis ca. 1 m (40 Zoll) lange Stangen, als die Sambars der Zentralprovinzen und zeigen eine noch geschwungenere elegante Form und längere Endenbildung der Gabel. Sie weisen mehr den Charakter von Gebirgshirschen auf. Ihre langen Gabelenden sind in der Regel gleich

Typische Geweihstangen von vier verschiedenen Sambharhirschrassen Indiens u. Burmas.



1[a] alter Hirsch der Centralprovinzen

1[b] junger Hirsch „ „

2[a] alter Hirsch Oberassams

2[b] junger Hirsch „

3[a] alter Hirsch Cochins

3[b] junger Hirsch „

4. Hirsch der Pegu Yoma (Unter-Burma)



lang und laufen fast parallel. Die Sambars von Cochin und Travancore sind den Nilgirihirschen am nächsten verwandt.

3. Die Sambars von Kanara zeigen den schwächsten Typus aller vorderindischen Sambars. Ihre Stangen erreichen in der Regel nur eine Länge von 84 cm (33 Zoll). Ein Hirsch mit ca. 71 cm (28 Zoll) Stangenlänge gilt dort schon für jagdbar. In Mysore kommen sowohl der Typus des Nilgiri, als auch der des Sambars von Kanara vor, je nach der Nähe der Grenze.

Von den Pferdehirschen Hinterindiens unterscheide ich:

1. Den Vertreter Oberassams. Die steilen kurzen Stangen zeigen selten eine Länge über 74 cm (29 Zoll). Charakteristisch ist ihre im Umfang oft sehr starke Krone und vor allem ihr ausgeprägtes Hinterende, das sie von der Gabelbildung der vorderindischen Sambars durchaus unterscheidet.

2. Den Vertreter von Burma. Er ist dem Umfang der Stangen nach der stärkste aller indischen Sechsenderhirsche. Seine Stangenlänge weist bis ca. 1 m (40 Zoll) auf.

Abgesehen von diesen namentlich aufgeführten und teilweise abgebildeten Geweihbildungen von Sambars gibt es auf dem indischen Festlande wie auf den im Süden Asiens vorgelagerten Inseln natürlicherweise noch verschiedene andere Varietäten und Rassen. Es ist keine Frage, daß bei den teilweise ausgezeichneten Wildschutzmaßregeln Indiens, auf die ich in den verschiedenen Provinzen hingewiesen habe, die Sambars sobald nicht ausgerottet werden. Glücklicherweise sind dort nicht solche Zustände, wie sie in anderen Ländern Asiens, speziell in Sibirien, herrschen, wo die Hirsche, wie überhaupt die gesamte Jagdfauna dieser weiten, noch unerforschten Gebiete der Schießwut modern bewaffneter Berufsjäger schutzlos ausgeliefert sind, bevor sie selbst annähernd der Wissenschaft bekannt sind. Berufsmäßige weiße Jäger gibt es in Indien überhaupt nicht.

In die entlegensten und kaum passierbaren Dschungeln, die oft ganz in der Nähe von großen Städten liegen — ich erinnere nur an die Sunderbans in der Nachbarschaft von Calcutta —, hat sich das Großwild Indiens zurückgezogen. Da, wo alle natürlichen, den Menschen hinderlichen Verhältnisse am größten sind, finden sich noch die besten Wildbestände, und dort in den berüchtigtsten Malariagegenden können Jäger noch heute die besten Strecken erzielen.

In Indien kommen für die Erhaltung des Wildstandes in bezug

auf die Eingeborenen zwei wichtige Faktoren in Betracht. Der eine ist das im allgemeinen in Indien streng beachtete Gebot des Tötens von Tieren. Ich habe mehrfach darauf hingewiesen, wie weit dieses Verbot in den einzelnen Provinzen und Staaten durchgeführt wird. Der andere Hauptfaktor für die Erhaltung des Wildstandes ist das Verbot des Waffentragens durch Eingeborene. Wohl traf man dort in einzelnen Provinzen und Staaten Shikaris als gewerbsmäßige Jäger an. Sie führten aber niemals moderne Schnellfeuerwaffen, sondern ihre vorsintflutlichen Donnerflinten, über die strenge Kontrolle geübt ward. Sind die Eingeborenen erst soweit technisch ausgebildet, daß sie selbst moderne Waffen bauen können, dann haben sie auch das Recht erwirkt, sie zu führen. Um Waffen zu führen, mußte jeder einzelne einen Erlaubnisschein von der Regierung haben. Das Verbot des Waffentragens in Indien wird allein schon wegen der revolutionären Umtriebe durchgeführt, und sehr hoch sind die Strafen, die den Übertreter des Gesetzes treffen. Waffenschmuggel ist natürlich nicht ausgeschlossen, da bei der großen Ausdehnung der Küsten eine Überwachung erschwert ist. Ich erinnere mich u. a. eines Falles, in dem Gewehre in großen Klavierkisten in Madras vor einigen Jahren eingeschmuggelt und dabei die Importeure abgefaßt wurden.

In der Erkenntnis, daß Wildschongesetze bei Eingeborenen nur schwer durchzuführen sind, erscheint mir das allgemeine Verbot der Waffenführung und daneben das Verbot des Handels mit Jagdbeute und Trophäen als sicheres Schutzmittel. Vorläufig ist leider nur der Handel mit Vogelbälgen verboten. Das ist zwar wenig, aber schon etwas. Denken wir nur an die Unmassen von Vögeln, die alljährlich getötet werden, um den unvernünftigen Damenmoden gerecht zu werden! —

Die Tiere müssen nur da den Menschen weichen, wo die Selbsterhaltung es erfordert. Mag die rücksichtslose Verfolgung des Raubzeuges bei uns wie u. a. in den Fasanerien berechtigt sein, worüber auch noch nicht die Akten geschlossen sind, das einseitige Eingreifen des Menschen in der Wildnis in die natürlichen Mischungsverhältnisse zwischen Raubzeug und Wild halte ich für durchaus unangebracht und schädigend. In den besten Wildgründen Indiens findet man auch seit Menschengedenken das meiste Raubzeug, ohne daß der Wildstand dadurch vermindert würde. Es ist durchaus falsch, wenn z. B. bei Erlegung eines Wildtötertigers gesagt wird, so und so viel Wild hätte man dadurch

erhalten. In der Wildnis regelt sich alles von selbst, und man kann auch in dieser Beziehung Schlüsse auf heimatliche Verhältnisse ziehen, die ich hier nicht näher berühren will. Diesen Schutz möchte ich selbstverständlich nicht auf Viehtöter oder Menschenfressertiger ausdehnen; ihre Vernichtung ist mit allen Mitteln anzustreben.

Die Erhaltung eines Wildstandes ist eng mit den verschiedenen Kulturstufen aller Völker verbunden. Man muß die mannigfaltigen Formen der Entwicklung des Menschen betrachten, um daraus zu erkennen, wie eng mit der Kulturfrage des Menschen die Erhaltung der Tiere und Pflanzen verknüpft ist. In den bisherigen Stadien der Menschenentwicklung, also bei den Wilden, Barbaren, und selbst noch nicht bei den Zivilvölkern, war eine Vernichtung des Wildes zu befürchten, da sie ihnen allein schon wegen der primitiven Verkehrsverhältnisse und der Unvollkommenheit der Waffen unmöglich gemacht war. In dem gegenwärtigen Stadium der Entwicklung aber sehen wir, daß die Vernichtung des Wildes durch die weißen Rassen sehr leicht herbeigeführt werden kann, weil Handel und Wandel in Verbindung mit modernen Waffen sie so sehr erleichtert. Bedauerlicherweise scheint die menschliche Vernunft in Verbindung mit den technischen Errungenschaften und der Vervollkommnung von Waffen und Verkehrsmitteln nicht gleichen Schritt gehalten zu haben. Oder soll man annehmen, daß es gerade den Kulturvölkern Europas und Amerikas überlassen sein soll, die seit Jahrtausenden bestehenden Naturdenkmäler zu vernichten? — Die Hauptaufgabe eines Kulturvolkes besteht aber nicht in der Zerstörung, sondern gerade in der Erhaltung von hohen Werten und von den natürlichen Schätzen ihres Landes. Seit vielen Jahren werden in Deutschland Vorträge gehalten, um Verständnis für den Segen, den ein guter Wildstand, wie im Ganzen die Erhaltung unserer Naturdenkmäler, für die Menschheit bedeutet, zu wecken. Bedeutende Forscher, Gelehrte und Schriftsteller — ich will nur an die unermüdliche Tätigkeit unserer kerndeutschen Jagdschriftsteller Fritz Bley und Hermann Löns u. a. erinnern — versuchen nach oben und unten Verständnis für die gesamte Naturerkenntnis zu erwecken. Und das Resultat für die Gesamtheit ist auch ohne Krieg und Revolution bisher niederdrückend gewesen.

In Deutschland gilt vielfach der Engländer, da er auf Rekordstrecken großen Wert legt, als der Typus eines wütigen Schießers. Ich habe im allgemeinen den Anglo-Indier als ganz anders geartet,

als vortrefflich erzogenen Waidmann, der mit dem guten Sportsman identisch ist, kennen gelernt. Er sucht seinen Rekord, abgesehen von Strecken der Niederjagd, nicht in der Zahl, sondern in der Stärke und Seltenheit der Beute. Diese waidmännisch-vornehme Auffassung ergibt sich aus der Jahrzehnte alten, vorzüglichen Pflege des guten Sports. Ich habe schon in meinem Kapitel über die Zentralprovinzen darauf hingewiesen, daß es nicht für sportsmanlike gilt, geringe Trophäen heimzubringen, und auch die Schonung weiblichen Wildes wird aus diesen Gründen oft übertrieben. Jede Art von Eisen- und Fallenstellen, selbst das Fangen von Großkatzen, ist in Indien streng verpönt. So wird gewissermaßen unbewußt durch guten Sport die Erhaltung von Naturschätzen jedem Anglo-Indier anerzogen. Auf der anderen Seite zeigt aber auch der anglo-indische Sportsman Schwächen, von denen ich nur die erwähnen will, daß er einen unverhältnismäßig geringen Wert auf die Trophäe selbst legt. Ich kenne verschiedene anglo-indische Sportsmen, die viele Tiger, Gaurs und Hirsche erlegt, und dennoch keine einzige Trophäe in ihrem Besitze behalten haben.

Aus den Nachforschungen, die von archäologisch bewanderten Fachgelehrten angestellt worden sind, ergibt sich mit aller Klarheit, daß die reine ästhetische Freude an der Trophäe unzweifelhaft schon in urgrauer Zeit zu den erbeigentümlichen Charakterzügen der alten Germanen gehört hat. Belege dafür hat man u. a. aus den Hünengräbern ans Tageslicht gebracht. Sie zeigen, wie schon die Erlegung jagdbarer Tiere bei unseren Vorfahren eng mit der Wertschätzung der Trophäe verknüpft war. Wie man Trophäen, sei es eine Tigerdecke oder ein Hirschgeweih, verschenken kann, ist mir unverständlich. Ist doch die Erinnerung das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können! — Welche Reihe von einzigartigen Erinnerungsblättern bilden doch für mich meine Trophäen! — „There is gladness in remembrance!“

Lassen wir uns „teutsche“ Jäger die reine Waidmannsfreude weder durch die niederdrückenden Verwirrungen unserer Zeit noch durch den verminderten Wildstand nehmen! Gilt uns doch das Waidwerk, das uns hoch über den Qualm und Staub des Alltagslebens erhebt, als die reinste und die edelste Mannesfreude! —

„Noch schreit der Hirsch, noch rauscht der Keiler, noch balzt der Hahn!“ —

Und in Indien: „noch rohrt der Tiger — noch orgelt der Gaur! —
— Jagd vorbei! — „Halali! —“

* *
*

Wenn ich nun zurückblicke, was mich das Dschungel und der Einblick in das Leben der Völker und Rassen des fernen Ostens noch gelehrt haben, so muß ich auf Kulturfragen im allgemeinen zurückgehen.

Nur in dem Bestreben, die Kultur des primitiven Menschen sowohl, als wie die östlichen alten Kulturen mit unserer westlichen Kultur in eine gewisse Parallele zu bringen, können wir uns über den Wert oder Unwert unserer eigenen Kultur und ihren Folgeerscheinungen einen kleinen Begriff machen.

Es liegt ein Zug von Anmaßung in der Art, wie die Vertreter der weißen Rasse ihre eigene Kultur als die höchststehende zu betrachten geneigt sind.

Mehr oder weniger schaut der Vertreter einer jeden Kultur geringschätzig auf eine andere herab, die ihm tiefer zu stehen dünkt.

Nicht nur der Hellene fühlte sich dem Barbaren gegenüber als ein Wesen edlerer Art, sondern auch der an sich schon bedürfnislose Küstenbewohner des fernen Ostens blickt auf die ihm roher erscheinenden Völker des Innern, besonders der Waldvölker, hochmütig herab. Es ist aber ein großer Irrtum, zu glauben, daß diese Waldstämme die schon höher entwickelten Küstenbewohner um ihrer kostbaren Kulturgüter halber beneideten. Im Gegenteil — die Waldmenschen fühlen sich in ihrem eigenen Entwicklungszustand, den sie als den einzig richtigen ansehen, weit höher, als die an sie grenzenden Küstenbewohner.

Professor Volz, der bei der Durchquerung von Sumatra im Schatten des Rimba, d. h. Urwald, auf das nomadisierende, primitive Waldvolk der Orang Kubus stieß, irrt nach meinen Erfahrungen, wenn er diese Menschen um ihres armseligen, vegetierenden Lebens- und Leidensweges bemitleidet, welche auf einer analogen Kulturstufe der von mir besuchten Waldmenschen von Vorderindien stehen.

Diese Waldvölker wollen gar nichts mit den Küstenbewohnern zu tun haben, höchstens tauschen sie mit diesen ihre Erzeugnisse aus. Sie glauben, wie mir z. B. die Kadirs von Cochin oder die Kurumbas von Mysore oft versicherten, daß sie sterben und ver-

elenden würden, wenn sie sich aus dem Innern ihres heimatlichen Urwaldes nur auf einige Tage an die Küste begeben müßten. Sie sagten: „Wir sind von fürstlichem Geblüt und Nachkommen der Götter, die über uns wohnen und an uns Wohlgefallen haben.“ Damit wollten sie ausdrücken, daß ein jeder an seiner Seele Schaden nehmen würde, wenn er die Sitten und Gebräuche eines anderen Stammes, ob er nun höher oder niedriger in der Entwicklung steht, annehmen müßte. So sind Küstenbewohner wie Waldstämme gegenseitig abwehrend und sich abschließend. Dieses Abschließen voneinander ist bei den Waldstämmen Britisch-Indiens nicht auf das Kastenwesen zurückzuführen, wenn auch ihr Einfluß in beschränktem Maße im Laufe der Jahrhunderte bei den primitiven Stämmen die Abschließung noch verstärkt haben kann. Wenn diese gegenseitige Abschließung der verschiedenen Rassen nicht naturgemäß wäre, wodurch allein schon die Ungleichheit der Menschenrassen hervorgeht, so würde eine erste Quelle des Unheils, die Ungleichheit, schließlich auch die soziale innerhalb eines Volkes, nicht vorhanden sein. Die natürliche Beanlagung des Menschen will aber die Ungleichheit und als solche ist sie da, so lange es Menschen gibt. Man soll die Ungleichheit möglichst in ihren Auswüchsen zu mildern suchen, aber planlos gegen sie anzukämpfen ist ein Kampf gegen Windmühlen, weil er eben gegen die Naturgesetze verstößt.

So hemmt scheinbar die Natur selbst die Menschen in ihrem Tun und Treiben, je mehr ihre Entwicklung zu den sogenannten höheren Kulturen zunimmt, anstatt sie harmonisch zusammenzuschließen. In der Tat, was die Naturvölker am schärfsten von uns unterscheidet, was dem unruhig hastenden und vorwärtsstrebenden Vertreter unserer westlichen Kultur an ihnen beneidenswert erscheint und auch tatsächlich ist, ist das Gefühl ruhiger Zufriedenheit und sorglosen Frohsinns, von dem wir selbst nur allzuweit entfernt sind. Besonders ist es das Gefühl der Zusammengehörigkeit jener Völker, das aus der vollkommenen Harmonie mit der Umgebung entspringt und die uns versagt ist.

Wie zur Zeit Rousseau’s tritt jetzt nach den Ereignissen des Krieges, der Revolution und der wilden wirtschaftlichen Kämpfe wieder erneut der Zweifel auf, ob wir überhaupt berechtigt sind, unsere westliche Kultur als die Einzige und Beste zu betrachten und von ihr das Heil und den Segen für die Menschheit zu erwarten.

Für mich stand es auch schon vor dem Kriege außer allem

Zweifel fest, daß unsere einseitig vorwärtsgeschrittene, nur in einer Richtung hochentwickelte Kultur im Laufe der Zeit sich im Niedergang befinden muß, weil sie eben nur einseitig fortgeschritten ist. Anders ausgedrückt, weil wir in den gepriesenen, äußeren Erfolgen nur allein unsere Fortschritte zu sehen gewohnt sind. Das beschränkte Gesichtsfeld und die daraus entspringende Einseitigkeit der Entwicklung wird uns als eine besondere Eigenschaft niederer Völker gelehrt — durch unseren Dünkel und Überhebung.

Was wir diesen Völkern — den sogenannten Kulturarmen — vorwerfen, müssen wir in erster Linie auch auf uns beziehen. Enger, geistiger Hochmut verhindert uns auch heute, infolge der geringen Kenntnisse über primitive wie alte Kulturvölker, diese verstehen zu lernen. Trotz unserer sieghaften Fortschritte in den Wissenschaften ist der Weg zu der Ideenwelt des Ostens mit einseitigen Vorurteilen verrammelt. Um zunächst daran denken zu können, sie hinwegzuräumen, um in die Gedankenwelt des Ostens einzudringen, genügt nicht ein flüchtiger Besuch, sondern langwährende Studien in die Begriffsverhältnisse viel älterer Kulturvölker, als wir sind. Auch die aus Büchern erlernten Kenntnisse, z. B. der Sinologen oder Indologen genügen nicht, auch wenn sie noch so viele gute Lehren und reiches Wissen uns darbieten. Der Buchstabe ist tot, es fehlt die Psyche, der lebendige Odem des Anschauungsunterrichts durch die Praxis.

Mehr und mehr drängt sich dann dem Forscher nach Ursache und Wirkung, ohne daß er blind für die Schattenseiten dieser Völker zu sein oder selbst zu „verinlandern" braucht, die Einseitigkeit der eigenen westlichen Kultur auf. Dazu ist es nicht nötig, sich unerfüllbaren Phantasien und Utopien hinzugeben.

Hier rastloses Vorwärtsstreben — eine an und für sich hervorragende Eigenschaft — in Wissenschaft und Technik, in Handel und Verkehr. Alles Lebendige wird zur Maschine, wo die Seele, das Gemüt, die Herzensbildung, wie meine alte Mutter zu sagen pflegte, leer läuft. Die Natur wurde unser Feind, weil wir durchaus nicht mehr zu ihr gehören und in das Leben der Mechanik eingetreten sind. Es hält nicht Schritt mit einfachen Begriffen der Gesittung, ohne welche die Harmonie des Zusammenlebens undenkbar ist. — Dort seit Jahrhunderten schon Stillstand, woraus wir unsere Nichtachtung folgern. Alles trägt den natürlichen Stempel stiller Innigkeit und Einfachheit, durchflutet von der Erkenntnis der Seele, welche das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit har-

monisch gestaltet. Was hilft es uns schließlich, wenn wir durch die Luft fliegen oder auf dem Grunde des Meeres fahren können und tauschen diese Errungenschaften regen Geisteslebens gegen den Niedergang und die Verwahrlosung unserer Gesittung ein? — Eine solche Kultur muß in sich selbst ersticken und zum Verfall führen.

Wenn Rousseau sein „Zurück zur Natur" als seinen ersten Glaubenssatz aufstellte, so haben seine schwärmerischen Phantasien und Utopien ihnen ihr eigenes Grab bereitet. Er wollte schließlich nur eine Gesundung und Verjüngung der Kultur seiner Zeit, eine Befreiung von Fesseln, die seinen Zeitgenossen unerträglich schienen.

Wie sieht es heutzutage bei uns aus? — Schwarmgeister, welche das „Zurück zur Natur" predigen, haben wir genug. Mit welcher Begeisterung wird nicht in allen Gestaltungsformen hier und dort geradezu das „Primitive" gepflegt. Einzelne Intellektuelle nutzen mit ihren extremistischen Idealen — ob sie echt empfunden oder nur vorgeschützt — ihre zahlreichen Opfer aus und führen sie oft in einen Abgrund von Verirrungen. In der Regel hängt sich solchen Idealen ein krasser Materialismus in dicken Klumpen an. Bis zu solchen Entwicklungsrückschlägen, welche gerade die Abkehr von der Natur beweisen — ich erinnere nur an den Dadaismus — machen sich noch andere ungesunde Massenpsychosen geltend, die bei gesund denkenden Menschen nur einen Widerwillen erregen. Merkwürdig, daß die Führer dieser Bewegungen, die sonst so viel reden können, gar nichts gegen ihre Genossen einzuwenden haben, welche ihre „hohen" Ideale prostituieren. Geschweige denn, daß sie gegen ihre Gefolgschaft Front machen. Warum wohl nicht? — — Dennoch müssen wir durch das Primitive im gesunden Sinne sehr viel lernen.

Natürlicherweise bleibt uns nur ein Fortschreiten in der uns gewiesenen Bahn. Es ist falsch, wenn man sagt, man hat nur die Wahl, mitzumachen oder unterzugehen. Das würde ja gerade ein Verharren, einen Stillstand bedeuten, der Rückschritt ist, der den Abgrund unserer Verirrungen noch vertieft. Wie Anton Erkelenz richtig sagt: „Hier stoßen wir auf die tiefsten Fragen aller kommenden Umwälzungen. Auf eine Flucht vom Materiellen zum Geistigen, vom Äußerlichen zum Innerlichen, vom Verstand zur Vernunft, vom Wissen zum Glauben, von der äußerlichen Kraft zum inneren Wesen, zur Seele. Und weil das das Tiefste ist,

wird niemand eine endgültige Antwort, eine kurze Lösung verlangen. Denn die Lösung wird ungeheuerlich erschwert durch die Tatsache, daß wir eine allgemein erkannte Gesinnungslehre, die ebensosehr verstandesmäßig (philosophisch), wie auch gefühlsmäßig (religiös) und dabei mit den Forschungen moderner Wissenschaft verträglich ist, nicht haben. In Geschichtsabschnitten, die etwa den heutigen vergleichbar sind, standen die Kirchen bereit, die Leere auszufüllen. Heute scheinen sie diese Aufgabe nicht mehr erfüllen zu können. Aber das verpflichtet uns um so mehr, an diesen Problemen und ihren Lösungen ernstlich zu arbeiten." Das alles schließt aber eine Verjüngung und Gesundung nicht aus. Diese Reform gilt nicht für Deutschland allein, sondern ebenso für alle weißen Völker und Rassen Europas und Amerikas u. a. Wenn auch die Erkenntnis in Amerika z. B. erst später einsetzen wird, weil „heute noch" die Lebensverhältnisse sich dort erträglicher gestalten, als z. B. in Deutschland.

Auf meiner sechsten Reise 1919—1921, dieses Mal nach Holländisch-Indien — da Britisch-Indien uns noch verschlossen ist — die ich angeekelt durch unsere Selbstentmannung und Zerfleischung unternommen habe, sollte der Rousseau'sche Traum von der „Insel der Verheißung" durch den Besuch der Insel Bali für mich in Erfüllung gehen. Es sind also doch nicht alles „olle Kamellen", mit denen Rousseau, durch die rosig gefärbten Berichte über die Völker der Südsee angeregt, uns beglücken wollte.

Java ist wie andere Länder von Insulinde an und für sich schon ein herrliches Fleckchen Erde, wo man von den Folgen des sozialen Übels der Heimat wie in einem Kurort genesen kann. Kommt man von dort aus nach Bali, so glaubt man sich bald, trotzdem nur eine schmale Meeresstraße die Inseln trennt, in ein ganz anderes Land, ja in eine andere Welt versetzt. Bali ist bisher in nur wenigen Reisebüchern erwähnt, auch gibt es dort noch keine Hotels, sondern nur Rasthäuser für Europäer. Das aber ist das Glückhafte am Schicksal dieser Insel.

Dr. Gregor Krause's Werk[1]), dem ich einige mit Anführungsstrichen versehene Sätze entnommen habe, bringt uns das glückliche Völkchen der Smaragdinsel näher, das er während des Krieges als Arzt studieren konnte. Ich versuche in dem folgenden kurzen Abriß mich aller Überschwänglichkeit zu enthalten. Ich bin kein Freund von dem süßen Asienkult, der sich hier und dort in Eu-

[1]) „Bali, von Gregor Krause, Folkwang-Verlag, Hagen i. Westf. 1920."

ropa breit macht. In Deutschland mehr, weil wir zu leicht geneigt sind, uns mit zu hohen Idealen, die nicht praktisch verwirklicht werden können, zu befassen, statt uns mit naheliegenderen Idealen zu bescheiden.

Die Bewohner Balis sind Hindus, die vor dem Ansturm der mohammedanischen Malaien zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus Java flüchteten. Es sind wohl gerade die intellektuellen Hindus gewesen. Sie vermischten sich dort mit ansässigen Malaien. Ihre Religion, in der sie ganz aufgehen, die sich in inniger Vermählung mit ihren Wünschen und Hoffnungen und der sie umringenden Natur anschließt, hat sich im Laufe der Zeit mit buddhistischen Lehren vermischt. Viele animistische Gebräuche haben sie beibehalten. Diese Religion hat es einzig verstanden, sich dem Kulturentwicklungsstand und der Ideenwelt dieser darum beneidenswerten Naturmenschen anzupassen.

Menschen und Völker, die in der beneidenswerten Lage sind, ganz in ihrer Religion aufzugehen, in ihr und mit ihr zu leben und zu sterben, sind außerordentlich glücklich zu nennen. Dr. Krause berichtet auch, wie die christliche Mission dort „nichts" ausgerichtet hat. Wenn man versucht, sich in die Natur- und Götterwelt der Balier hineinzuversetzen und die Erfolge ihrer Religion vorurteilsfrei betrachtet, so kann man mit dem Balier mitempfinden und verstehen, daß das aufgepfropfte Reis des naturfremden Christentums des Abendlandes sich hier nicht entwickeln konnte.

Die Rassenmerkmale zeigen entsprechend ihrer Vermischung zwei verschiedene Haupttypen. Einmal einen indo-javanischen Typus wie man ihn auch noch rein auf Java antrifft, anderenteils einen malayischen Typus und aus beiden sich ergebende Vermischungen. Vor allem fallen bei einem hervorragend schönen Körperbau die Langköpfe mit feingeschnittenen Nasen und dünnen Lippen gegenüber den malayischen Breitköpfen mit dicken Nasen und Lippen auf. Erstere ähneln sehr den Bewohnern von Cochin und Travancore, besonders den Angehörigen der höheren Kasten. Ich glaube auch, daß es kein Zufall ist, daß die Haartracht der Bali-Frauen z. B. die gleiche wie die jener Kasten ist.

Das Kastenwesen ist in einer viel gemäßigteren Form wie in Britisch-Indien noch vorhanden. Es äußert sich harmonisch in der Hochachtung der Mitglieder niederer Kasten vor den höheren, dem Respekt der Jugend vor dem Alter aus.

Ja gerade freudiger Gehorsam ist ein hervorstechender Charak-

terzug der Balier. Denn Leben ist nicht allein Wille zur Macht, sondern auch Wille zum Gehorsam. Wahrheitsliebe und das Recht des Eigentums, wie sie naturgemäß auch bei allen primitiven Rassen vorhanden, sind tief verwurzelt. Ein ausgeprägter Ordnungssinn bei ihren Arbeiten, wie bei ihren Versammlungen, bei Hahnenkämpfen und religiösen Festen, wobei sich die Zügelung ihres heißen Temperaments geradezu vorbildlich zeigt, ist ein Merkmal ihrer hohen Disziplin.

Man braucht nur einen Kuli bei Straßenbauten oder einen Bauern nach dem Weg zu fragen, so erstaunt man über die freundliche und taktvolle Auskunft. Dankt man ihm dafür, so grüßt er mit einer grandezza, die geradezu als ritterlich zu bezeichnen ist.

„Arbeit ist dort eine rein menschliche und damit auch eine soziale Funktion. Sie ist eine natürliche, leibliche Äußerung, wie Essen, Schlafen, Faulenzen, Begatten, wie Wachsen, Blühen und Gedeihen."

Die Frauen sind ein Bild der Anmut in ihrem Stolz und echter Weiblichkeit. Die Kinder zeigen eine ausgeprägte Vertrauensseligkeit, auch dem Europäer gegenüber. Überall herrscht dort ein natürlicher Frohsinn, ohne jemals in Roheit auszuarten. Ja die Fröhlichkeit der Sonnenstrahlen scheint auf allen Gesichtern ausgebreitet, die sich auch in ihrer Liebe zur Musik, zum Tanz, zur Kunst, wie auch zu Tieren und Blumen kundgibt. „Eins sein ist hier Gemeinschaft mit Göttern, Tieren, Pflanzen und Menschen."

Alles Böse kommt bei ihnen von den Dämonen und nicht wie bei uns von den Mitmenschen, was statt Nächstenliebe nur gegenseitigen Haß sät.

Das Glücksgefühl als Mensch auf Bali zu leben, bewahrt der Balier bis zu seinem Tode. Während ich in Saugor in Britisch-Indien einst einem zum Tode verurteilten Hindu das fromme Gebet abhörte, daß er bei seiner Wiedergeburt auf Erden lieber ein Affe oder eine Kuh, — beide Tiere sind ihm heilig, — statt wieder ein Mensch werden möchte, ist der Wunsch des sterbenden Baliers, als Balier wiedergeboren zu werden. „Er kann sich kein größeres Glück vorstellen, als so schnell wie möglich im Tau des Morgens, dem Schweiße der Erde, auf sein köstliches Eiland wieder herabzusteigen, um sich in dem Körper eines gerade Neugeborenen zu inkarnieren." Auch ein Beweis zur Pflege der dort streng geübten Tradition.

Doch genug von den Tugenden der Balier, die unserem Ohre ganz fremd, ja unwahrscheinlich klingen. Sie sind ihnen auch nur in

ihrer insularen Begrenztheit, fernab von der großen Völkerstraße von und nach dem Abendlande, nach Amerika und Australien geblieben. Wenn es nur möglich wäre, die Insel als ein einzigartiges, großes Naturschutzdenkmal, so wie sie noch ist, zu erhalten. — „O, rühret nicht daran!" —

Da hält es schwer, sich zum „orang blanda"[1]) in unsere geschäftig nüchterne, kalte, jetzt nur auf den Dollar eingestellte Umgebung zurückzufinden. Ich habe aber dort wieder den Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschheit wiedergefunden, wie er sich auch im Verkehr mit primitiven Völkern uns aufdrängen muß.

Mit Ernst Fuhrmann stimme ich überein, wenn er in seinem Bericht über die Malaien sagt:

„Überall, wo wir alte Kulturen antreffen, müssen wir versuchen, von ihnen und durch sie unser ältestes Wissen und Wollen wieder zu erkennen und zurückzugewinnen, weil wir eine ungeheure Kraft brauchen, wenn wir uns zu einer innerlichen Entwicklung aufraffen wollen. In jedem Augenblick, in dem wir scheinbar (?) ferne und fremde Völker verachten oder verkennen, verlieren wir nur ein wichtiges Stück unserer Vergangenheit." Das gilt für uns Deutsche, wie auch für alle übrigen weißen Kulturmenschen.

Durch die schnellen modernen Verkehrsmittel sind wir allen Völkern, auch den von uns am meisten entfernt wohnenden, in verhältnismäßig kurzer Zeitspanne sehr nahe gerückt. Die Vertreter der alten östlichen Kulturen zeigen umgekehrt ihrerseits auch immer mehr das Bestreben, von uns zu lernen. Wie köstlich drückte sich doch schon der „alte Buddha", die hochbedeutende Kaiserinwitwe von China aus, als sie nach den Boxerunruhen in einem ihrer Reformdekrets die Edlen ihres Reiches aufforderte, die Länder der weißen Barbaren aufzusuchen, „damit vielleicht doch noch der Klumpen ihrer Unfähigkeit in Gärung gerate". — Der Appell kam zu spät.

Ein Hauptübel für Deutschland sehe ich zur Zeit in seiner Übervölkerung. — Nichts befördert die Entartung der Sitten mehr, als wenn dem einzelnen Menschen, als wie der Gesamtheit, die nach Licht und Luft ringt, die Ellenbogenfreiheit genommen wird. Je mehr man bei uns die Menschen zusammenpfercht, um so größer sind die Reibungsflächen, wo Neid und Haß, alle niederen Instinkte

[1]) malayisch, „weißer Mensch".

des homo sapiens pilzartig gedeihen. In den sozial höchst entwickelten Ameisen- und Bienenstaaten ist scheinbar diese Frage gelöst. Ich will noch lange nicht die Tierstaaten zu Ebenbildern menschlicher Gesellschaftsordnungen erheben, wenn ich daran anknüpfe und der Lehre von Herbert Spencer folge, der glaubt, „daß die Zeit des größtmöglichen Menschenleids noch bevorsteht und daß sie mit der Periode des größtmöglichen Bevölkerungsdrucks zusammenfallen wird." Lafcadio Hearn schließt daraus: „Ich glaube, daß dieser lange Kampf unter anderem auch eine ungeheure Steigerung der menschlichen Intelligenz zur Folge haben wird und daß sie sich auf Kosten der menschlichen Fruchtbarkeit vollziehen wird. Aber diese Einbuße an reproduktiver Kraft wird zur Herbeiführung der höchsten moralischen Zusände nicht genügen. Sie wird nur den Bevölkerungsdruck erleichtern, der die hauptsächlichste Quelle des menschlichen Leids ist. Die Menschheit wird dem vollkommenen Gleichgewichtszustand nur nahekommen, ihn aber nie erreichen. Es sei denn, daß irgendein Mittel zur Lösung der ökonomischen Probleme entdeckt würde, etwa so wie die sozialen Insekten sie durch Unterdrückung des Geschlechtslebens gelöst haben." Die Unterdrückung des Geschlechtslebens bei den sozialen Insekten ist wohl durch Anpassung und Vererbung, also durch eine natürliche Entwicklung im Laufe gewaltiger Zeiträume entstanden.

Für die Menschheit würde es eine Utopie bedeuten, darauf warten zu wollen, wenn auch die Verkümmerung und die Verrohung des Geschlechtslebens im Abendland — beides Entartungserscheinungen — vielleicht schon der Anfang zur teilweisen Unterdrückung des Geschlechtslebens sein kann und ihr vorarbeitet. So wird sie mit der Zeit schon Anpassung.

Die Wissenschaft hat das Mittel zur Unterdrückung des Geschlechtslebens in den Röntgenstrahlen inzwischen entdeckt. Die Anwendung des Mittels setzt eine zunächst undurchführbare Gewaltmaßregel beim Menschen, ein Verbrechen an der Verfügungsfreiheit über seinen Körper, also über „das Ureigenste", was er besitzt, voraus. Es könnte nur z. B. bei der gewaltsamen Einführung der künstlichen Zuchtwahl, die im Gegensatz zu der gesunden sich natürlich entwickelnden steht, in Frage kommen. Das Verfügungsrecht über den eigenen Körper hat vielfach im Abendland, auch in Deutschland, wo es durch Gesetze sanktioniert und auf Kosten der persönlichen Freiheit eingeschränkt wird, ge-

litten. Bei allen Naturvölkern und den Völkern alter Kulturen des Ostens ist dieses nicht der Fall, weil sie der Natur treu geblieben sind. Überhaupt, welch „liebliche“ Perspektiven stehen dem Einzelindividuum“ im sozialen Überbevölkerungsstaat, wenn wir nicht einen natürlichen Ausweg finden, in Zukunft noch bevor. Ich warne Neugierige, in diesen Beziehungen Fäden nach verschiedenen Richtungen hin zu spinnen. Wenn man doch erst bei den leitenden Stellen den Anfang einer Erkenntnis für den Krebsschaden der Überbevölkerung finden könnte. Ja, man erschwert noch vorläufig außerordentlich den kleinsten Aderlaß in Deutschland, die Auswanderung wie die Ausreise nach weniger bevölkerten Ländern. Wenn doch erst ein solcher Klumpen bei uns aus der Starre in Gärung geraten würde, während doch bisher so viele andere Klumpen, scheinbar zwecklos, in Gärung geraten sind.

Dazu kommt noch die Unvernunft unserer Feinde, die uns unserer Kolonien beraubten. Allein schon aus den vorher angegebenen Gründen ist der Verlust unserer Kolonien ein großer Hemmschuh unserer notwendigen Neuentwicklung. Abgesehen von ihren Werten für Ackerbau, Handel und Industrie, mit ihren Anregungen auf allen Gebieten naturwissenschaftlichen Denkens, lag ihr höchster Wert in unserer nahen, dadurch ermöglichten Berührung mit niederen Natur- und alten Kulturvölkern. Ein unerschöpflicher Jungbronnen für unser eigenes Volk ist damit zunächst verschüttet worden, dessen Quellwasser uns in erster Linie verjüngen sollte und uns befähigte, die dringendsten Bedürfnisse unserer Zeit richtig erfassen zu können. Drum um so mehr ist es not: „Geht in die Wälder und werdet Menschen!“

Durch eine engere Fühlungsaufnahme mit Kolonien würden wir auch mehr „common-sense“ erwerben, den die Engländer besitzen. Common-sense würde für uns in vielen Beziehungen eine praktischere Bedeutung haben, als die Gründlichkeit unseres schulmeisterischen Wissens. Was haben wir mit unserer Schulweisheit bisher z. B. politisch-praktisch erreicht? — Die aus engem Gesichtskreis entspringenden Folgen tun in unserer Entwicklungsstufe besonders wehe. Ich denke — wir haben heutzutage genug Schmerzen. —

Der Zerstörung des Schatzes von Sitten und Gebräuchen, die wie ein festes Knochengerüst den sozialen Körper tragen müssen, kann sehr wohl die Stärke der Rasse entgegentreten. Die Rasse ist immer noch ein Bollwerk für die Grundgesinnung der Menschen.

Sie fördert die Seele und den Geist, der hinter allem Verstand thront. Nichts belehrt mich in dieser Frage eindringlicher, als wie Indien mit seinen starken wie schwachen, seinen hochwertigen wie minderwertigen Rassen. Ich will nur hier an einige Rassenunterschiede in Europa erinnern, ohne jede politische Absicht. —

Meine Zuversicht vor dem Kriege, daß uns der russische Alp, der von uns mit seiner riesigen Übermacht an Menschenmaterial gefürchtet wurde, nicht zermalmen würde, hat die Geschichte als richtig erwiesen. Eine hervorstechende Charaktereigenschaft dieser Slaven vom Amur bis zur Weichsel ist u. a. ihre Zerstörungswut, die den Germanen ursprünglich fremd ist. Sie zeigte sich bei ihnen schon vor dem Kriege in ihrer Gesamtheit durch den mutwilligen Drang, ihre Naturdenkmäler zu vernichten, wie sie sich auch bei irgendeinem Anlaß bei dem einzelnen Individium auffällig zu betätigen suchte. Noch krasser tobte sich diese Eigenschaft in der sinnlosen Vernichtung von unersetzlichen Werten während der Revolution aus. Mit dieser Zerstörungswut geht Hand in Hand ihre Schwerfälligkeit beim Aufbau. Wir haben die Russen, trotz unserer Minderzahl, mit unseren höher stehenden Rasseneigenschaften überwinden können, — ich glaube, diese Ansicht ohne ein Gefühl falschen Dünkels aussprechen zu können.

Zum Pessimismus bei uns Deutschen ist kein Anlaß, so lange nicht die Degeneration unserer Rasse im Sinne der Gobineau'schen Rassenwertung rapide fortschreitet. Hier liegt wieder ein Klumpen, daß der Völkerwanderung von Osten her keinerlei Schranken geboten werden, die uns schmarotzend verheert und uns nur noch mehr in den Pferch zwängt. Was für Sklaven werden wir doch durch die Freiheit, bei der wir uns selbst nicht mehr rühren können. Die Entartung kann aber nur im Laufe mehrerer Generationen vor sich gehen und es ist undenkbar, daß die Brüder und Söhne unserer Helden vom Schlachtfeld nach der tiefen Erniedrigung durch unsere Feinde und durch uns selbst, all' ihre früheren glänzenden Eigenschaften heute verloren haben sollten. Auch heute wieder sehen wir die Widerstandskraft der zähen Westfalen gegen fremde Ausbeutung — wie auch immer der Kampf an der Ruhr auslaufen möge. Darin offenbart sich uns der Wert einer guten Rasse für die gesamte deutsche Gemeinschaft. Dämmert es vielleicht diesem oder jenem, der gern das Menschengeschlecht international oder ohne prominente Rasseneigenschaften sehen möchte, was eigentlich in Wirklichkeit Rasse — und Blutseigenschaften

bedeuten? — Dämmert es nicht den Pazifisten, daß ihre internationalen Pläne uferlos sind und daß ihre Ideen gegen die Naturgesetze verstoßen? — Nein! — Schon nicht aus vorgeschützten Idealen und aus Prinzip. „Und Blut ist doch immer noch dicker als Eisen!"

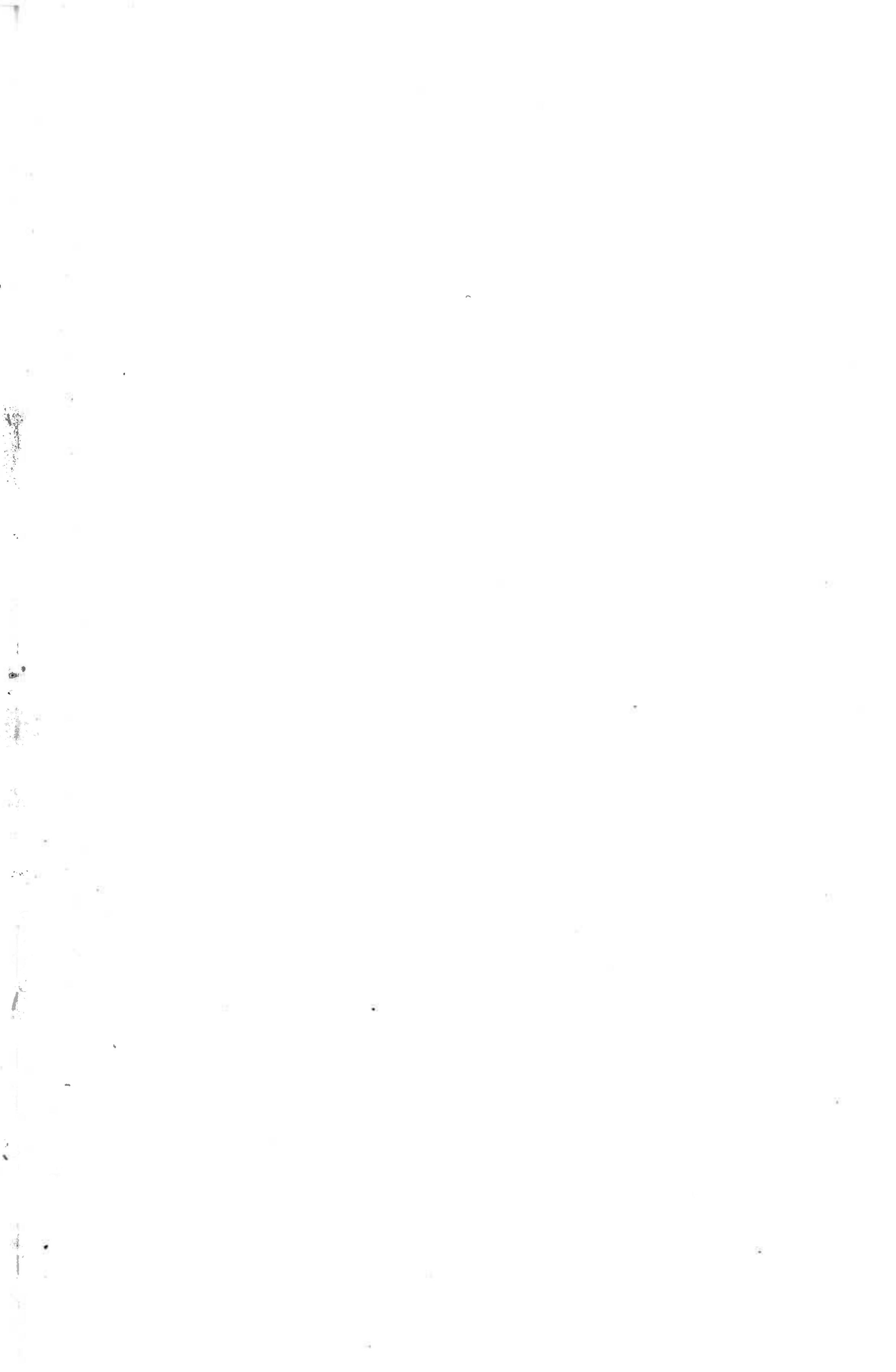
Weitere Analogien kann man aus dem Dschungel für viele Lebensfragen, auch in Ansehung unserer sozialen und wirtschaftlichen Kämpfe, wie aus einem aufgeschlagenen Buche finden — man muß es nur zu lesen verstehen.

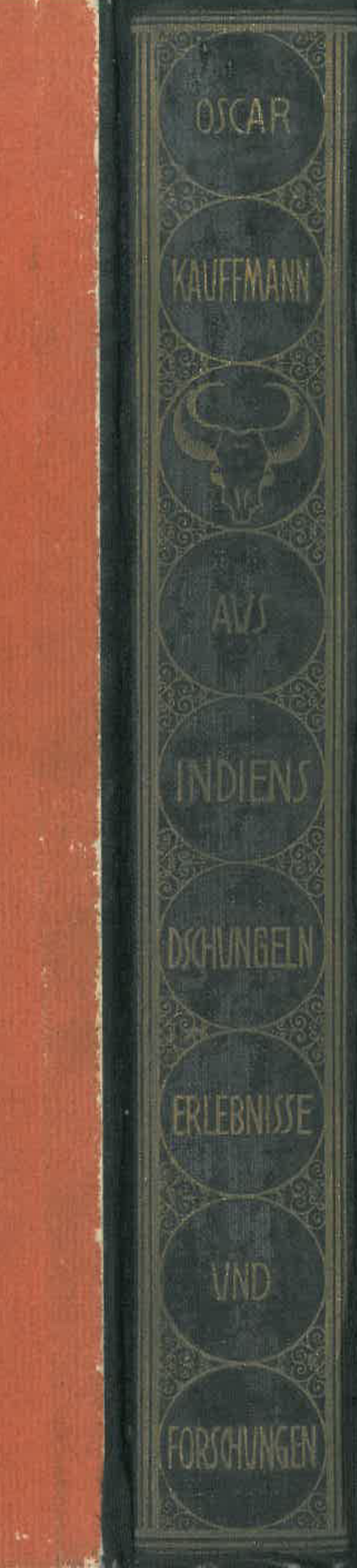
Ich erinnere an Kiplings Sinnbild in seinem Dschungelbuch, den Kampf zwischen Mowgli und Shere Khan — derselbe Kampf um die Macht, der heute zwischen den Weltanschauungen der beiden Antipoden Friedrich Nietzsche und Karl Marx tobt.

Was ich in diesem Buche dargelegt habe, ist wie alles Wissen Stückwerk, aber — the tree of knowledge is not the tree of life! — Es ist nur ein Bruchteil dessen, was mich das Dschungel und auch die alten Kulturen des Ostens gelehrt haben. Auch bin ich mir bewußt, daß nur ein Bruchteil der Leser meinen „Streiflichtern" zustimmen wird. Das ist nur eine zu natürliche Folgeerscheinung. Lebensanschauungen und Erfahrungen werden auf verschiedenen Wegen gewonnen und sind auf verschiedenen Voraussetzungen basiert. Was dem Einen sin Uhl, ist dem Andern sin Nachtigall. Dazu kommt, daß ich meine im fernen Osten erworbenen Kenntnisse auf Universitäten nicht hätte erwerben können. Die Geschichte, besonders die aus dem finsteren Mittelalter bis zur neuesten Zeit lehrt uns, daß das Wissen und die Offenbarungen, direkt aus dem Born der allgewaltigen Natur geschöpft, immer zunächst dem heftigsten Widerstand und Verfehmungen ausgesetzt waren. Um so mehr, als sich die Umwelt von der Natur entfremdet hatte. Wer hier wider den Stachel löckt, wird angepickt, ja wenn möglich, von der Zunft totgepickt.

Mein Weg führte mich weit hinweg aus dem Abendlande, wo ich wurzelte, abseits der Heeresstraße in die noch mit Tau benetzten Dschungelpfade des Ostens, wo man Früchte pflückt, die nicht jedermanns Geschmack sind, die aber unseren Ahnen zur Nahrung dienten.

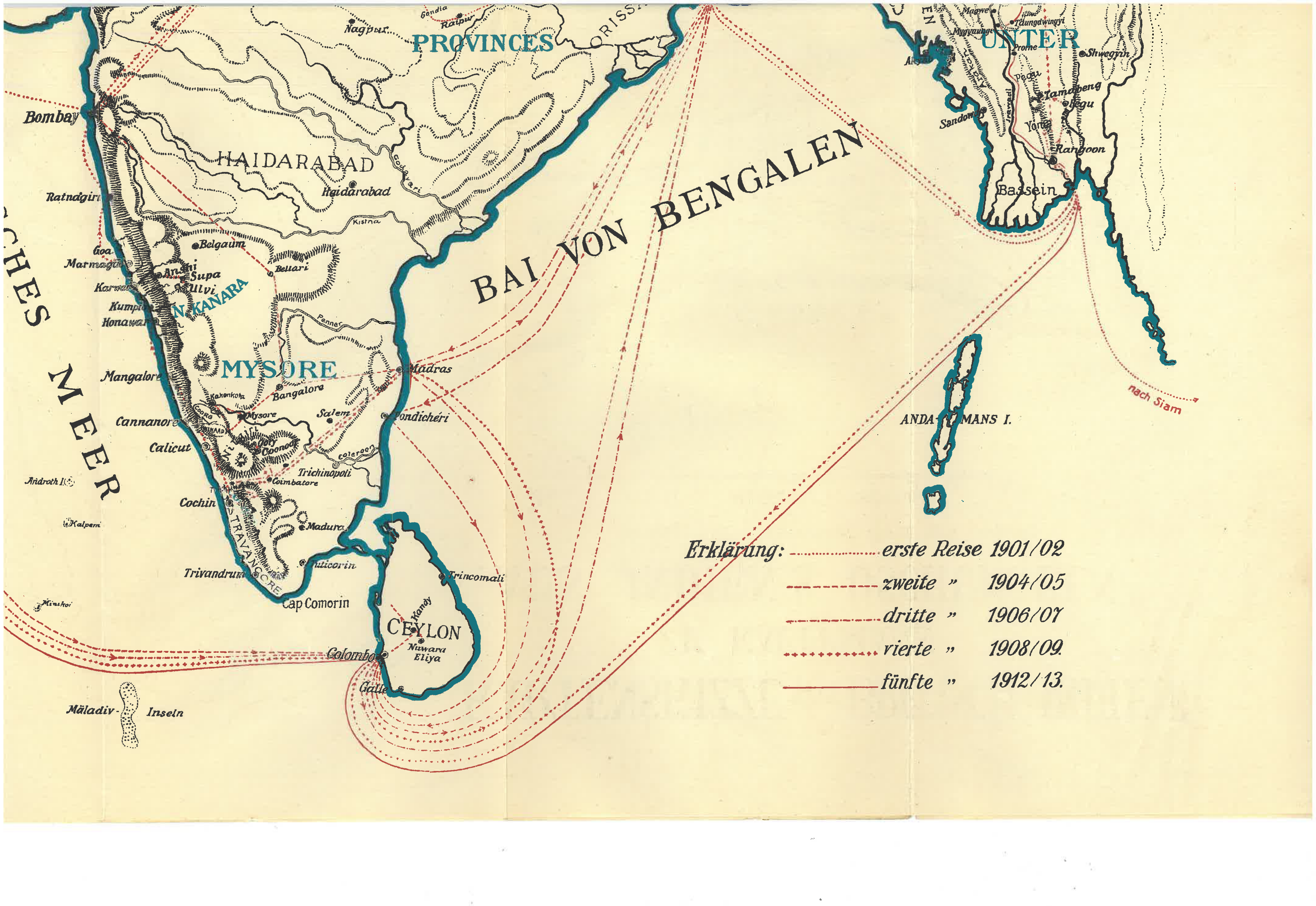
„Wer Perlen finden will, muß in die Tiefe des Meeres tauchen." — Ich bin hineingetaucht und habe Perlen gefunden. Ich halte sie für echt.




OSCAR
KAUFFMANN
AUS
INDIENS
DSCHUNGELN
ERLEBNISSE
UND
FORSCHUNGEN



KARTENSKIZZE VON BRITISCH JNDIEN
ZU KAUFFMANN
„AUS JNDIEN'S DSCHUNGELN"
Verlag: Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig.
Maſsstab 1: 7500000.
100 50 100 100 200 300 400 500 600 700 Kilom.
Kilom.
AFGHANISTAN
BELUTSCHISTAN
N. W. PROV.
Peschawar
Rawal Pindi
KASHMIR
Srinagar
Islamabad
LADAK
KAROKORAM
PUNJAB
Lahore
INDUS
Sadledsch
Simla
Ambala
Sampla
Delhi
TIBET
Himalaya-Gebirge
NEPAL
RAJPUTANA
Jodhpur
Jaipur
Agra
Gwalior
UNITED PROV.
Lucknow
Cawnpur
Allahabad
Benares
Patna
Ganges
CENTRAL INDIA
Bina
Bhopal
Saugor
Jabalpur
Piparia
Nerbudda
Mandla
Seoni
Balaghat
Gondia
Raipur
Nagpur
CENTRAL-PROVINCES
ORISSA
W BENGALEN
Calcutta
Goalundo
Darjeeling
Bhutan
Akas
Daflas
Miris
Goalpara
Dhubri
Tezpur
Brahmaputra
Sibsagar
Golaghat
Sadiya
ASSAM
GARO BERGE
Khasi
JAINTIA
OST-BENGALEN
Dacca
Comilla
Cachar
Manipur
Kohima
Naga-Berge
Chittagong
Luchais
OBER
BURMA
Bhamo
Katha
Shwebo
Mandalay
Shan Staaten
Pakokku
Magwe
UNTER
Prome
Shwegyin
Toungoo
Pegu
Rangoon
Bassein
Sandoway
Akyab
Karachi
CUTCH
KATHIAWAR
Tapti
Bombay
HAIDARABAD
Haidarabad
Kistna
Ratnagiri
Belgaum
Goa
von Port Said. Sept. 1901
ARABISC
VON BENGALEN



BAI VON BENGALEN
HAIDARABAD
MYSORE
PROVINCES
N. KANARA
MEER
CEYLON
ANDAMANS I.
Bombay
Ratnagiri
Goa
Marmagao
Karwar
Kumpta
Honawar
Mangalore
Cannanore
Calicut
Cochin
Trivandrum
Cap Comorin
Androth I.
Kalpeni
Minikoi
Mäladiv-Inseln
Nagpur
Raipur
Haidarabad
Belgaum
Bellari
Supa
Ulvi
Bangalore
Mysore
Salem
Madras
Pondichéri
Trichinopoli
Coimbatore
Madura
Tuticorin
Colombo
Galle
Kandy
Nuwara Eliya
Trincomali
Rangoon
Bassein
Prome
Pegu
Shwegyin
Sandoway
nach Siam
Erklärung:
erste Reise 1901/02
zweite " 1904/05
dritte " 1906/07
vierte " 1908/09.
fünfte " 1912/13.